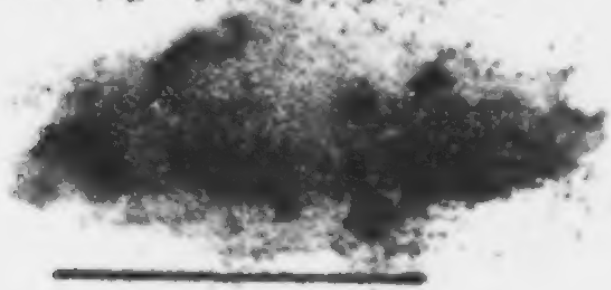
Julius und Minna.

oder

Karakteristische Züge

des

menschlichen Herzens.



(I, 1.)

Gera, 1784.
bei Heinrich Gottlieb Rothen.

Univ. Bibl.
München

Vorerinnerung.

Anfangs hatte der Verfaſſer beſchloſſen beide Theile dieſer Geſchichte auf einmal herauszugeben. Zufällige Umſtände haben dieſes verhindert. Da nun aber Julius in dem erſten Theile nur ſelten auftritt; ſo könnte manchem der gewählte Titel deshalb nicht paſſend ſcheinen. Der Verfaſſer ſieht ſich daher genöthigt die Leſer zu errinnern, daß die eigentlichen Be-

gebenheiten der Hauptperſonen dieſer Geſchichte, wodurch ſie ſich von andern Werkeltags Selen auszeichneten, erſt im zweiten Theile vorkommen werden. Allein dieſer erſte mußte nothwendig ſo ausführlich vorher gehen, wenn der zweite verſtanden werden ſollte.

Der Verfaſſer.

Julius und Minna.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel

Kaum hatte die tobende Natur aufgehört, die Sterblichen mit ihren Donnern und Blizzen zu erschrekken, als Julius — der Held dieser Geschichte — nach einigen Blikken auf die ihn umgebenden Schönheiten der Natur, und nachdem die Sonne aus dem verschwindenten düstern Gewölk wieder, noch glänzender als sonst, hervorgetreten war — ermüdet theils von der beschwerlichen Reise, die er schon gemacht hatte, theils niedergebeugt von den Mühseligkeiten dieses Lebens, und von dem kummervollen Zustande, in welchem er sich befand, unter einem hohen, aber dik-

belaubten Eichbaume hinsank, und vor Mattigkeit des Körpers einschlummerte.

Hat je ein Mensch das Mitleiden zärtlicher und gefühlvoller Herzen verdient, hat je einer Anspruch auf ihre Erbarmung, auf ihr thätiges Mitleiden machen dürfen, war je einer in einer Lage, die selbst Barbaren erweicht haben würde; so war es gewiß eben dieser Julius, dessen Geschichte ich meinen Lesern mitzutheilen beschlossen habe. Noch vor wenigen Tagen geliebt von dem beßten Fürsten, geschäzt von jedermann wegen seiner vortreflichen Eigenschaften des Verstandes und Herzens, angebetet von dem reizendsten, schönsten und tugendhaftesten Mädchen — von der vortreflichen Minna — ist er izt durch einen im Grunde sehr natürlichen, sehr gewöhnlichen, doch aber äuserst seltsamen Wechsel in die traurigste Lage von der ganzen Welt gesezzt. Entfernt von seinen Vaterlande, beraubt von einer unnatürlichen Klasse von Menschen alles dessen, was zum menschlichen Leben das nothwendigste ist, beraubt aller Lebensmittel, aller Kleidungen, und was freilich in unsrer

beßten

beßten Welt das ſchlimmſte unter allen Uebeln iſt, alles Geldes, wodurch er ſich dieſe und jene von mitleidigen Herzen hätte wieder anſchaffen laſſen können; lag er itzt, ganz nakt, ſo wie die gutgeſinnte Mutter Natur ihn geſchaffen hatte, an Händen und Füſſen gebunden, unter einem hohen Eichbaume. Was das ſchrekkliche ſeiner Lage noch vermehrte, war, daß ihn Räuber, die ihn ſo unmenſchlich, ſo barbariſch beraubten, fern von der Straße hinwarfen, damit ja nicht etwa ein mitleidiger Samaritan ihn antreffen, und vom gewiſſen Tode erretten möchte. Selbſt die Natur ſchien ſich mit dieſen Barbaren gegen den guten Julius verſchworen zu haben. Kaum hatten ſich die Barbaren entfernt, als der heitere Himmel mit finſtern Wolken umzogen wurde; er öfnete ſich, tauſend Blizze erhellten die finſtergewordenen Erde, der Donner rollte und heftige Regenqüſſe kühlten zwar den erhizten Erdboden, fielen aber unſerm Julius um ſo beſchwerlicher, da er von allen Kleidungen entblößt war.

So gewiß auch die meiſten Sterblichen in einer ſo ſchrekklichen Lage in den höchſten Grad von Verzweifelung gerathen ſein, und alle Rettung als leere, täuſchende Hofnungen angeſehen haben würden; ſo verſichern doch alle Nachrichten, die wir nur immer von dieſem mitleidenswürdigen Julius haben einziehen können, daß er ſelbſt nakt, ſelbſt gebunden, ſelbſt begnadigt von der gütigen Natur mit einem ſo heftigen Regenguſſe einen ſo hohen Grad von Gleichgültigkeit habe blikken laſſen, der ſogar eine Klaſſe von Menſchen, von der wir bald zu reden Gelegenheit haben werden, in Erſtaunen verſezte.

Vermuthlich wird dieſer behauptete ſo hohe Grad von Gleichgültigkeit in ſolchen unglüklichen Umſtänden den meiſten unſrer Leſer ſo unwahrſcheinlich vorkommen, daß wir es für nüzlich und nothwendig erachten, ſie von der Wahrſcheinlichkeit und Gewisheit dieſes Heldenmuths unſers Julius zu überführen.

Unſre Ueberzeugungen haben auf uns gröſtentheils die Wirkung, daß wir für ſie, wo nicht gern, doch wenigſtens mit Gleichgültigkeit

kei Martirer werden. Ich habe wohl nicht nöthig, dieſen Saz durch ſpychologiſche Gründe a priori zu erweiſen; ich darf mich nur auf die Geſchichte ſelbſt berufen, und jeder, der nur einigermaßen in derſelben bewandert iſt, wird mir dieſen Saz als den währeſten von der Welt einräumen. Ich mache aber ausdrüklich dabei die Einſchränkung gröſtentheils. Denn bei weniger erhizten Köpfen, oder minder feurigen Herzen dürfte dies wohl ſchwerlich Statt finden. Sie ſind ſelten überzeugt, nur immer überredet, und Ueberredungen wirken zwar oft eben ſo, aber doch ſeltener als Ueberzeugungen. Der Mann, der Gründe und Gegengründe gegen einander abgewogen, und ſich im innerſten ſeines Herzens für etwas beſtimmt hat, wird für dieſes Etwas — ſei es Wahrheit oder Irrthum — Martirer werden — wenn nicht äuſere Umſtände ihn auf ein anderes Etwas hinlenken.

Julius hatte ſich ſein ſeinem ſechszehnten Jahre hauptſächlich der Philoſophie gewidmet. Er hatte alle Schriften eines Ariſtoteles, Plato, Cicero, Epiktet, Mark Aurel Antonin,

Gallildi, des Cartes, Maklebranche Spinoza, Lokke, Leibniz, Wolf, und wie alle die grosen Weltweisen von dieser beßten Welt heisen, gelesen. Von keiner Wahrheit hatte er sich so sehr überzeugt, als von der Meinung, daß es eine Vorsicht gebe, die alles zum Besten des Ganzen hinlenke, daß zwar sehr oft dem Anscheine nach, das Individuum dadurch leide, daß aber am Ende dennoch das Individuum durch diese Leiden für das allgemeine Wohl selbst glüklich, und zwar glüklicher werde, als es ohne diese Leiden hätte werden können. Er hatte aus dieser Theorie die praktische Schlußfolge gezogen, daß man in allen Umständen seines Lebens sich glüklich schäzzen und eben daher selbst bei den heftigsten Leiden zwar sich nicht freuen, aber doch gleichgültig sein könne und müsse. Und durch das öftere Anschauen, durch die öftere Widerholung dieser Ideen hatte er es auch wirklich so weit gebracht, daß er sich über alle Unfälle des menschlichen Lebens hinwegsezte, und allezeit glaubte, daß er gerade dadurch immer glüklicher werde.

Was

Was unſern Julius in ſeiner gegenwärtigen Lage noch mehr aufrichtete, war der Gedanke an ſeine vortrefliche Minna, um deren willen er izt in dieſen mißlichen Umſtänden ſich befand. Er hofte, daß die Vorſicht gerade dieſe Umſtände verfüge, um ihn mit ſeiner innigſt geliebten Minna wieder zu vereinigen. Auch gehörte Julius unter diejenige Klaſſe von Menſchen, welche durch jede ſchöne Naturbegebenheit oder durch jeden ſchönen Naturgegenſtand in den höchſten Grad menſchlicher Seligkeit verſezt werden können. Der rollende Donner, der ſich Minuten lang im Walde hinzog und verlor, die heftigen Blizze, welche den düſtern Wald erleuchteten, der kühlende und erfriſchende Regen, das ſich nach und nach verziehende Gewölke, die in jungfräulicher Schönheit wie der hervorkommende Sonne, die von den balſamiſchen Ausdünſtungen der Waldkräuter durchwürzte Luft, waren lauter Gegenſtände, die in ihm den höchſten Grad von Empfindſamkeit rege machten. Nothwendiger Weiſe mußten nach ſpichologiſchen Geſezzen in ihm ſeine Lieblingsgedanken rege werden. Der Gedanke an

rine alles regierende Vorſicht, und an Minna, die ſo ganz in ſeinem Herzen lebte — jene natürlichen Schönheiten, dieſe entzükkenden Gedanken machten ihn alles Ungemachs, daß er bereits erlitten und daß ihm noch bevor ſtand, vergeſſen. Er glaubte ſich den Glüklichſten unter allen Sterblichen, und voll von dieſer eingebildeten Seligkeit ſchlummerte er mit dem Gedanken an die Vorſicht, und ſeine Minna ein.

Zweites Kapitel.

Werber.

Julius mochte ungefehr eine halbe Stunde geſchlafen haben, als er aus ſeinem ſüſſen Schlummer von den Gebelle einiger groſen Hunde aufgewekkt wurde, die vor ihm ſtanden, und durch ihre wüthenden Gebärden ihn in ein auſerordentliches Schrekken verſezzten. Von fern hörte er ein heftiges Schreien und Lärmen, das ihm immer näher kam. Er glaubte, von neuem unter eine Bande Räuber zu gerathen, da er aber ſonſt nichts als das elende bisgen Le-

ben

ben noch übrig hatte, mit welchem, wie er vermuthete, den Räubern wohl nichts gedient sein möchte, so erwartete er sie mit aller Gleichgültigkeit. Wenn wir den höchsten Grad menschlichen Elends erreicht haben, dachte er, so gibt es nur zwei Auswege, entweder wir sterben, oder es wird besser mit uns. Dem Tode sah er mit ruhigem Herzen entgegen. Er war jedergeit ein frommer Gottesverehrer gewesen, er wuste sich keiner Hauptverbrechen schuldig, warum hätte er sich also fürchten sollen vor den Augen des Allmächtigen zu erscheinen? In diese und ähnliche Betrachtungen vertieft, während welcher die Hunde nicht aufgehört hatten, ihn anzubellen, kamen drei Werber mit großen Federbüschen auf den Hüten, und kleinen Flinten umhangen, auf ihn zu, um die Ursache des Bellens der Hunde aufzuspüren. Wie erstaunten sie nicht; als sie einen ganz nakten Menschen an Händen und Füßen angebunden da liegen sahen! Ihre erste Empfindung war Mitleiden; und sie standen daher keinen Augenblik an, ihn loszubinden. Julius dankte ihnen in

so

ſo verbindlichen Ausdrükken, und bat ſie ſo rührend, ihm einen alten Rok zu geben, daß der eine von den Werbern, der von beſſerem Herkommen, als die andern, war, und eine beſſere Erziehung als ſie erhalten hatte, ſich nicht lange bedachte, ſeinen Oberrok auszog, und den naſſen Julius damit bekleidete.

Dieſe Wohlthat war für unſern Julius größer, als wenn ihm der Werber izt Millionen geſchenkt hätte. Auch ward er ſo ſtark davon gerührt, daß ſogleich ſein Lieblingsgedanke von einer allgütigen Vorſicht rege ward, und er in laute Worte der Dankbarkeit gegen ſie ausbrach, die ſo rohe Leute, als die Werber waren, in ein auſerordentliches Erſtaunen verſezten. Bisher waren ihre Herzen voll von Mitleiden geweſen, aber bei Menſchen, die beſtändig damit umgehen, andere Menſchen elend zu machen, kann es nicht von langer Dauer ſein. Während alſo, daß Julius laut der allgütigen Vorſicht, daukte beſchäftigen ſich die zwei ungebildeten Werber, ihn mit ihren Augen zu meſſen.

Warlich, sagte der eine, ein schöner Kerl. Fünf Fuß, neun Zoll.

Bruder, erwiederte der andere, hoken mich alle Teufel, wenn er mehr als acht Zoll und zwei Striche hat.

Goz Himmel Sapperment, du wirst mir wohl messen lernen wollen. Bruder, sieh nur, wie der Kerl zusammengekrümmt ist; das bedenkst du nicht, wenn der erst recht gerichtet wird, und unser Braune seinen Kopf in die Höhe geprügelt hat; da wette ich dir, hol mich der Teufel, der Kerl mißt wohl zwei Striche drüber.

Was zankt ihr euch nun über so eine Kleinigkeit, versezzte der dritte, laßt ihn doch messen was er will. Ihr wißt ja noch nicht, ob er Lust zum Soldatenstande hat.

Lust — riefen beide einhellig — Lust wollen wir ihm schon einprügeln, oder einsaufen. Der Kerl ist auch noch jung, unsere Menschen werden ihm schon Lust machen. Wenns auf dich ankäme, fuhr der erste fort, du fütterteſt den Kerl wohl ein paar Tage, und ließeſt ihn dann laufen. Das wollen wir aber hübsch blei-

ben

ben laſſen. Wie heißt du denn Kammerad? fragte er mit rauher Stimme unſern Julius, der noch immer der Vorſicht dankte. — Nu Kerl kannſt du nicht antworten? — Julius, der die erſte Frage gar nicht gehört hatte, und auch wohl die andre nicht verſtanden haben würde, wenn ihn nicht der Werber durch einen tüchtigen Hieb aufmerkſam gemacht hätte, fragte ihn mit ſeiner gewöhnlichen Gelaſſenheit, was er von ihm begehre. Haſt du keine Ohren Hund? Wie du heißt? — Julius. — Julius, Julius, erwiederte der Werber, Kerl halt mich nicht für den Narren; ſo kann kein Menſch in der ganzen Welt heißen — Nachdem Julius einigemal betheuert hatte, daß er ſo und nicht anders heiße, ließen ſich das endlich die Werber gefallen, und führten ihn mit ſich zu den übrigen Werbern, welche vier und zwanzig Rekruten mit etwa einem halben duzzend Hunden nach . . . . transportirten. Wer die Schmeicheleien kennt, mit denen die Werber unerfahrne Jünglinge zu Soldaten zu machen bemüht ſind, der wird ſich über die Ungeſchliffenheit wundern, mit welcher dieſer Wer-

Werber unſerm Julius begegnete. Allein die Werber begegnen nur denen höflich, von welchen ſie noch nicht ganz überzeugt ſind, daß ſie Soldaten werden müſſen: aber Jünglinge, die in ſolchen bedenklichen Umſtänden ſich befinden, als Julius, ſchonen ſie nicht im geringſten. Sie glauben, daß ſie keine andre Ausflucht haben, als die, Soldaten zu werden. Zwar muß ich zur Ehre der Menſchheit geſtehen, daß der dritte beſſer gezogne Werber immer ſeine Kameraden bat, daß ſie doch den armen Teufel in Ruhe laſſen möchten. Er ſei ja ſo elend, betheuerte er, und ſo gelaſſen, daß er wohl Mitleiden verdiene; auch glaube er, daß derſelbe ſich gutwillig werde anwerben laſſen, da er in ſo elenden Umſtänden ſich befinde. Nach einigen Spöttereien über die menſchenfreundſchaftlichern Aeuſſerungen ihres Kammeraden ließen ſie endlich unſern Julius in Ruhe, und nach einigen Fragen, wie Julius in dieſe Umſtände gekommen — die er aber nur kurz beantwortete, indem er ſagte, daß er von Räubern angefallen, und alles ſeines Vermögens beraubt

wor-

worden, kamen sie endlich zu den andern Werbern und Rekruten.

Drittes Kapitel.

Beschreibung eines Rekruten-Transports.

Welches ungewöhnliche Schauspiel bot sich den Augen unsers Helden dar, als er unter Begleitung der Werber bei dem Rekrutentransporte anlangte. Noch schrekklicher schien es ihm als jenes, da die barbarischen Räuber ihn anfielen, und ihn alles dessen, was er nur immer bei sich hatte, beraubten. Voran gingen zwei grose starke Werber, mit geladenem Gewehr, begleitet von zwei barbarischen Hunden. In ihren Augen funkelte nicht Heldenmuth, nicht Patriotismus — nein, diese Tugenden sind aus dem Herzen unsrer unerzogenen izzigen Menschen verschwunden — sondern Wuth; oder vielmehr wolten sie sich hierdurch ein erhabenes, beselshaberisches Ansehen geben. Hinten drein hüpften drei leichtsinnige Franzosen, die aus Frankreichs Gefängnissen entsprungen, den deutschen Werbern aber dennoch willkom-

kommen waren: sie sangen und pfiffen, und um ihre Arme hatten sich zwei von jenen feilen Dirnen umschlungen, welche die Werber allenthalben mit sich herum führen, um unerfahrene Jünglinge an sich zu lokken, oder dadurch jene, die etwa Mine machen möchten zuentlaufen, zurükkzuhalten. Hierauf folgten einige, die auserordentlich schwermüthig daher gingen, und deren Miene es schon verrieth, daß sie sich nicht freiwillig unter dieses Joch begeben hatten. Sie sprachen kein Wort, und wenn ja eine feile Dirne sich an sie anschmiegte, und aus ihnen einige Worte hervorbringen wollte: so stießen sie dieselben so unsanft von sich hinweg, daß die Werber oft genöthigt waren, durch einige derbe Hiebe sie daran zu errinnern, daß sie diese Dirnen hochschäzzen müßten. Auf sie folgten verschiedene alte Soldaten die mehr als zehn Regenten schon gedienet hatten, und nun versuchen wollten, ob es bei dem eilften besser sei, als bei den vorhergehenden. Den Beschluß machten wieder einige Werber mit Hunden, damit ja nicht einer entlaufen möchte, oder damit man ihnen durch diese Hunde gleich nach-

ſezzen laſſen könne, wenn es doch einer oder der andre wagen wolte. Alle insgeſammt, die tiefſinnigen ausgenommen, ſangen und pfiffen, und ſchienen gar keine Ahndung von dem Zuſtande zu haben, in welchen ſie nun bald verſezt werden ſolten. Julius ſtaunte ſchon von weitem dieſen Trupp elender Menſchen an. Wie ſehr befremdete es ihn nicht, daß dieſe Dirnen ſtäts umher liefen, und bald dem einen, bald dem andern um den Halß fielen, bald dieſen, bald jenen küßten, und ſich alle Ungezogenheiten, alle Neckereien von den munteren Rekruten gefallen liefen. Die Frechheit dieſer ſchaamloſen Dirnen befremdete ihn um ſo mehr, da er noch gar kein Bordell geſehen hatte. Aber wie ſehr wurden nicht gar ſeine Ohren und Augen beleidigt, als er dem Truppe näher kam. Gott! Vorſicht! rief er ganz laut, wie tief, wie nah zum Thier kann dein unſterbliches Geſchöpf herab ſinken! Ganz anders lautete der Ausruf der Werber. Sobald die, welche bei dem Transporte geblieben waren, ihn erblikten; riefen ſie ihren Kammeraden zu. Woz alle Donner und Hagel, was für einen

Fang

Fang habt ihr gethan; neun Zoll. Da könnt ihr, hol mich der Teufel, hundert Thaler dran verdienen. Menſcher, freut euch, ſagte der andre, der bekömmt 1r v Handgeld, da könnt ihr einmal einen rechten Fiſchfang thun. Handgeld, verſezzte ein dritter, möchte wiſſen warum ſo viel; der Kerl lag ja da blinder, faſer nakt; vermuthlich gehört er zu einer Bande Spizzbuben. Fünf Gulden, mehr kriegt der Hund nicht. Wo will er ſonſt hin, er hat ja nichts zu freſſen, und zu ſaufen. Nu Kammerad, rief ein vierter den erſtaunten Julius an, komm näher, ſieh, nur, wie deine Kammeraden ſo luſtig ſind, da will ich dir ein hübſch Mädel bringen, die wird dich ſchon luſtig machen.

Ich bin weder euer Kammerad, verſezte Julius, noch habe ich Luſt, es zu werden, noch will ich mich jemals mit dieſen Mädchen abgeben; ſie ſind in meinen Augen zu verächtlich, als daß ich ſie nur würdigen ſollte, mit ihnen zu reden. Ich wünſchte, daß ihr ſo mitleidig wäret, und mir einige Biſſen Brod gäbet.

Alle Werber waren über diese sonderbare Antwort unsers Julius so erstaunt, daß sie nicht gleich wußten, was sie antworten sollten. Aber der Werber dessen mitleidiges Herz wir oben haben kennen lernen, und der sich Werner nennte, erbarmte sich sogleich des verhungerten Julius; er zog aus seinem Schnappsacke ein Stück Brod und etwas Fleisch hervor, und sagte zu ihm: „Freund, du scheinst mir nicht von gemeiner Herkunft, ich bin es auch nicht, ich habe Mitleiden mit dir, und bin dir gut; aber ich bitte dich um alles in der Welt, sprich nicht in einen so stolzen Ton mit diesen Leuten sonst dürftest du mit einem blauen Buckel deinen Verwiz büssen müssen. Deine Reden helfen dich nichts; du bist einmal unter die Werber gerathen, und nun kannst du von ihnen nicht loskommen; du mußt Soldat werden. Ueberdiß, wo willst du hin, was willst du anfangen, du hast kein Geld, bist fern von deinem Vaterlande, hast keine Kleidung, und so gern ich dir auch helfen wolte; so bin ich doch nicht im Stande, dies zu thun. Ich bitte dich also, stelle dich wenigstens izt gelassen an, be-

leidi-

leidige niemand. Im nächsten Quartier will ich mehr mit dir sprechen. Du kannst versichert sein, daß ich alles dazu beitragen werde, dich von diesem elenden Leben zu erretten. Izt will ich versuchen, das, was du gesprochen hast, bei meinen unartigen Kammeraden wieder gut zu machen.“ Und mit diesen Worten verließ er unsern Julius, der von der Gutherzigkeit dieses Werbers gerührt, ihn innigst für den guten Rath dankte, den er ihm mitgetheilt, und fest beschloß, ihm in allem, was er ihm rathen würde, pünktlich zu folgen.

Unterdessen hatten die übrigen Werber gedonnert und gewettert, daß der Kerl so frech und verwegen sei, so von ihnen und ihren Menschern zu reden, [redacted] sie schwuren, ihn mit hundert Prügeln zu strafen, sobald er mit ihren Kammeraden, dem gutherzigen Werner zu sprechen aufgehört haben würde.

Werner, der aus ihren Mienen schon las, was sie zu thun Willens waren, bat sie inständigst, ihn doch anzuhören. Der junge Mensch da, sagte er, ist von guter Geburt, und solcher Begegnungen nicht gewohnt; er hat

mir izt versprochen, freiwillig Soldat zu werden, ich bitte euch aber, laßt ihn gehen. Er hat so viel Unglüksfälle erlitten, daß er wohl darüber empfindlich sein muß. Vergebt ihm, was er izt gesprochen Er wird gewiß niemals wieder ein Wort reden. Nicht wahr, Julius? Julius beantwortete diese Frage mit ja. Und nun gaben sich die Werber auf Werners Wort zufrieden, betheuerten aber, daß wenn der Hund noch einen Muchs thun würde, ihn so derb abzuprügeln, daß er das Aufstehen darüber vergessen solte; und beriefen sich dabei immer auf die Subordinazions gesezze, gleichsam als ob Julius schon wirklicher Soldat sei.

Während der Zeit waren sie eine grose Strekke vorwärts marschirt, und die ausgelassenen Franzosen sowohl, als die alten Soldaten und Dirnen hatten beständig ihre Nekkereien mit dem guten Julius, der aber so wenig darauf achtete, daß er sich vielmehr in verschiedenen Betrachtungen über die sonderbare Wege der Vorsicht, über das Schikksal seiner angebeteten Minna, über das menschliche Elend, und über die menschliche Natur vertiefte. So

gleich-

gleichgültig auch Julius bei den Spöttereien der Rekruten und der feilen Dirnen war, und so wenig er auf dieſelben zu hören ſchien, ſo befürchtete doch Werner, der den ganzen Karakter unſers Julius noch nicht kennte, daß dieſe ihn endlich erbittern, daß er in Schmähworte ausbrechen, und ſich dann den Zorn der übrigen Werber zuziehen dürfte. Er gebot alſo den Dirnen, und Rekruten, daß ſie den armen Julius ungeſchoren laſſen möchten.

Augenbliklich war alles ſtill. Sonderbar! ſagte Julius lächelnd zu ſeinem Freunde Werner, die Leute haben kein Gelübde des Gehorſams geſchworen, und ſie gehorchen dir auf den Wink! Die Mönche verbinden ſich durch Gelübde, ihren Obern blindlings in allen zu gehorchen, und nirgendwo hat man wohl ungehorſamere Erdenſöhne, als in Klöſtern, angetroffen. Das macht, erwiederte Werner, weil wirkliche ſinnliche Schmerzen und Vergnügungen auf den Menſchen ſtärker als verſprochene geiſtige Freuden und gedrohte ewige Strafen wirken.

Während dieſer und ähnlicher Geſpräche, und während des Jauchzens und Lärmens der übrigen Rekruten langten ſie endlich in einem Gaſthofe an, wo die Werber mit ihren Transporten gewöhnlich zu übernachten pflegten.

Viertes Kapitel.

Werner erzält ſeine Geſchichte.

Sobald die Werber mit ihren Rekruten im Gaſthofe eintraten; brachte die Wirthin Brod, Käſe, Butter, Bier und Brandewein. Alle Rekruten, unſern Julius ausgenommen, ſtanden keinen Augenblik an, unter zottigten Geſängen die aufgetragenen Speiſen zu verzehren.

In jedem Gaſthofe, wo Werber mit ihren Transporten zu übernachten gewohnt ſind, halten ſich gemeiniglich eine oder mehrere von jenen feilen Dirnen auf, die, von den Werbern gedungen, den armen Rekruten die paar Groſchen Handgeld durch ihre Schmeicheleien und Ränke wieder abnehmen müſſen. Auch

in

in dieſem Wirthshauſe befand ſich ein ſolches Mädchen; die in ihrer Frechheit aber alle andere übertraf, und eben deshalb von den Werbern mehr, als allesandre geſchäzt wurde. Dieſer trugen nun die übrigen Werber, Wernern ausgenommen, ſobald ſie ankamen, auf, ſich an unſern Julius zu machen. Da Julius einen natürlichen Abſcheu gegen ſolche Dirnen hatte, und er gewöhnlich in ſehr harte Ausdrükke ausbrach; ſo könnte ihm ſeine Hizze wirklich mannigfaltige unangenehme Leiden verurſacht haben, wenn nicht Werner, der unſern Julius ſchon auſſerordentlich liebgewonnen hatte, allen dieſen Uebeln auf eine eben ſo kluge, als ſeinem Freunde vortheilhafte Art vorgebeugt hätte. Er ſagte nämlich zu ſeinen Kameraden: ich habe an dieſem Menſchen bemerkt, daß er kein Freund vom weiblichen Geſchlechte iſt; ich gebe euch mein Wort, ich will ihn anwerben, laßt ihn nur mit mir allein. Ich ſtehe euch für den Mann. Die Werber die ohnehin durch den weiten Transport (hundert Meilen hatten ſie ſchon gemacht) auſerordentlich ermüdet waren — und ſich nach Ruhe ſehnten, freu-

ten sich, daß sie nun mit Muße ihres Körpers pflegen konnten, und überließen es Wernern ganz mit dem neuen Rekruten zu machen, was ihm beliebte. Werner nahm also unsern Julius, der aller der Ungezogenheiten und öffentlichen Darbietungen dieser Dirnen herzlich überdrüßig war, mit sich in eine andre Stube und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Du dauerst mich, guter Jüngling, daß „du durch ein böses Geschik erstlich in eine „so grose Verlegenheit gesezt worden, und „dann in die Hände so barbarischer Werber ge„rathen bist. Aus deinen Gesichtszügen, aus „deinem Betragen, kurz aus allen Umständen „schließe ich, daß du von nicht gemeiner Her„kunft bist. Im voraus versichre ich dich, daß „ich alles anwenden werde, dich aus diesen „elenden Umständen herauszureisen. Wünschest „du dies; so folge meinem Rathe. Unter„wirf dich izt, laß dich anwerben, laß dich „transportiren, ich selbstwerde dich bis B** „transportiren, und da alles anwenden, dich „frei zu machen.“

Nach

Nach einigen Dankſagungen verſprach Julius ſeinem nunmehrigen Freunde Werner in allem pünktlich zu folgen, was er ihm rathen werde; obſchon er nicht umhinn konnte, zugeſtehen, daß er einen natürlichen Widerwillen gegen alles Soldatenleben habe, und auch nicht unterließ, ſeinen Freund zu bitten, daß er es doch möglich machen möge, daß er gar nicht angeworben, gar nicht transportirt werde. Werner machte ihm die Unmöglichkeit der Willfahrung ſeiner Bitte ſo handgreiflich, daß Julius alle fernere Hofnung aufgab, und ſich ganz ſeinem Freunde überließ. „Wenn es „Troſt im Unglükke und Elende iſt, fuhr hier „auf Werner fort, einen Genoſſen zu haben, „der den nämlichen Schikkſale unterworfen war; „ſo dürfte vieleicht die Erzälung der Geſchichte „meines Lebens dir einige Linderung verſchaffen. „Wenn du mir verſprichſt, eben ſo offenher„zig mir auch die Geſchichte deines Lebens zu „erzälen; ſo will ich die Stunden, die wir hier zubringen, darzu anwenden, dich auch mit den „geheimſten Umſtänden meines Lebens bekannt „zu machen.“

Gleiche

Gleiche Schikſale gleiche Unfälle, gleiche Leiden, gleiche Geſinnungen ſind am erſten geſchikt, uns zu Freunden zu machen. Julius, der ohnehin ſchon Wernern ſeiner Gutherzigkeit wegen liebgewonnen hatte, ward ihm nun noch günſtiger. Er verſprach, ihm alles zu entdekken, was er erfahren und erlitten habe, und bat ihn, die Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen.

Nachdem ſie einige Glaß Wein, die Werner hatte holen laſſen, getrunken hatten, und Julius dadurch ſich geſtärkt hatte, fing Werner an:

„Mein Vater war einer der anſehnlichſten „und reichſten Banquier in Frankfurt am Main. „Mein Vater der die nämlichen Geſchäfte getrie„ben hatte, ſtarb, da mein Vater das vier „und zwanzigſte Jahr noch nicht erreicht hatte, „und hinterließ ihm ein Vermögen von ſieben„mal hunderttauſend Gulden, und ſeine Ge„ſchäfte in dem blühenſten Zuſtande. Es ſteht „zwar Kindern nicht an, die Fehler ihrer Ael„tern zu entdekken, aber wenn dieſe Fehler von „der vernachläßigten Erziehung, oder von nicht zu

ände-

„andernden Umständen herrühren, und wenn „diese Fehler der Aeltern die Quelle der Leiden „der Kinder geworden sind, so darf, denke ich, „das Kind, wenn es die Geschichte seines Le„bens einem Freunde entdekken will, diese fri„nem Freunde nicht verhelen. Von dieser „Beschaffenheit waren die Fehler meines Va„ters. Von Jugend auf zur Häußlichkeit und „Sparsamkeit gewohnt, da mein Großvater „mit geringem Vermögen angefangen hatte, und „also ein einfaches, prachtloses Leben gewohnt „war, von Jugend auf stets Geld unter den „Händen habend, artete schon frühzeitig seine „Häußlichkeit in niedrigen Geiz aus. Jede „Pfennige waren ihm willkommen; und die „Ausgabe einiger Gulden war für ihn die „beträchtlichste Ausgabe von der Welt. Er sah „sich nicht so bald Herr eines so unermäßlichen „Vermögens, als er darauf ausging, diese „Summen noch durch die Heurath eines rei„chen Mädchens zu vergrösern. Es glükte ihm „auch eine der reichsten Banquiers Töchter in „ganz Frankfurt zur Gattin zu bekommen. „Nach den Schilderungen die mir mein Vor-

mund

„mund und andre Freunde von dieser Frau, „meiner Mutter, gemacht haben, (denn ich „hatte das Glükk nicht, sie kennen zu lernen) „so besaß sie die vortreflichsten Eigenschaften „des Herzens; und ward eben deshalb in ganz „Frankfurt geschäzt, und geliebt, aber auch „bedauert, daß sie so einen geizigen Mann, „wofür mein Vater in ganz Frankfurt bekannt „war, zum Gatten bekommen hatte. Wenn „'s blos auf die Wahl meiner Mutter ange„kommen wäre; so würde sie nie diesen Mann „gewählt haben. Allein sie war von einem „Vater abhängig, dem Geld eben so lieb als „meinem Vater war. Dieser glaubte durch ei„ne solche Parthie ein großes Glükk zu machen. „Emilie — so hieß meine Mutter — war zu „schwach, als daß sie seinen Anmaßungen hät„te widerstehen sollen, und sie ward also im „ihrem achtzehnten Jahre die Gattin meines „Vaters.

„Besaß mein Vater einen äuserst niedri„gen Geiz, war er hartherzig gegen Arme und „Nothleidende, hatte er in seinem Hause al„les auf das sparsamste eingerichtet; so war

hin

„hingegen meine Mütter äuſerſt freigebig,
„mitleidig, und in ihrem Hauſe zwar auf Spar-
„ſamkeit und Ordnung aber doch nie auf nie-
„drigen Geiz bedacht. Dieß mußte nothwen-
„dig gar bald unter ihnen Uneinigkeit erwecken;
„und nach den Verſicherungen meiner Freunde
„würde dieſe Uneinigkeit öffentlich ausgebro-
„chen ſein, wenn nicht meine Mutter mit einer
„auſerordentlichen Klugheit eine groſe Nach-
„giebigkeit verbunden hätte. Indeſſen härmte
„ſie ſich über die Unart meines Vaters ſo ſehr
„ab, daß dies nicht wenig dazu beitrug, daß
„ſie in ihrem Kindbette ihr Leben verlor, und
„mich als ihren Erben hinterließ. Mein Va-
„ter grämte ſich nicht über ihren Tod, weil er
„dadurch ein beträchtliches Vermögen bekam,
„und zugleich von dem, was mir gehörte, den
„Nießbrauch ſo lange hatte, bis er ſich wie-
„der verehlichte.

„Da er in ſeinen Geſchäften ziemlich glück-
„lich war und wenig Aufwand machte, ſo ver-
„mehreten ſich ſeine Summe ſo ſehr, daß ſeine
„liebe zum Gelde zwar nicht ganz ausgerot-
tet wurde, aber doch nicht mehr ſo ſtark war,

„als vormals. Allein noch eins ging ihm ab. „Als Kaufmann war er nur seines Geldes we„gen unter Kaufleuten, die seines Geldes be„dürftig waren, geschäzt; er wünschte daher, „durch eine zweite glänzende Ehe sich schäzbar „zu machen. Er entdekte dieß einigen seiner „Freunde, die sein Vertrauen so gleich mis„brauchten, und einigen verarmten adelichen „Familien die Wünsche seines Herzens eröfne„ten. Unter diesen befand sich der Herr von „B * * * der zwar viele Ahnen, aber auch vie„le Schulden zählen konnte. Dieses war ih„nen eine höchst erfreuliche Nachricht. Durch „eine Mißheurath glaubten sie, ihrer Familie „wieder aufhelfen und sie in den alten Glanz ver„fezzen zu können. Charlotte von B * * * „ward zum Opfer ihre Familie auserkohren; „und mein Vater ließ sich durch den Gedanken, „der Schwiegersohn eines so vornehmen Edel„manns zu sein, bethören, und vermählte sich „ein halbes Jahr nach dem Ableben meiner „Mutter mit dieser Fräulein.

„Die erste Bedingung, unter welcher „mein Vater diese Fräulein zur Gattin be-

kam,

„kam, war, daß er der verarmten Fami-
„lie ein Kapital von zweimal hunderttausend
„Gulden vorschießen mußte, welches sie ihm
„jährlich mit drei Prozent zu verzinsen ver-
„sprachen. Eine andre, daß er seiner neuen
„Gemalin sein ganzes Vermögen vermachen,
„und mich auf den Pflichtheil sezzen mußte.
„Die höflichen Begegnungen des hohen Adels,
„die häufigen Aufwartungen, die ihm alle Edel-
„leute nun machten, die Lobserhebungen, die
„sie ihm ertheilten, die Versprechungen, die sie
„ihm thaten, bewirkten, daß er alle Bedin-
„gungen einging. War vorher in dem Hause
„meines Vaters alles aufs genauste und simpels
„te eingerichtet; so herrschte izt allenthalben
„Pracht und Verschwendung. Ich wuchs in-
„des heran, und war immer der Spott und das
„Gelächter der hochadelichen Gesellschaft. Mein
„Vormund, der ein reicher Kaufmann war,
„und zugleich ein feines Gefühl hatte, erbarm-
„te sich endlich meiner, und nahm mich mit Be-
„willigung meines Vaters zu sich. Anfangs
„sollte ich die Kaufmannschaft erlernen, aber
„meine Stiefmutter, deren Absichten vermuth-

„lich dieſes entgegen war, wußte meinen Va-
„ter ſo zu lenken, daß er ſich endlich beſtimmte,
„mich ſtudiren zu laſſen. Ich ward auf das
„Gimnaſium gethan, und lernte ſo viel, als
„man auf Gimnaſien erlernen kann. Mein
„Vormund erzog mich ſehr gut, aber meines
„Erachtens beging er einen Fehler, der nach-
„her ſo viel Einfluß auf mein Schikſal gehabt
„hat. Er gab mir nicht nur wenig Geld in die
„Hände, ſo, daß ich mit Gelde gar nicht um-
„gehen lernte; ſondern er ſchränkte mich auch
„in allen Luſtbarkeiten ein. Ich durfte den
„Spielen der frohen Jugend nicht beiwohnen.
„Sowohl die Verweigerung des Geldes, als
„der Vergnügungen machte mich nach beiden nur
„noch lüſterner, als ich geweſen ſein würde,
„wenn ich nach meinen Belieben damit hätte
„handeln können. Ich verließ endlich das
„Gimnaſium, und erhielt das Zeugniß, daß ich
„ſo viel erlernt habe, als auf Univerſitäten er-
„fodert wird. Mein Vormund, der ſelbſt ei-
„nen Sohn in Leipzig hatte ſtudiren laſſen, und
„ er vortreflich gebildet, und mit mannigfal-
„tigen Kentniſſen bereichert nach Frankfurt zu-
rük-

„rükgekommen war, beſchloß mich nach Leipzig „zu ſchikken. Er beſprach ſich mit meinem Va„'er, der ihm, da er mit ſeinen adlichen Fa„milien mehr zu thun hatte, alles überließ. „Ich ging alſo in meinem achtzehnten Jahre „nach Leipzig ab. Mein Vater hatte mir auf „Zureden meines Vormunds jährlich tauſend „Gulden ausſezzen müſſen. Fünfhundert Gul„den bekam ich ſogleich mit. Eine für mich „ſo ungeheure Summe, wie ſolte ich ſie durch„bringen? Dies war der erſte Gedanke, der in „mir rege ward, als ich Frankfurt verließ. Ich „lebte auf der Reiſe glänzend und prächtig. „Zum Mitleiden von Natur geſchaffen, ließ „ich allenthalben Spuren von meiner Wohl„thätigkeit zurük. Ich theilte ſo reichliche Ga„ben aus, lebte auf der Reiſe ſo gut, daß ich nebſt meinem Reiſegelde von 250 Gulden; „noch überdieß zweihundert Gulden von mei„nem Jahrgehalte verzehrte, ſo, daß ich nicht „mehr als dreihundert Gulden mit nach Leip„zig brachte. Mein Vater und mein Vor„mund ſtanden mit den beßten Häuſern in

„Verbindung; ich hatte also sogleich allent-
„halben in Leipzig Zutritt.“

„Es dauerte keine vier Wochen, so war
„mein Geld verthan, und ich sah mich in die
„Nothwendigkeit versezt, zu einem Banquier,
„dem mich mein Vormund empfohlen hatte,
„um mir auszuhelfen, wenn ich etwa schleunig
„Geldes bedürftig wäre, zu gehen, und ihn
„um Vorstrekkung einer Summe von fünfhun-
„dert Gulden anzusprechen. Der Banqui-
„er, der die unermeßlichen Reichthümer mei-
„nes Vaters wußte, dem es überdies be-
„kannt war, daß ich eignes Vermögen
„hatte, dem mich noch dazu mein Vormund
„empfolen hatte, nahm gar keinen Anstand,
„mir diese Summe zu geben. Indessen war
„sie gar bald durchgebracht. Ich kann nicht sa-
„gen, daß ich sie auf eine lüderliche Weise
„durchgebracht hätte. Nein! ich wendete sie
„dazu an, arme Studenten zu unterstüzzen,
„sie zu kleiden, Bedürftigen und Nothleidenden
„unter die Arme zu greifen. Ich wollte es aber
„doch nicht wagen, den Banquier noch einmal
„um die Vorstrekkung eines Kapitals anzuspre-
chen,

„chen, und ſchrieb alſo an meinem Vormund, „ſtellte ihm meine ganze Lage vor, beſchrieb „ihm, wozu ich das Geld angewandt hatte, „und bediente mich dazu ſo rührender Aus„drükke, daß er mir mit dem erſten Poſttage tau„send Gulden überſendete, und mir einige Vorſtel„lungen wegen meiner ſtarken Ausgabe machte.

„Mein erſter Wechſel war bei dem Banquier „noch nicht verfallen; indeſſen bezalte ich ihm „ſogleich die fünfhundert Gulden, und er ver„ſicherte mich, daß er mir alle Augenblikke zu „Dienſten ſtehe.

„Ein ganzes halbes Jahr war ich ordent„lich geweſen. Ich hatte zwar viele Ausgaben „gemacht; allein ich hatte doch nichts ver„ſchwendet. Alles, was ich verthan, hatte „ich an arme Studenten, oder andre Nothlei„dende gewendet. Nur einer Kaufmannstoch„ter, mit der ich zufälliger Weiſe bekannt ge„worden war, hatte ich einige kleine, unbe„deutende Geſchenke gemacht.

„Ich liebte dieſes Mädchen ganz auſeror„dentlich, und ich hatte ihr nach einigen Lieb„koſungen und Betheurungen meiner Liebe das

„Geständniß abgelokkt, daß auch sie mir nicht „gram war. Sie gestand mir sogar in der Fol„ge, daß sie mich liebe, und daß sie es für „das größte Glük ihres Lebens halten würde, „wenn sie ewig mit mir verbunden sein könne. „Sie besaß so vortrefliche Eigenschaften des „Verstandes und Herzens, sie wußte so gut „sich mit jedermann zu unterhalten, daß mir „die Stunden, die ich mit Wissen ih„rer Aeltern bei ihr zubrachte, zu Augenblik„ken wurden. Keinen Tag versäumte ich, sie „zu besuchen; und bei jedem Besuche schien, „unsre Liebe nur neue Schwungkraft zu bekom„men. Sie vermochte über mich sehr viel, „und sie war es vorzüglich, die mich so lange „in Ordnung erhielt, und mir manches für „Nothleidende Arme ablokte.

„Nach Verlauf eines halben Jahres wur„de ich mit einem Westphälinger bekannt, der „dem Aeusern nach zu urtheilen, der sittsam„ste, der ordentlichste Mensch von der Welt „zu sein schien. Er galt in ganz Leipzig für „einen solchen, und selbst mein Mädchen freu„te sich darüber, daß ich eine so gute Wahl

ge-

„getroffen. Aber ich hatte gar bald Urſache,
„die neue Bekanntſchaft zu bereuen. Haier-
„mayer, ſo hieß der Weſtphälinger, war der
„lüderlichſte Menſch von der Welt; und was
„das ſchlimmſte war, ſo beſaß er gar kein Ver-
„mögen; ſondern ging blos darauf aus, von
„unerfahrnen Jünglingen ſo viel Geld heraus-
„zulokken, als ſeine Ausſchweifungen erforder-
„ten. Ich erfuhe dis leider! zu ſpät. Er
„zog mich von einer Luſtbarkeit, von einer Un-
„ordnung, von einer Ausſchweifung zu der
„andern. Da er wußte, daß ich Vermögen
„hatte, ſo borgte er mir nach und nach zwei
„tauſend Gulden ab. Ich ſelbſt war dem
„Banquier, bei dem ich allen Kredit hatte, in
„Zeit von einem halben Jahre viertauſend Gul-
„den, und noch überdieß andern Leuten einige
„tauſend ſchuldig. Ich ſchrieb meinem Vormun-
„de, ich bekannte alles, was ich gethan; er
„bezalte alle meine Schulden, aber gebot zu-
„gleich dem Banquier, mir nicht einen Pfennig
„mehr zu kredidiren; und mein Gehalt wurde
„mir wöchentlich von dem Profeſſor L * *
„ausgezalt. Meine Ausſchweifungen wurden

„in ganz Leipzig bekannt, mein Mädchen mach-
„te mir die dringendsten Vorstellungen, sie bat
„mich, sie beschwur mich, von meiner Lüder-
„lichkeit abzulassen, ihre Aeltern vereinten
„ihre Bitten mit denen ihrer Tochter. Ich
„versprach, mich zu bessern; ich bat sie,
„mir ihre Liebe nicht zu versagen, ich be-
„schloß mein Leben zu ändern; allein ich war
„zu fest an Haiermäyern gekzüpft. Sobald
„ich ihn wieder sah, ihn wieder sprach, waren
„alle meine Versprechungen alle meine Ent-
„schlüsse vergessen. Ich gerieth in neue Schul-
„den, ich schrieb meinem Vormunde, aber statt
„eine Antwort mit einem Wechsel zu erhalten,
„machte er mir die bittersten Vorwürfe, und
„betheuerte mir, daß er keinen Häller für mich
„bezahlen werde. Ich war so unbesonnen die-
„sen Brief meinem vermeinten Freunde dem
„Westphälinger zu zeigen. Dieser betheuerte,
„daß der Vormund schon anderes Sinnes wer-
„den würde, und bat mich, nur in ei-
„nem stolzern Tone zu schreiben. Allein
„da Haiermayer sah, daß er bei mir nichts
„mehr bekomen konnte, so trieb er seine Bos-
heit

„heit auf den höchſten Grad. Nicht zufrieden „damit, mich in den höchſten Grad von Elend „geſtürzt zu haben, war er noch darauf be„dacht, mich dieſes Elend recht empfinden zu „laſſen. Er entdekkte, wie ich nachher erfah„ren habe, allen meinen Gläubigern den Brief, „welchen ich von meinem Vormunde erhalten „und auf einmal ſah ich mich von allen mei„nen Gläubigern umrungen, welches mir bis„her noch nicht wiederfahren war. Harter „Begegnungen von Gläubigern nicht gewohnt, „ward ich grob. Allein meine Grobheit brachte „ſie nur noch mehr auf; und ſie ängſtigten mich „ſo ſehr, daß ich bei niemand anders, als bei „meinem Freunde mich Raths erholen zu können „glaubte. Ich ſagte ihm alſo alles, was vorgegan„gen war. Er rieth mir, zu dem Banquier zu „gehen; ich ging, aber er entſchuldigte ſich, „daß er izt nicht bei Kaſſa ſei, er erwarte täg„lich einen ſtarken Wechſel, und müſſe alſo „darzu alles Geld aufbehalten. Nun gab er, „der Heuchler, der ſchon lange dieſen An„ſchlag gefaßt hatte, mir den gottloſen Rath, „an meinen Vormund ernſthaft zu ſchreiben,

„und um mein Mutter Gut anzuhalten, wäh-
„rend der Zeit, bis eine Antwort kommen wür-
„de, mich mit ihm aufs Land zu begeben, kei-
„nem Menschen aber zu sagen, wohin ich zu
„gehen gesonnen sei. In der Verlegenheit,
„in der ich mich befand, umrungen stäts von
„meinen Gläubigern, folgte ich blindlings
„seinem Rathe. Ich schrieb meinem Vormun-
„de, und reißte, ohne Ahndung dessen, was
„mir bald begegnen sollte, mit ihm fort. Wir
„kamen endlich in P.... an, wo wir, wie
„er sagte, uns einige Zeit aufhalten wollten.
„Als wir im Gasthofe abstiegen, sah ich ein
„junges, feuriges Mädchen, das uns empfing,
„und in eine Stube begleitete. Gewohnt zu
„Ausschweifungen beschloß ich sogleich, mit
„diesem Mädchen Bekanntschaft zu machen.
„Es ward mir nicht schwer, nach und nach
„kamen mehrere junge und andre Leute in die
„Stube, welche alle ausserordentlich höflich
„waren, die Haiermayer auch kannte, und
„mit denen er sich sehr lang unterhielt. Ich
„war mit meinem Mädchen zu beschäftigt, als
„daß ich auf sie hätte Acht haben können. Ich

genoß

„genoß ganz aller Wolluſt, welche eine freche „Dirne gewähren kann. Endlich geſellte ſich „Haiermayer mit den andern jungen Leuten „zu mir. Wir fingen an zu trinken, und als „ich bemerkte, daß mir der Wein in den Kopf „ſtieg, wollte ich aufhören; allein das Mäd„chen ſowohl als die andern gaben mir die „beſten Worte, nur noch eine Bouteille zu „trinken. Ich ließ mich erbitten, ich hatte „kaum einige Gläſer getrunken, als ich auf„ferordentlich matt wurde, und vor Müdig„keit einſchlief.“

„Was während meines Schlafes geſche„hen, erfuhr ich erſt, als ich am andern Tage „ſehr ſpät erwachte. Wie erſtaunte ich nicht, „als ich ſtatt der jungen Leute, ſtatt meines „Freundes, ſtatt der verführeriſchen Dirne „einige Werber, verſchiedene Rekruten und „ſolche Menſcher, als du bei dieſem Trans„porte geſehen haſt, erblikkte. Ich fragte „nach meinem Freunde. Man lachte mich aus, „und ſtatt aller Antwort befal mir der eine „Werber, mich anzuziehen und marſchfertig „zu machen, indem ſie ſogleich ihre Reiſe wei-

„ter fortſezzen würden. Das Wort, marſch-
„fertig, der befehlshaberiſche Ton, mit dem
„er es ſprach, brachte mich auf. Ich ſagte
„ihm alſo, ich wiſſe nicht, was er wolle; er
„habe mir nichts zu befelen, und ich werde
„ſchon gehen, wenn es mir beliebe. Fünf
„und zwanzig derbe Prügel überzeugten mich,
„daß ich angeworben war. Ich ſchrie um
„Hülfe, allein neue Prügel ſtopften mir den
„Mund, und ich mußte mit fortgehen. Die
„Prügel, welche ich wegen meines ſtolzen Be-
„tragens während des Transports bekam, will
„ich dir nicht alle hererzählen. Ich langte
„endlich halb zu tod geprügelt in H.... an,
„wo ich dem Regimente Pr... Fr... und
„zwar der Leibkompagnie zugetheilt wurde.“

„Ich glaubte durch einige Vorſtellungen
„bei dem Hauptmanne und dem Chef des Re-
„gimentes etwas auswirken zu können; aber
„vergeblich. Da die meiſten Rekruten derlei
„Ausflüchte machen; ſo wird ihnen kein Glau-
„ben beigemeſſen, ſondern es gelten blos die
„Worte der Werber, nnd nach dieſen hatte
„ich mich freiwillig, und zwar um zwanzig
Gul-

„Gulden Handgeld, das ich auch wirklich, ohne es „zu wissen, in der Tasche hatte, anwerben „lassen. Ich sah also in diesen Umständen „keinem andern Ausweg, als mich geduldig „in mein Schikſal zu ergeben, und durch gute „Aufführung mir die Liebe meiner Obern zu „erwerben.

„Erſt lange nachher erfuhr ich, daß mich „Haiermayer an die Werber verkauft hatte, „und dann mit diesem Gelde in sein Vaterland „geeilt war. Ich lernte bald exerziren, und „gewann durch meine gute Aufführung die Lie„be aller meiner Obern. Indessen stand mir „doch das abhängige Soldatenleben nicht an; „ich sehnte mich in mein Vaterland zurük, „wünschte demselben durch andre Dienste nüzlich „werden zu können, und beschloß also an mei„nen Vormund zu schreiben, und ihn zu bit„ten, mich von dem Regimente loszukaufen. „Ich schrieb, trug den Brief selbst auf die „Post, er ward angenommen, und ich sah „schon einer Erlösung entgegen, als mich mein „Hauptmann zu sich kommen ließ, und mir „den an meinen Vormund geschriebenen Brief

vor-

„las. Nach einem kleinen Verweiße, daß ich „wider das Reglement gehandelt, indem ein „Soldat keinen Brief fortschikken darf, ohne „ihn zuvor dem Hauptmann gezeigt zu haben, „stellte er mir vor, daß ich ohnmöglich vom „Regimente und von seiner Kompagnie wegkom„men könne; er habe mich zu lieb; und ich „mußte ihm heilig versprechen, bei ihm ewig „zu bleiben. Er machte mich zum Unteroffizier „stellte mich oft allen andern zum Muster dar, „zog mich dann und wann an seine Tafel, und „unterstüzte mich mit Geld. Ich gewöhnte „mich nach und nach an diese Umstände, „ward ruhig, und lebte so ziemlich ver„gnügt. Nur ein Gedanke war es, der „manchmal mein Herz beunruhigte, der Gedan„ke an mein Leipziger Kaufmannsmädchen. Da „der Hauptmann mein wahrer Freund war; so „nahm ich gar keinen Anstand, ihm die Ver„hältnisse, in welchen ich mit diesem Mädchen „gewesen, zu entdekken. Er rieth mir an sie „zu schreiben. Ich beschloß es, ehe ich es aber „that, bath ich ihn, mir zu erlauben, nach „Frankfurt zu schreiben, und um die Heraus„gabe

„rade meines Muttergutes anzuhalten, welches „er auch sehr gern verstattete. Ich erhielt bald „von meinem Vormunde Antwort. Er bedauer„te mich, und versprach, mich bald loszuma„chen; und im Falle dieses nicht angehen soll„te; mir mein ganzes Muttergut zu verschaf„fen. Da ich überzeugt war, daß ich meinen „Abschied meiner Größe wegen nicht bekam, „und da ich nun selbst das Soldatenleben im„mer mehr und mehr zu lieben anfing, so „schrieb ich ihm dieses, und erhielt nun in we„nigen Wochen mein ganzes Vermögen. So„bald ich dies hatte, bat ich meinen Haupt„mann, mir Urlaub zu geben, um nach Leip„zig zu meinem Mädchen und dann nach Frank„furt zu meinen Anverwandten zu reisen. Da „mein ganzes Vermögen in der Bank war; so „erhielt ich diesen Urlaub sogleich, wie auch „die Erlaubniß, ohne Uniform reisen zu dürfen.

„Als ich nach Leipzig kam, war mein erster „Gang zu den Aeltern meines Mädchens. „Allein sie waren tod; und man sagte mir, daß „sie ihrer Tochter äuserst wenig hinterlassen hät„ten, und diese eben nicht in den besten Um-

ständen

„ſtänden ſich in einem Gartenhauße aufhalte.
„So ſehr ich auch den Tod ihrer Aeltern be-
„dauerte und ſo wehe es mir that, das Mäd-
„chen in einer ſo bedenklichen Lage zu wiſſen;
„ſo kann ich doch nicht umhin, zu geſtehen, daß
„ich mich in meinem Herzen über beides freute,
„weil ich dadurch die Befriedigung meiner Wün-
„ſche eher zu erhalten glaubte. Ich verfügte mich ſo
„gleich nach dem Gartenhauße, welches man
„mir angewieſen hatte, und fand wirklich mein
„gutes Mädchen ganz allein in einem Zim-
„mergen. Sie war ſo eben mit einigen Kopfzi-
„rathen beſchäftigt. Sobald ich die Thür öffne-
„te, und ſie mich erblikte, that ſie einen hef-
„tigen Schrei, und ſank ohnmächtig auf die
„Erde nieder.“

„Ich verſuchte alles, ſie wieder zum Leben
„zu bringen, und nach Verlauf einer Viertel-
„ſtunde erholte ſie ſich auch endlich in ſo weit,
„daß ſie mich anhören, und mir antworten
„konnte. Ich erzählte ihr alle meine Schikkſale
„und entdekkte ihr die wahre Urſache, warum
„ich nach Leipzig gekommen. Nämlich, um
„bei ihren Aeltern um ihre Hand anzuhalten.

Da

„Da ich aber, fuhr ich fort so eben gehört, daß „sie gestorben sind, so werf ich mich zu ihren „Füssen, und beschwöre sie, mich zum glüklichsten „Sterblichen zu machen. Grose Ehre, sagte „ich ihr ferner, grose Gesellschaften, Pracht, „und dergleichen Dinge kann ich ihnen nicht „versprechen; aber sie sollen ein ruhiges, zu„friedenes Leben führen, wir wollen glüklich sein. „Nach einigen gewöhnlichen weiblichen Zeremo„nien gab sie endlich das Wort von sich, daß „sie mich jederzeit geliebt habe, und noch im„mer liebe, daß sie sich mir antrauen lassen „wolle, und mit mir in der Zukunft glükklich zu „sein hoffe. Ich schrieb dieses sogleich an mei„nen Hauptmann, erhielt die Erlaubniß mich „in Leipzig trauen lassen zu dürfen, warum ich „gebeten hatte, und zugleich ward mein Ur„laub noch um drei Monate verlängert.“

„Ich säumte auch nicht lange, diese Er„laubniß zu nuzzen, und in Zeit von drei „Wochen waren wir Mann und Frau. Da „meine Frau in Leipzig nichts zu verlieren hat„te; so reißte ich gleich nach Frankfurt ab, um „einige Geschäfte, die ich daselbst meines müt-

„terlichen Erbtheils wegen noch hatte, zu Stan-
„de zu bringen. Aber in welcher Verwirrung
„traf ich meine Freunde und Anverwandten an.
„Meine Stiefmutter hatte so auserordentliche
„Summe verschwendet, die Familien von B***
„meinem Vater so viel Geld abgeborgt, daß
„er endlich allen seinen Kredit verlor, und zu-
„lezt einen grosen Bankerott machen mußte.
„Den Gedanken von Elend und Noth konnte
„mein Vater nicht ertragen; man fand ihn
„tod in seinen Bette; und die Vermuthung
„war, daß der Gift genommen habe. Die
„Familie von B*** hatte alle Summen
„auf bloße Scheine erhalten, meine Schwie-
„germutter war so klug, alle diese Scheine zu
„zerreisen, so, daß also diese Familie sich durch
„meinen Vater in die beßten Umstände
„versezt sah. Mein Vormund erzälte mir dieß,
„so bald ich nach Frankfurt kam, ich fand da-
„her für gut, mich nicht einen Augenblik da-
„selbst aufzuhalten. Ich gab meinem Vormun-
„de die Vollmacht, meine Geschäfte zu berich-
„tigen, und reißte mit meiner Gattin nach ....
„zurük. Ich lebte nun von meinem Gelde,

„that keine Dienſte, und wir waren ſo glük-
„lich, als Menſchen nur immer ſein können.
„Meine Frau ward ſchwanger; und wir ſahen
„beide ihrer Verbindung mit Vergnügen ent-
„gegen. Allein wie unglüklich war dieſer Tag
„für mich. Meine Frau gebar unter den hef-
„tigſten Schmerzen ein todes Kind, und
„ſtarb zwei Tage darnach. Ich kann dir die
„traurige Lage, in welche ich durch dieſen To-
„desfall verſezt wurde, gar nicht beſchreiben.
„Alles, ſelbſt mein Leben war mir izt zuwi-
„der. Nach einigen traurigen Monaten bat
„ich meinen Hauptmann, mich auf Werbung
„zu ſchikken, damit ich mich durch die beſtän-
„gen Reiſen zerſtreuen könnte. Er that dies um
„ſo lieber, da er von mir überzeugt war, daß
„ich gewiß nicht eigennüzzig handeln würde.
„Und ſo komme ich denn izt von einem Werbe-
„platze zum andern, und finde darinn ein
„wahres Vergnügen, den unmenſchlichen und
„barbariſchen Behandlungen meiner Kamme-
„raden hie und da Einhalt zu thun, und ſie
„zu menſchlicheren zu vermögen. Und dieſes
„allein, nebſt der Begierde, ſo manchem un-

„glüklichen Jünglinge zu helfen, macht, daß „ich Soldat bleibe, wiewohlen ich ſchon lan„ge meinen Abſchied hätte haben können.“

„Ich habe von der Liebe meines Haupt„manns nichts verloren, und da mich gerade die „Reihe trift, bis nach ..... zu transpor„tiren, ſo will ich alles anwenden, dich frei „zu machen. Gewiß kann ich dir das freilich „nicht verſprechen, allein ich hoffe, das „Verſprechen, ſtatt deiner einem andern noch „einen Zoll gröſeren Mann zu ſtellen, ſoll „den Hauptmann bewegen, meine Bitte, die „ich für dich bei ihm thun werde, zu erhören. „Vor der Hand rathe ich dir, dich ruhig zu ver„halten. Reden die Werber von anwerben; „ſo ſag nur gerade zu, daß du Rekrut werden „wolleſt. Nimm das Handgeld, daß ſie dir „anbieten. Denn das ſchadet dir nichts, und „im Weigerungsfalle würdeſt du dir nur einen „Pukkel voll Prügel zuziehen. Ich will dir „hier izt etwas Geld geben, damit du wäh„rend des Transportes nicht von dem guten Wil„len der Werber abhängeſt.“

Julius

Julius dankte seinem Freunde für die Erzälung seiner Geschichte, und bezeugte sein Mitleiden über die Unfälle, welcher erlitten hatte, und beschwur ihn, sich seiner anzunehmen. Gern würde ich dir, fuhr er fort, auch meine Geschichte izt erzälen, allein ich bin so abgemattet, daß ich mich nothwendig niederlegen, und ausruhen muß. Ich werde dir aber gewiß morgen alles erzälen, was mir in meinem Leben zugestoßen ist. Werner erlaubte ihm das gern; und sie legten sich also beide zu Bette; während daß die übrigen Rekruten und Werber noch spielten, sangen und pfiffen, oder sich ihre Zeit mit den feilen Dirnen vertrieben.

Fünftes Kapitel.

Julius erzählt während des Marsches seinem Freunde Werner die Geschichte seines Lebens.

Die Sonne hatte kaum mit ihren ersten Stralen das Dörfgen vergoldet, in welchem die Werber übernachtet hatten, als Werner

ſeinen Freund Julius aufweckte, und, nachdem er ihn einige von ſeinen Kleidungsſtükken abgegeben hatte, führte er ihn zu den übrigen Rekruten und Werbern, die das Frühſtük einnahmen, und im Begriffe waren, ihre Reiſe wieder fortzuſezen. Sobald ſie in der Stube eintraten, fingen die Werber gleich an, ihren Kammerad zu fragen, ob er unſern Julius ſchon angeworben habe. Julius beantwortete dieſe Frage mit ia, und Werner ſezte hinzu, daß er ihm funfzig Gulden Handgeld verſprochen, und daß der Werber, welcher die Käſſe hatte, die verſprochene Summe auszalen ſolle. Darüber donnerten und wetterten nun freilich alle Werber, denn wenn es auf ſie angekommen wäre, ſo hatten ſie ihm nur einige Gulden gegeben und dem Regimente drei hundert Gulden angerechnet, allein da Werner es einmal verſprochen hatte, ſo zalte der eine ſogleich unter tauſend Flüchen die Summe auf, gab demſelben den gewöhnlichen Schein; ſezzte ihm den Hut auf, trank mit ihm, und nachdem alle das Frühſtük eingenommen hatten, ſezzten ſie ihren Marſch fort.

Julius

Julius hielt ſich immer an Wernern, und nachdem ſie einige Zeit, bis die andern voran waren ſtillſchweigend neben einander hergegangen waren, erinnerte endlich Werner ſeinen Freund Julius an ſein Verſprechen, und bat ihn, nun da ſie allein ſeien, ihm ſeine Geſchichte zu erzälen.

„Wer meine Aeltern ſind, fing Julius „an, weiß ich nicht; ſo viel weiß ich aber, daß „ſie reich und von vornehmen Stande ſein müſ„ſen; wenigſtens habe ich dies daraus geſchloſ„ſen, weil es mir niemals an Geld gemangelt „hat, und mir jederzeit mit auſerordentlicher „Achtung begegnet worden iſt. Von meiner „Kindheit an war ich bei einem katholiſchen „Landpfarrer — einem ſehr rechtſchaffnen Man„ne, den ich ſo lange für meinen Vater hielt, „ihn auch ſo nannte, bis ich älter ward, und „er mich benachrichtigte, daß er nur mein „Pflegvater ſei, dem ich von meinem Aeltern, die „ſich vor izt noch nicht als meine Aeltern nen„nen könnten, anvertraut worden. Er unter„richtete mich ſelbſt im Leſen, Schreiben, Rech„nen, in Sprachen, Religion und vielen an-

„dern nüzlichen Wiſſenſchaften. Seine vorzüg-
„lichſte Sorge war, mein Herz auszubilden,
„und mich zu einem nüzlichen Mitgliede des
„Staats zu machen. Bis in mein vierzehntes
„Jahr blieb ich unter ſeiner Aufſicht, und ich
„muß geſtehen, daß ich in dieſen Jahren ſo glük-
„lich geweſen bin, als ein Kind es nur immer
„ſein kann. Mein Pflegevater freute ſich ganz
„auſerordentlich darüber, daß ich ſowohl in
„Kenntniſſen und Wiſſenſchaften, als auch in
„Tugenden zunahm, und mit Schmerz dachte
„er daran, daß ich, weil ich zum Studiren
„beſtimmt war, nun bald von ihm ſcheiden
„müſſe; weil meine Aeltern haben wollten, daß
„ich in meinem vierzehnten Jahre auf das
„Gimnaſium zu G... gethan werden ſollte.
„Die Zeit der Trennung kam endlich. Er er-
„klärte, da ich nun Fähigkeiten genug beſizze,
„um auf dem Gimnaſium beſtehen zu können;
„ſo werde er nächſte Woche mit mir in die
„Stadt reiſen, und mich bei einem ſeiner Freun-
„de einlogiren.

„So lieb ich auch meinen Pflägevater
„hatte, und ſo ungern ich mich von ihm trenn-

„te; ſo muß ich doch geſtehen, daß dieſe Nach-
„richt für mich angenehm war. Ich war des
„einfachen Landlebens zwar nicht überdrüſſig;
„aber das Wort Stadt, und die vielen Be-
„ſchreibungen, welche ich von einigen meiner
„Kameraden, die ſchon in der Stadt geweſen
„waren, gehört hatte, machten auf mich einen
„ſo ſtarken Eindruk, daß ich wünſchte, der Tag
„möchte ſchon da ſein, an welchem ich mit mei-
„nem lieben Pflegevater nach der groſen Stadt
„reiſen ſollte. Er erſchien endlich. Er ließ
„Tags vorher alle meine Kleider und Wäſche
„einpakken, und ich kann es nicht läugnen,
„ich erſtaunte darüber, daß mir mein Pflege-
„vater ſo viel neue Sachen, und zwar ſo präch-
„tig hatte machen laſſen; da ich vorher beſtän-
„dig ſehr ſimpel gekleidet wurde. Mein Pfle-
„gevater las mein Erſtaunen in meinen Augen,
„er nahm mich daher Abends, ehe wir abreiſ-
„ten, auf ſeine Stube, und machte mich mit
„den Urſachen dieſer Veränderung bekannt.

„Mein lieber Julius, hob er an, ich muß
„mich izt von dir trennen. Deine Jahre,
„deine Käntniſſe fodern dieſe Scheidung. Ich

„bemerke an dir, daß du über die Pracht erstau-
„nest, die in deiner Equipage herrscht; und ich hal-
„te es daher für nothwendig, dich von deinem Her-
„kommen so viel zu unterrichten, als mir zu
„sagen erlaubt ist.

„Dein Vater ist einer der vornehmsten,
„reichsten, und angesehensten Personen in un-
„sern Staaten. Politische Ursachen zwangen
„ihn, die Ehe, welche er eingegangen, noch
„geheim zu halten, er hofft aber täglich, daß sich
„solche Umstände ereignen werden, die ihn in
„den Stand sezzen, seine Gattin und dich öf-
„fentlich der Welt zu zeigen. Er gab dich mir
„in die Pflege, und seine vorzüglichste Sorge
„und Bitte, die er an mich that, war,
„daß ich dich gut erziehen möchte. Soviel in
„meinen Kräften stand, habe ich diese seine
„Wünsche erfüllt. Nun schreibt er mir aber
„vor einigen Wochen: da er izt mehr als je-
„mals Hofnung habe, daß jene politische
„Ursachen wegfallen würden; so möchte
„ich dich standesmäßig kleiden, und dich unter dem
„Namen Baron von Hohenburg auf dem Gimnasi-
„um studiren lassen. Die Ursache, warum er dies ha-

ben

„ben will, iſt, damit du in den adlichen Ge„ſellſchaften Zutritt habeſt, und die einmal in „dieſem Stande angenommenen Gebräuche und „Sitten erlernſt. Dies iſt die Urſache, warum „ich dir ſo viel ſchöne und prächtige Kleider „und Wäſche haben machen laſſen. Ich bitte „dich nun, mein lieber Sohn, den Grundſäz„zen getreu zu bleiben, die du von mir erhal„ten haſt. Du wirſt viele lüderliche junge Leu„te auf dem Gimnaſium antreffen, meide ihre „Geſellſchaft, ſonſt iſt deine Tugend, und mit „ihr die Ruhe deines Lebens verloren.

„Er ermahnte mich hierauf noch ferner zur „Tugend und zum Fleiß. Wir legten uns nie„der, und am andern Morgen in aller Früh „fuhren wir nach der Stadt hin. Mein Pfle„gevater war kein Freund von Seminarien, *) „deshalb hatte er mich auch nicht in das daſelbſtbe„findliche Seminarium, ſondern zu einem Freun„de gethan, von dem er überzeugt war, daß er

*) Seminarien hießen bei den Jeſuiten öffentliche Erziehungshäuſer, worinn blos ſtudierende Kinder und Jünglinge aufgenommen wurden, die insgeſammt unter der Aufſicht eines Jeſuiten ſtanden.

„er auf meine Aufführung und meinen Fleiß „ein wachsames Auge haben werde. Herr Mey„er, so hieß dieser Freund meines Pflegeva„ters, nahm mich sehr freundschaftlich auf, „und versprach, für mich wie ein zweiter Va„ter, zu sorgen. Ich bekam zwei Stuben; ei„ne war zu meinem Studirzimmer, die andre „zu Besuchen bestimmt, in beiden herrschte „Reinigkeit, Simplizität, aber dabei Eleganz. „So sehr auch mein Pflegevater sich Mühe ge„geben hatte, in mir allen Stolz zu dämpfen, „und zu bewirken, daß ich die Menschen nicht „nach ihrer Geburt, ihrem Stande, oder „Vermögen, sondern nach ihrem wahrem Wer„the, nach ihrem Verdiensten, Tugenden und „Kenntnissen schäzzen lernte; so hatte er doch „nicht ganz seinen Zwek erreichen können. „Mein Herz schwoll hoch empor, als ich nun „wußte, daß ich ein Edelmann war, und gros„ses Vermögen hatte. Indessen hatte doch die „Erziehung so viel gewirkt, daß dieser Stolz „nicht in Hochmuth ausartete, sondern viel„mehr in mir den Wunsch rege machte, die„sen Namen durch Kenntnisse und Tugenden

„zu verdienen. Am ersten Tage blieben wir zu
„Hause, packten unsre Sachen aus, und ord-
„neten die Zimmer. Am andern Tage ging
„mein Pflegevater mit mir zum P. Präfectus,
„dem obersten Schulherrn bei den Jesuiten,
„und stellte mich zur Prüfung dar. Ich be-
„stand so gut, daß mich der P. Präfectus so-
„gleich in Sintaxin (die dritte Classe) sezzte,
„und hinzu fügte, daß, wenn ich nur ein hal-
„bes Jahr in dieser Klasse gewesen seyn wür-
„de, ich sogleich in Poeticam *) kommen solte.
„Nach einigen Wochen fingen die Lehrstunden
„an. Alles, was in dieser Klasse gelehrt wur-
„de, hatte ich schon bei meinem Pflegevater er-
„lernt. Der P. Professor stellte daher dem P.
„Präfectus vor, daß es unnöthig sei, mich
„länger in dieser Klasse aufzuhalten, besonders
„da ich schon bei Jahren sei. Ich kam also
„bald darauf ad Poeticam. Ich mag dich
„nicht lange mit der Erzählung aller der Klei-
„nigkeiten aufhalten, die während der zwei Jah-
re,

*) Poetica ist bei den Jesuiten die vierte Klasse und das, was bei den Protestanten Secunda ist.

„re, die ich auf dem Gimnaſium blieb, vor-
„fielen. Ich verhielt mich ruhig, lernte alles
„was ich lernen konnte, war der Liebling mei-
„ner Lehrer, und, was wirklich auf Gimna-
„ſien nicht alle Tage ſich zutrug, ſo ließ ich
„mich, ohngeachtet viele lüderliche Schüler
„ſich Mühe gaben, da ich hinlänglich Geld
„hatte, von keinem zu Ausſchweifungen oder
„Unordnungen verführen.

„Bisher war ich noch nicht in adlichen
„Geſelſchaften eingeführt worden. Meine Ge-
„ſelſchaft beſtand aus drei Schülern, die ich
„vorzüglich wegen ihrer Sittſamkeit und gu-
„ten Aufführung liebte. Dieſe kamen täglich
„zu mir, und wir ſtudirten mit einander. So-
„bald ich aber auf die Univerſität kam, ward
„ich mit den andern Edelleuten, die da ſtudir-
„ten bekannt, und von ihnen in allen Geſell-
„ſchaften vorgeſtellt.

„Bis hieher fühlte ich noch keine beſon-
„dere Anhänglichkeit oder Neigung zum weib-
„lichen Geſchlechte. Theils war ich noch zu
„jung, theils war ich aber auch noch zu ſehr
„mit meinen Büchern beſchäftigt, als daß ich

an

„an irgend etwas anderes als an Bücher hät-
„te denken können. Auch in dem ersten Uni-
„versitätsjahre war ich mit den philosophi-
„schen Schriften zu sehr beschäftigt, hätte mich
„zu sehr in sie vertieft, als daß ein Mädchen
„auf mich hätte Eindruk machen sollen. Allein
„so eben gerade zu der Zeit, als ich mit dem
„philosophischen Studium so ziemlich fertig
„war, gerade zu der Zeit, da ich mehrere
„Muse erhielt, gerade zu der Zeit, da mein
„Körper mehr Stärke bekam, und ich in die
„Jahre trat, wo unsere Leidenschaften uns ge-
„waltsam beherrschen, gerade zu der Zeit er-
„äugnete sich eine Begebenheit, die einzig und
„allein die Ursache ist, warum ich izt in die-
„sen elenden Umständen mich befinde.

„Die Frau von L * * *, welche für die
„schönste Dame in der ganzen Gegend bekannt
„ist, kam nach G . . von ihrem Landhause, um
„an den Winterlustbarkeiten Antheil zu neh-
„men. Sie hatte in diesem Jahre früher als
„sonst, aus Ursachen die niemanden bekannt
„wurden, ihr Landhauß verlaßen, und mit
„ihrem Pallaste vertauscht, der gerade an das

Hauß

„Hauß, in welchen ich wohnte, stieß. Sie
„ließ bei allen Edelleuten und also auch bei mir
„ihre Ankunft melden, und es war also Schul-
„digkeit, ihr meine Aufwartung zu machen.
„Ich ward angenommen. Sie war nicht allein,
„sondern hatte ein etwa sechszehn Jahr altes
„Mädchen bei sich, deren bloser Anblik mich
„zum erstenmale bezauberte. So schön auch
„die Frau von L*** war; so verdunkelten
„doch die Reize dieses Mädchens die ihrigen.
„Dieses junge Mädchen machte auf mich einen
„so starken Eindruk, daß ich ihn, besonders,
„da ich in der Kunst der Verstellung noch ziem-
„lich unerfahren war, gar nicht verheelen konn-
„te. Die Frau von L*** bemerkte ihn auch
„sogleich, wie sie mir nachher gestand. Ich
„sah auf niemand, als auf das Mädchen, ich
„hörte fast gar nichts von dem, was die Frau
„von L*** mit mir sprach, und ich glau-
„be, meine Verwirrung würde noch mehr
„zugenommen haben, noch sichtbarer geworden
„sein, wenn nicht noch einige andere Edelleute
„gekommen wären, der Frau von L*** ihre
„Aufwartung zu machen, wodurch denn das

Ge-

„Gespräch allgemeiner, und meine Zerstreuung
„nicht so sichtbar wurde. Ich erholte mich endlich,
„und schien in den Gesichtszügen der gött-
„lichen Minna — so hieß, wie ich nachher
„erfuhr, das Mädchen, welches die Frau von
L * * * als Gesellschafterin bei sich hatte — zu
„lesen, daß auch ich einen starken Eindrukk auf
„sie gemacht hatte. Mein ganzes sinnen und
„trachten ging nun dahin, mit diesem Mädchen
„nur ein einziges Wort zu sprechen. Es ge-
„lang mir noch am nämlichen Tage. Ich war,
„ich weiß nicht unter welchem Vorwande, zum
„Zimmer hinausgegangen; als ich wieder zu-
„rükgehen wollte, begegnete mir die vortrefli-
„che Minna. Eine heilige, keusche Röthe über-
„zog ihre unschuldigen Wangen; noch unent-
„schlüssig ob sie fliehen solle, stand sie in dieser
„Unentschlüßigkeit gar still; schlug ihre Augen
„nieder, und verrieth, noch ehe ich mit ihr ge-
„sprochen hatte, die Empfindungen ihres Her-
„zens. Indeß flog ich auf sie zu, ergriff ei-
„ne von ihren Händen, küßte sie, drükte sie,
„wollte sprechen, und konnte nichts als das
„einzige Wort Minna stammeln. Nur unsere

„Augen schienen einigermassen beredt zu sein.
„Ein Geräusch, welches uns die Ankunft der
„Frau von L * * * vermuthen ließ, machte die-
„sem Augengespräche ein Ende; ich küßte und
„drükte noch einmal ihre schönen Hände, und
„kehrte in das Zimmer wieder zurük. Auch
„nicht einen Augenblik kam mir das schöne
„Mädchen aus dem Gedächtnisse. Da ich mei-
„ne Zerstreuung nicht verbergen konnte; so
„fand ich für nüzlicher und rathsamer, mich der
„Frau von L * * * zu empfehlen, um einsam
„über das vortrefliche Mädchen denken zu können.

„Ich ging und hatte im Herausgehen noch
„das Glük, meiner Minna zu begegnen, der
„ich, da ich von einem Bedienten begleitet war,
„wenigstens durch meine Augen mehr sagte,
„als ich ihr vermuthlich gesagt haben würde,
„wenn ich mit ihr allein gewesen wäre. Ich
„blieb den ganzen Abend allein auf meinem
„Zimmer, und dachte an niemand, an nichts
„als an Minna. Zu wißen, wer sie sei, wo-
„her sie sei, was sie bei der Frau von L * * *
„sei, zu wissen, ob auch ich einen eben so star-
„ken und unauslöschlichen Eindruk auf sie ge-
macht

„macht habe, als ſie auf mich, dieſe Fragen
„waren es, welche mich den ganzen Abend und
„die ganze Nacht beſchäftigten. Ich ſann nur
„auf Mittel, mit ihr allein zu ſprechen. Al-
„lein ſo erfinderiſch auch ſonſt die Liebe iſt, ſo
„konnte ich doch izt keines ausſinnen. Zwei
„Tage vergingen, ohne daß ich Minna erſehen
„konnte; länger konnte ich mich nicht überwin-
„den, ich ließ mich bei der Frau von L * * *
„melden und wurde angenommen. Zu meinem
„gröſten Leidweſen war Minna nicht in der
„Geſellſchaft der Frau von L * * *; ſondern
„ich traf dieſe ganz allein in einem Garten-
„zimmer an, das mit herrlichen Gemälden und
„Schildereien ausgeſchmükt war. Nach eini-
„gen allgemeinen gewöhnlichen Einleitungen
„und Komplimenten kamen wir auf die Schön-
„heiten der Gemälde zu ſprechen, welche meiſt
„mithologiſche Gegenſtände vorſtellten, und
„gröſtentheils aus Ovids Metamorphoſen ent-
„lehnt waren. Dieſe führten uns nach und
„nach auf die Liebe, von der Frau von L * * *
„mit ſo vielem Geiſte und Feuer ſprach, daß
„nur ein geringer Verſtand dazu gehörte, um

„einzusehen, was in ihrem Herzen vorging.
„Aber ich war damals in den Geheimnis-
„sen der Liebe noch zu unerfahren, als daß ich
„sie so gleich hätte verstehen können. Al-
„gemach ward sie vertrauter, sie pries die
„Glükseligkeit an, welche diese holde Göttin
„ihren Verehrern gewähre, und mit auseror-
„dentlicher Naivität fragte sie mich, ob ich noch
„niemals dieser Göttin geopfert habe. Ich
„mußte nothwendig diese Frage mit Nein be-
„antworten; — aber, fuhr die Frau von
„L * * lächelnd fort, wenn meine Minna
„ein solches Opfer von ihnen foderte? —
„Der Name Minna, und diese ganz auserordent-
„liche, seltsame, ganz unerwartete Frage mach-
„ten mich so bestürzt, daß ich kein Wort re-
„den konnte. — Gestehen sie nur, sagte sie
„nach einem minutenlangen Stillschweigen,
„daß dieses Mädchen einen auserordentlich star-
„ken Eindruk auf sie gemacht hat. Ich habe
„nicht das geringste dagegen, eine kleine Ga-
„lanterie mit einem so artigen und schönen
„Mädchen, als Minna wirklich ist, beweißt
„in der That zu viel feines Gefühl, als daß

ich

„ich mich nicht darüber freuen ſollte.— Ich mochte
„die Frau von L * * * noch ſo ſehr verſichern,
„daß ich an Galanterien bei der ſchönen Minna
„gar nicht gedacht, daß ſie zwar einen ſtarken
„Eindruk auf mich gemacht, daß aber die Wir-
„kung deſſelben gerade jene Art von Liebe ge-
„weſen, welche unter den Namen der platoniſchen
„bekannt ſei, ſo beharrte ſie doch auf ihrer
„Meinung. Ich mag dir nicht alle Reden
„der Frau von L * * * erzälen; genug
„ſie gab mir ſo deutlich ihre Abſichten zu er-
„kennen, daß ich daran gar nicht zweifeln konnte.
„Allein ich ſtellte mich ſo tumm, ſo nerſah-
„ren, daß Frau von L * * * * wirklich über
„die Mittel verlegen war, wie ſie mir ihre Ab-
„ſichten nicht verſtändlicher machen könne. End-
„lich glaubte ſie das wahre Mittel gefunden
„zu haben, ſie lenkte das Geſpräch auf Minna,
„vermuthlich in der Abſicht, meine Einbildungs-
„kraft zu erhizzen, vielleicht auch, um ſich durch
„dieſe Gefälligkeit meine Achtung, meine
„Freundſchaft, vielleicht gar mein Vertrauen
„zu gewinnen. In der That erreichte ſie auch
„dadurch wenigſtens ſo viel, daß ich geſprä-
„chiger ward. Sie erzälte mir alſo, daß ei-

„ne alte Frau die schöne Minna bis in ihr vier-
„tes Jahr erzogen, daß diese Dame gestorben,
„und Minna dadurch in das höchste Elend ge-
„stürzt worden zu sein schien, daß sie dies zu-
„fälliger Weise erfahren, und aus Mitleiden
„sich entschlossen, die arme Waise zu sich zu
„nehmen. Die alte Frau, fuhr hierauf die
„Frau von L*** fort, hinterließ in einem
„Briefe, den sie schon lange vorher geschrie-
„ben, und in der Absicht geschrieben hatte, da-
„mit man doch, wenn sie etwa plözlich sterben
„sollte, wissen möge, woher dieses Kind sei,
„sie hinterließ also, daß ihr Minna von un-
„bekannten Leuten gebracht worden, die sie ins
„nigst gebeten hätten, vor dieses Kind zu sor-
„gen, daß ihr eben diese Leute zugleich eine
„Banknote von dreihundert Thaler gegeben,
„welche sie alle Jahre erheben könne, und
„daß sie ihr endlich noch einen großen Ring,
„der ebenfals in diesem Briefe lag, übergeben
„haben, mit dem Zusazze, wer einen solchen
„Ring aufzeige, der sei Vater oder Mutter von
„diesem Kinde. Dieß ist alles, was wir von
„diesem Mädchen wissen. Ich nahm sie An-

fangs

„fangs aus Mitleid zu mir, dieß war aber „nicht nöthig; da sie jährlich so viel Einkünfte „hatte. Das Mädchen wuchs heran, ich ließ „sie in allen weiblichen Künsten und Wissen„schaften unterrichten, und sie ward so gut ge„bildet, daß ich sie außerordentlich lieb gewann. „Sie ist mir nun unentbehrlich, sie ist meine ein„zige Gesellschafterinn, und ich kann ohne sie „nicht leben. Nach dem Werthe des Ringes „zu schließen, den ich aufbewahre, den aber „bis izt noch niemand zurükk gefodert hat, „muß Minna von sehr vornehmer Geburt sein. „Ich betrachte sie auch daher, als eine Stands„person, und führe sie in allen Gesellschaften „ein. Nun wissen sie alles von dem schönen „Mädchen, fodern sie aber nun nicht mehr von „mir. — Sie unterhielt sich noch sehr lange „mit mir von Minna's Tugenden, und bewirk„te dadurch, daß ich diesem herrlichen Mäd„chen nur noch günstiger wurde.

„Indeß versuchte ich sehr lang vergeblich, „mit ihr allein zu sprechen. Ich besuchte die „Frau von L*** oft, aber nur selten „war Minna bei ihr. Die Frau von L**

„sah mir täglich ihre Absichten deutlicher zu
„verstehen, allein ich verstand sie nicht, oder
„vielmehr ich wollte sie nicht verstehen. End-
„lich ereignete sich die günstigste Gelegenheit
„von der Welt, mit Minna allein zu spre-
„chen. Ich stand eben an meinem Fenster und
„klagte mir selbst mein unglückliches Schicksal,
„daß ich nämlich nicht einmal dem Gegenstande
„meines Herzens meine Empfindungen gestes
„hen könnte als ich von ungefähr die schöne
„Minna ganz allein aus dem Pallaste der Frau
„von L*** herausgehen sah. Sogleich ver-
„ließ ich mein Zimmer, und eilte dem Engel
„mit dem festen Entschlusse nach, sie anzureden,
„sobald sie von dem Pallaste der Frau von L***
„aus nicht mehr gesehen werden konnte. Sie
„ging die lange Straße hinauf, welche nach-
„her durch eine Menge Gärten zur Vorstadt
„führt. Wie erwünscht war mir nicht diese Ge-
„legenheit, mit ihr ohne irgend einen Augen-
„zeugen zu sprechen.

„Ich sagte ihr alles, was ich bisher für
„sie gefühlt hatte, und ich beklagte weiter nichts
„als die Armuth der Sprache, wenigstens däuch-

„te es mich, als ob ich ihr nicht alles sagen „könnte, was ich bisher für sie empfunden hat„te. Zu meinem innigsten Vergnügen gestand „mir die schöne Minna, daß ich auch auf sie „gleich bei meinem ersten Besuche einen sehr „starken Eindruk gemacht hätte. Sie wolte zu „einer guten Freundinn gehen, und konnte da„her sich so lange nicht aufhalten, als ich und „vielleicht sie selbst wünschte. Wir schieden also „von einander, und ich beklagte nichts mehr, „als daß die Zeit zu kurz gewesen, und daß ich „vergessen hatte, sie zu befragen, wo ich sie „öfterer allein sprechen könnte. Ich besuchte „nachher die Frau von L*** sehr oft; allein „zu meinem innigsten Verdrusse traf ich die „schöne Minna nur sehr selten bei ihr an. „Die Frau von L*** gab mir von Tage zu „Tage stärkere Beweise ihrer Schwachheit, al„lein zu ihrem größten Verdruße sah sie, daß „ich alle ihre Zuvorkommungen nicht verste„hen wolte.

„Ich mochte wohl einen ganzen Monat „die schöne Minna nicht gesehen haben, als ich „an einem Abend in dem Hintergebäude des

„Pallastes der Frau von [illegible] ein Licht ge-
„wahr wurde, welches ich von meinem Fens
„ter aus noch nicht bemerkt zu haben glaubte.
„Und in dem erleuchteten Zimmer sah ich mei-
„ne Minna einsam auf und abgehen. Von den
„Hintergebäude des Hauses, in welchem ich
„wohnte, war ein kleiner Absaz in den Garten
„der Frau von [illegible], und aus diesem konn-
„te man ohne weiteres zu dem Hintergebäude
„des Pallastes kommen. Da die Fenster von
„meinem einem Zimmer hieher giengen; so hat-
„te ich bei Tage alle Gelegenheiten sehr gut
„beobachtet. Ich stieg also den Absaz hinab
„in den Garten, und eilte von da in den Hof,
„welcher unter dem Zimmer war, worinn ich
„das Licht sah. Ich rufte mit ganz schwacher
„Stimme Minna! Sie hörte es, und sah
„heraus. Anfangs sprach ich mit ihr blos an
„dem Fenster; allein als sie nach mehrmaligen
„Besuchen die Reinigkeit unserer Liebe, die
„mehr der Lieb eines zärtlichen Bruders und
„und einer gefühlvollen Schwester glich, er-
„laubte sie mir, daß ich sie auf dem Zimmer
„selbst, wo sie jederzeit des Abends allein war,
be-

„beſuchen durfte. Oft durchküßten wir ganze „Nächte, aber auch nie fiel mir ein unkeuſcher „Gedanke ein. Ich liebte Minna, aber ich „liebte ſie als meine Schweſter, als meine „Freundinn. Kein Gedanke von Ehe kam je in „unſern Sinn; ja der Name Bruder und Schwe„ſter war uns ſo angenehm, daß wir uns wirk„lich in der Folge ſo nannten. Unſre Geſprä„che waren gemeiniglich von der Tugend, und „von den Vorzügen und der Glükſeligkeit, wel„che ſie gewährt. Den ganzen Winter hin„durch ſezzten wir dieſe Unterredungen fort, oh„ne daß wir wären geſtört oder auch nur be„merkt worden. Indeſſen hatte die Frau von „* * * nicht aufgehört, mir ihre Abſichten „zu erkennen zu geben. Allein da ich gar zu „unempfindlich war; ſo ſchloß ſie hieraus, „daß wohl niemand ſonſt, als Minna, daran „Schuld ſein könne. Sie mochte aber wohl „auch nicht begreifen, wo ich mit Minna ſpre„chen konnte. Den Tag hindurch war ſie ſtäts „bei ihr; ſeit der Zeit, als ich Gelegenheit „gefunden hatte, mit meiner Minna allein zu „ſprechen, waren meine Beſuche bei der Frau

von

„von L * * * seltener geworden, und wenn „ich auch kam, so hatte sie es schon so veran„staltet, daß Minna entweder weggehen mußte, „oder daß sie doch gar nicht mit mir sprechen konn„te. Sie gerieth also nothwendig auf den Einfall, „daß ich auf ihrem Zimmer eine geheime Zu„sammenkunft mit ihr haben müsse. Sie moch„te aus diesem Grunde uns wohl einmal be„horcht haben; ich weiß dies zwar nicht gewiß, „aber ich schließe es nur aus den Folgen."

„Nach vielen vergeblichen Versuchen und „Anschlägen, mich für ihre Reize empfindlich „zu machen, beschloß sie endlich den Gegenstand „meines Herzens aus ihrem Hause zu entfer„nen, um durch diese Abwesenheit mein „Herz zu gewinnen. Ich wollte Abends meine „Minna besuchen, allein wie erstaunte ich nicht, „als ich ihre Thüre verschlossen fand. Ich hat„te allezeit eine Laterne bei mir, und ich er„blikte daher an der Thür ein Billetgen, daß „ich begierig abriß, und mitnahm, weil ich „gleich vermuthete, daß es von meiner Minna „sein werde. Ich hatte ihre Hand noch niemals „gesehen, und konnte daher um so eher betro-

gen

„gen werden. Sobald ich nach Hauſe kam; laß „ich in dem Billet folgendes:

„Die Frau von L*** hat unſre gehei„men Zuſammenkünfte entdekt; ich kann dich „alſo auf dieſem Zimmer nicht mehr ſprechen. „Komm aber morgen in der Nacht in den „Gartenſaal, in welchem die mithologiſchen „Gemälde ſind; da will ich dich erwarten. „Allein um ganz gewiß unentdekt zu bleiben, „ſo bringe keine Laterne mit, und wir wol„len kein Wort ſprechen, ſondern blos der „wonnevollſten Umarmungen genieſen.“

Minna.

„So unangenehm es mir auch war, daß „die Frau von L*** unſere Zuſammenkünfte „entdekt hatte; ſo freute ich mich doch darüber, „daß Minna ſogleich ein anderes Mittel ausge„ſonnen hatte. Ich harrte mit Schmerzen auf „das Ende des Tages. Um zehn Uhr, als „um welche Zeit wir einander gewöhnlich ſpra„chen, ſtieg ich den Abſaz hinunter, und ging „dann in den Saal, den ich offen fand, aber „er war ganz dunkel. Sogleich flog eine weibliche „Geſtalt in meine Arme; und tauſend Küſſe ver

ſicher-

„sicherten mich von der Liebe meiner vermein-
„ten Minna. Sie sprach kein Wort; aber
„ihr pochender, mehr als halb enthüllter Bu-
„sen, das ungewöhnliche Feuer, das auf ih-
„ren Wangen glühte, machte in mir die Ver-
„muthung rege, daß es meine Minna nicht sei.
„Ich wand mich daher aus ihren Umarmungen
„los; und nun eröfnete Frau von L***, —
„denn sie und keine andre Person war es —
„ihren Mund. Julius! sagte sie, ich bin die
„Frau von L***. Schöner Jüngling, der
„du mich so lange um Gegenliebe vergeblich fle-
„hen liessest, ich konnte meiner Leidenschaft
„nicht länger Einhalt thun, sie verführte mich
„zu dieser Verstellung. Das Billet war von
„mir. Ist dir aber das Leben oder die Ruhe
„und Glükseligkeit deiner Minna lieb: so laß
„mich izt nicht umsonst um Befriedigung mei-
„ner Leidenschaft bitten. Ich verlange deine
„Liebe nicht allein; ich will dir deine Minna
„lassen, aber gönne mir nur das Vergnügen,
„zu wissen, daß ich nicht ganz verachtet bin. —
„Ich war vor Schrekken und Unwillen ganz
„ausser mir; ich wußte nicht, was ich anfan-

gen

„gen ſollte. Bald hätte ich die Wege der „Tugend verlaſſen, und um meine Minna zu „retten, die Wünſche der Frau von L*** „erfüllt. Allein auf einmal ward ich ſtark, „ich traute einer weiblichen Sele die Bosheit „nicht zu, ſich an einer Unſchuldigen zu rächen; „ich hatte noch zu hohe Begriffe von der menſch„lichen Natur. Ich ſties ſie deshalb mit Un„willen von mir, und entfloh mit dem Wor„ten: geh! verächtliches Weib! ich werde mei„ne Minna ſchon aus deinen Klauen zu retten „wiſſen. Ich hatte eine grauſame Nacht; und „ſah mit Ungeduld dem folgenden Tage entge„gen. Er erſchien, aber wie groß war nicht „mein Schmerz, als ich folgendes Billet von „der Frau von L*** erhielt.

„Ich habe mich gerächt. Deine Minna „iſt fort. Und wenn du Luſt haſt ihr nach „zureiſen, ſo kannſt du ſie in Leipzig antref„fen.

„Wie von Blizze getroffen ſtand ich da; „aber ohne mich lange zu bedenken, nahm ich „alle mein Geld zuſammen, und ging ganz be„täubt zur Stadt hinaus, um meine Minna

in

„in Leipzig zu sprechen. Gleich am ersten Ta-
„ge machte ich sechs Meilen, den folgenden
„wollte ich eben soviel machen; allein ich ward
„durch einen Unfall abgehalten, und unglüklich
„gemacht. Ich mußte nämlich durch einen Wald.
„Ich war noch keine Stunde darinn gegangen,
„als mich drei starke Männer anfielen, mir al-
„le mein Geld abnahmen, die Kleider ausze-
„gen, und mich in den Zustand sezten, in wel-
„chem du mich nebst deinen Kammeraden ange-
„troffen hast. Was die Vorsicht über mich be-
„schlossen hat, weiß ich nicht; wenn ich nur
„meine geliebte Minna wieder finde, so bin
„ich getröstet.

„Gern wollte ich das schwer scheinende
„Soldatenjoch ertragen, wenn ich nur sie fän-
„de, nur mit ihr mich täglich einige Augen-
„blikke unterhalten könnte. Ich habe nun über-
„legt, daß Minna wohl schwerlich in Leipzig
„sein wird, wenigstens habe ich auf der Straf-
„se, welche ich gekommen bin, und auf welcher sie
„doch hätte reisen müssen, von ihr nichts erfah-
„ren. Schreibe ich meinen Pflegevater,
„so bin ich überzeugt, daß er mir vergeben,

„und mich von dieſem Leben erlöſen wird; al„lein ich weiß auch eben ſo gewiß, daß „dieſes unter keiner andern Bedingung geſche„hen wird, als unter der, wieder nach G.... „zu kommen. Wie kann ich aber an einem „Orte leben, wo ich täglich die Verfolgerinn „meiner Minna vor Augen haben muß. Willſt „du indeß die Güte haben, einen Brief an „meinen Pflegevater zu beſorgen; ſo will ich „ihm ſchreiben, und verſuchen, von ihm die „Erlaubniß zu erhalten, meine Minna auf„zuſuchen.“

„Werner fand gar keinen Anſtand, dieſes ſeinem Freunde zu verſprechen; und erſuchte ihn daher, im nächſten Quartiere den Brief zu ſchreiben.

Sechſtes Kapitel.

Eine ſonderbare Ereugniß.

Der Transport mußte durch einen Wald; und hatte noch zwei Stunden bis zu dem Nachtquartire. Werner und Julius unterhielten

sich, nachdem sie nun einander ihre Geschichte erzält hatten, über verschiedene andre Dinge. Sie mochten etwa eine Stunde gegangen sein, als sie an eine hohe Linde kamen, unter dessen Schatten die Werber mit ihren Rekruten einige Augenblikke auszuruhen beschlossen. Was für ein Anblik bot sich den Augen unsers Julius dar, als er bei dieser Linde ankam! der Name Minna war mit grosen Buchstaben in diesem Baume eingegraben, und unter dem Namen stand gerade der Name der Stadt, in welche Julius transportirt werden sollte. Entzükt eilte Julius dies seinem Freunde Werner mitzutheilen. Und sogleich beschloß er, das Vorhaben, seinem Pflegevater zu schreiben, aufzugeben. Er glaubte ganz gewiß, daß Minna diese Straße gereißt sei, und in der Vermuthung, daß er ihr nacheilen werde, den Namen eingegraben habe, damit er, wenn er ungefähr hieher käme, doch wisse, wohin sie gekommen. Der Transport hatte noch sieben Tagereißen bis nach . . .; allein da sie selten mehr als drei Meilen in einem Tage machten, so konnte man bequem in vier Tagen die Rei-

se

ſe endigen. Julius, dem die Zeit von ſieben Tagen viel zu lang ſchien, bat daher ſeinen Freund, es doch möglich zu machen, daß er mit ihm allein weiter gehe, weil er dadurch die Reiſe um einige Tage eher zu endigen hoffe. Werner verſprach im nächſten Quartier den übrigen Werbern den Vorſchlag zu thun. Er ward angenommen; in aller Früh reißten ſie alſo ab, und langten nach dreien Tagen in ... an. Wenn es auf unſern Julius angekommen wäre; ſo würde er ſogleich die ganze Stadt durchwandert haben, um ſeine angebetete Minna zu entdekken. Allein diesmal muſte er ſich nach dem Willen ſeines Freundes Werner bequemen, der ihn ſogleich zum Chef ſeines Regimentes, und von da zu dem Hauptmanne von der Kompagnie, unter welcher er war, führte.

Dieſer Hauptmann war einer der vortreflichſten Soldaten unter der ganzen Armee. Er beſaß auſerordentlich viel Einſichten, und, was ihn bei allen beliebt machte, ſo war ſein Herz von den gewöhnlichen Soldatenherzen ganz verſchieden. Die meiſten Offiziers ſehen die gemeinen Soldaten, gleichſam wie Hunde oder

Sklaven an, mit denen sie machen können, was ihnen nur immer beliebt. Der Herr von S . . . so hieß dieser Hauptmann, dachte ganz anders. Er sah sie als Menschen, als seine Brüder an. Er war zwar im Dienste strenge; allein zwanzigmal zeigte er mit Worten einen Fehler an, ehe er durch Prügel den hartnäkkigen aufmerksam machte. Er war daher auch der Abgott aller Soldaten und jeder, der etwas zu suchen und zu klagen hatte, wendete sich an ihn, um durch ihn Schuz oder Hülfe zu erhalten. Er war ein vorzüglich guter Freund von Wernern; und da er ihn nun eine geraume Zeit gar nicht gesehen hatte, so freute er sich ganz auserordentlich über seine Ankunft. Werner ließ unsern Julius allein im Vorzimmer, und ging nun zu seinem Hauptmanne hinein, und erzälte ihm, was er für einen Rekruten mit habe. Er bat ihn dabei, sich dieses guten Jünglings anzunehmen, und ihn vom Soldatenstande frei zu machen. Der Herr von S. . . ließ indeß den Julius hereinkommen, und ward von seiner schönen Gesichtsbildung so eingenommen, daß er dadurch und

durch

durch die Umſtände, unter welchen Julius angeworben worden war, bewogen wurde, ſogleich zum Chef des Regimentes zu gehen, und um ſeine Befreiung bei ihm anzuhalten. Da Werner ſogleich verſprach, ſtatt des Julius einen andern Rekruten zu ſtellen; und da der Hauptmann gar zu viel gute Worte gab, ſo ließ ſich endlich der Chef des Regimentes bewegen, und Julius ward wieder frei erklärt.

Dieſe Wohlthat aber würde unſerm Julius wenig oder gar nicht genuzt haben, wenn ſich nicht der Hauptmann von S. . . ſogleich hätte angelegen ſein laſſen, ihm eine Stelle zu verſchaffen, die ihm ſo viel Einkünfte vor der Hand brächte, bis er mit ſeinem Pflegevater wieder ausgeſöhnt ſein würde. Er war ein ſehr guter Freund und Anverwandter von dem Miniſter von S . . . zu dieſem ging er, ſtellte ihm die ganze Lage des Jünglings vor, und ſchilderte ſein Aeuſerliches und ſeine Verſtandsfähigkeiten ſo glänzend, daß der Miniſter denſelben zu ſprechen wünſchte, und verſprach, ihn ſogleich anzuſtellen, wenn er ſeiner Erwartung entſprechen würde.

Siebentes Kapitel.

Julius bei dem Miniſter.

Wenn ſich meine Leſer von den Groſen dieſer Erde eben ſo fürchten, oder vielmehr wenn ſie dieſelben eben ſo ſcheuen, als ich; ſo werden ſie es ungern ſehen, daß der Hauptmann von S . . . den unglüklichen Einfall gehabt hat, unſern Julius dem Miniſter zu empfehlen. Sie werden ihn vermuthlich bedauren, und der Meinung ſein, daß ſelbſt das Unglük, von Räubern ausgeplündert, oder von Werbern zum Rekruten gemacht zu werden, nicht ſo gros iſt, als dies, wenn ein junger Mann und beſonders ein ſolcher, der abhängig von einem Groſen werden will, nun zum erſtenmale bei ihm erſcheinen und ſeine Aufwartung machen muß. Ich wenigſtens bedaure jederzeit den guten Jüngling, der in dieſe ſchrekliche Verlegenheit verſezt worden iſt. Bei dieſem Miniſter aber, bei welchem Julius erſcheinen ſollte, war das der Fall nicht. Hat je ein Groſer den Namen eines herablaſſenden Menſchenfreundes verdient; ſo war es dieſer Miniſter. Erzogen

von

von vortreflichen Aeltern, die ihr einziges Glük in die gute Erziehung, in die Bildung ihres Sohnes zum rechtschafnen Staatsmanne ſezten, gebildet durch den häufigen Umgang mit Menſchen, zum Menſchenfreunde durch die mancherlei Unglüksfälle, denen er verſchiedentlich unterworfen geweſen war, ganz gebildet, war izt ſeine erſte Abſicht, war ihm ſeine erſte Pflicht, dem Staate zu nüzzen, deſſen Finanzen er zu beſorgen hatte, und nach dieſer Pflicht war ihm keine heiliger, als Wohlthaten zu thun. Unter dieſe rechnete er aber auch das gefällige, ſanfte Betragen gegen Geringere. Dieſe Schilderung machte der Hauptmann von S * * * unſerm Julius, als er ihm ſagte, daß er ihn dem Miniſter empfolen habe, und dieſer ihn zu ſprechen verlange; und machte ihn dadurch beherzter, als er geweſen ſein würde, wenn er ſich unter dieſem Groſen einen Miniſter vom gewöhnlichen Schlage vorgeſtellt hätte.

Vor der zu ſeiner Aufwartung bei demſelben beſtimmten Zeit, durchſtrich Julius alle Straßen der Stadt, um vielleicht ſeine Minne zu entdekken; allein alle ſein Suchen war

vergeblich. Indeſſen beruhigte er ſich doch, denn er war überzeugt, daß, wenn Minna in der Stadt ſich wirklich befand, es ihm gar nicht fehlen konnte, ſie zu entdekken. Die Polizeianſtalten waren ſo vortreflich, wie der Hauptmann von S . . . unſerm Julius geſagt hatte, daß niemand in die Stadt kommen, niemand nicht einmal ſeine bisherige Wohnung verlaſſen konnte, ohne daß dieſes dem Miniſter angezeigt ward. Da Julius alſo nach Hauſe kam, und vergeblich ſeine Minna geſucht hatte, ſo bat er den nun zu ſeinem Freunde gewordenen Hauptmann, ihm Mittel an die Hand zu geben, wodurch er den Aufenthalt derſelben erfahren könne. Er verſprach dieſes, ſobald als möglich ſelbſt zu thun.

Die Zeit kam nun, da Julius bei dem Miniſter erſcheinen ſollte. Er ging zu ihm, und ward von ihm mit einer Freundlichkeit aufgenommen, die Julius um ſo mehr bewunderte, da gerade der Miniſter in ſeinem Vaterlande ein ſehr unwiſſender, hochmüthiger Mann war. Der Herr von S.... unterhielt ſich ſehr lange mit ihm, und ſprach über verſchiedene Gegenſtände

ſtände, um zu erfahren, ob Julius auch Fähigkeiten genug beſizze, den Poſten zu vertreten, zu welchem er ihn beſtimmt hatte.

Die Unterredung betraf gröſtentheils die Grundſäzze, nach welchen Miniſter in öffentlichen Angelegenheiten handeln, und nach denen, ſeiner Meinung zu folge, jeder patriotiſche Staatsmann handeln ſollte. So orthodox auch der Miniſter in der Moral des gemeinen Lebens war, ſo ſtrenge er auf Gerechtigkeit, auf Billigkeit, Edelmuth, Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe der Menſchen gegen einander hielt; ſo heterodox war er in der Moral der Politik, worüber er ſich mit Julius unterhielt. Vermuthlich hatte ſeine Lage, hatten die Geſinnungen, die Grundſäzze des Hofes, an welchem er lebte, dieſe ſeine Grundſäzze erregt. Nach ſeiner Meinung befinden ſich die Staaten gegen einander in einem unabhängigen Naturzuſtande; und ſie haben gegen einander keine Pflichten, keine Rechte. Jeder Staat, behauptete er, muß für ſeine eigne Sicherheit ſorgen, jeder alle ſeine Nachbarn, alle andre Staaten als Nebenbuhler und Feinde anſehen,

jeder daher unaufhörlich darauf bedacht sein, seine benachbarten und alle andre Staaten zu schwächen; die eignen hingegen zu vergrösern. Und nach ähnlichen Grundsäzzen dachte und handelte er auch in der Staatsökonomie.

Julius war gerade der entgegengesezten Meinung; und von Natur sehr feurig, bestritt er die Grundsäze des Ministers auserordentlich hizzig, ohne daran zu denken, wenn er vor sich hatte, die Offenheit dieses Jünglings, das Feuer, womit er seine Grundsäze vortrug, das zusammenhängende, das durchdachte in seinem Vortrage, die Freimüthigkeit, mit der er seine Meinungen behauptete, gefielen dem Minister ungemein, und er machte ihm den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, und ihm in seinen politischen Beschäftigungen behülflich zu sein. Vermuthlich schmäuchelte sich der Minister, ihn seinen bisherigen Grundsäzzen ungetreu, den seinigen hingegen getreu zu machen. Um diesen Jüngling ganz unter seiner Aufsicht zu haben, bot er ihm seine Wohnung, und eine ansehnliche Summe jährlich zu seinen übrigen Bedürfnissen und Vergnügungen an. Julius fand gar

keinen

keinen Anſtand, dieſen Antrag anzunehmen, beſonders, da der Miniſter ihm dabei einräumte, daß er den Titel eines Sekretärs nicht haben ſolle, welchen Julius haßte, weil ihm zu viel Abhängigkeit mit dieſem Worte verknüpft zu ſein ſchien. Julius bezog alſo noch am nämlichen Tage die Wohnung des Miniſters, der ihm ſeiner Familie als ſeinen Freund und Gefährten vorſtellte.

Achtes Kapitel.

Minna wird entdekt.

Während, daß Julius bei den Miniſter geweſen war und ſich mit ihm über verſchiedene politiſche Gegenſtände unterhalten hatte, war der Hauptmann von S... zu der Perſon gegangen, welche von allen Einwohnern in der Sadt, von allen ankommenden und abgehenden das Verzeichniß halten mußte. Sie ſuchten vergeblich den Namen Minna. Aber ſie fanden ein andres achtzehnjähriges Mädchen aufgezeichnet, das um dieſe Zeit angekommen war, und zwar unter der Begleitung eines Kupplers in der Vorſtadt

ſtadt. Wie ſehr erſchrak nicht hierüber der Hauptmann von S . . . Nach der Beſchreibung, die Julius von ſeiner Minna gemacht hatte, und nach der, welche dieſer Mann, der dies Verzeichniß halten mußte, von dem achtzehnjährigen Mädchen machte, ſo war dieſes Minna ſelbſt. Er rennte alſo zu ſeinem Freunde Julius, und theilte ihm ſeine gemachte Entdekkung mit. So unglaublich es dem Hauptmanne von S . . . vorkam, daß Minna ſich in einem Bordell aufhalten ſolte, ſo wahrſcheinlich war es unſerm Julius. Er ſchloß dies aus dem kurzen höniſchen Billetgen, das die Frau von L . . . ihm ſchrieb, worinn ſie ihm von dem Aufenthalte ſeiner Minna Nachricht gab, und ihn, wie wir ſchon geleſen haben, bat, ſie aufzuſuchen. Vermuthlich iſt Minna, ſagte Julius, durch die teufliſche Bosheit der Frau von L . . . in die Hände des Kupplers gerathen, wie wüthend lief er nun zu dem Kuppler hin, und ſeine Wuth würde daſelbſt vielleicht von böſen Folgen geweſen ſein, wenn nicht der Hauptmann von S . . . . ihm nachgeeilt wäre, und ihn gebeten hätte, ſich ruhig zu verhalten.

Durch

Durch viele Vorstellungen ward Julius endlich beruhigt. Es war in dieser Stadt gar keine Schande, wenn jemand in ein Bordell ging. Die Ursache, warum dieses schändliche wegfiel, war, weil sehr viel Vornehme und Grose selbst hingingen, um den Spektakel mit anzusehen; und weil nicht jeder, der in ein Bordell ging, sich sogleich Ausschweifungen überließ. Daher fand auch der Hauptmann von S .... gar keinen Anstand, mit seinem Freunde am Tage in das Bordell zu gehen. Sie kamen an. Eine lange, hagere, aber freundliche Frau öfnete ihnen mit recht heiterer Miene den Saal, worinn gewöhnlich alle Mädchen beisamen sind. Wie pochte nicht unserm Julius das Herz, als er diese Thüre öfnen sah. Seine geliebte, seine tugendhafte Minna, seine Schwester, unter welchem Namen er sie am liebsten nennte, mitten unter lasterhaften Personen sizzen zu sehen, in der Gesellschaft von feilen Dirnen zu erblikken, die mit ihren Gunstbezeugungen noch weit verschwenderischer sind, als ehemals Alcibiades mit seinem Gelde — dieser Gedanke war für ihn schrekklich. Die

Thür

Thür ward geöfnet. Vergeblich irrte sein Auge nach seiner Minna im Saale herum. Nur vier andre Mädchen, die auf die beiden hereinkommenden zuflogen, und sie zum Genusse sinnlicher Vergnügungen einluden, erblikte sein schmachtendes Auge. Der Hauptmann von S.... hatte seinen Freund gebeten, sich ja nichts von Minna im Bordelle merken zu lassen, weil sonst vielleicht der Kuppler oder die Kupplerinn ihren Aufenthalt verheimlichen möchte. Sie liessen sich eine Bouteille Wein geben, und sprachen mit dem Mädchen verschiedenes. Ganz zufälliger Weise fragte endlich der Hauptmann die Kupplerin, ob sie sonst keine Schöne habe. Ja, erwiederte sie, ich habe noch ein junges bildschönes Mädchen, aber sie ist eine Närrin; sie spricht von nichts als von Tugend, und hat gestern einen jungen Herrn, der zu ihr gegangen war, so unsanft behandelt, daß ich mich genöthigt gesehen habe, sie einzusperren, und durch Hunger, und wenn das noch nicht helfen will, durch Schläge zahm zu machen. Julius, der ganz gewiß glaubte, daß diese tugendhafte Schöne seine Minna sei,

hätte

hätte die dienstfertige Kupplerinn zerreißen mögen, aber die Errinnerung, welche ihm der Hauptmann von S . . . . gethan, machte, daß er schwieg, sich vielmehr ganz freundlich gegen die Kupplerinn stellte, und nachher sie bat, ihn zu diesem wilden, tugendhaften Mädchen hinzuführen, welches auch die Kupplerin mit vielem Vergnügen that. Sie begleitete ihn bis an die Thüre einer kleinen Kammer, in welcher sich das Mädchen befand, ließ unsern Julius hinein, und rief der darinn befindlichen Person zu, sich ruhig zu halten.

Möchte doch Homers malerischer Geist meinen Körper bewohnen, damit ich meinen Lesern des Erstaunen, das Entzükken, die Freude, und wie alle andre Gefühle und Empfindungen heißen schildern könnte, welche in den Herzen der beiden Personen entstanden, als die Thür geöfnet wurde, und sie sich erkennten. Da ich befürchte, durch die unvollkommene Schilderung die Gefühle meiner Leser mehr zu schwächen, als zu stärken; so mag ich es gar nicht versuchen, mehr zu sagen, als daß beide, nachdem sie eine Minute lang stillschweigend sich angestaunt hat-

hatten, in wechselseitige Umarmungen hinflogen. Die Freude und das Entzükken füllte ihr ganzes Herz so sehr, daß sie nicht einmal in Stande waren, mit einander zu sprechen. Julius — Minna war alles, was sie hervorbringen konnten.

Endlich erholten sie sich von ihrem Erstaunen, ihrer Freude, ihrem Entzükken, und nun bat Julius, nachdem er ihr gesagt, wie er hieher gekommen, seine Minna, ihm alles, was ihr begegnet, zu erzählen. Sie sagte ihm also, daß sie in aller früh, unter dem Vorwande auf dem Landhause der Frau von L * * * alles zu ihrer baldigen Ankunft in Ordnung zu bringen, in einem Wagen nebst einer alten Frau weggefahren sei, daß sie auf dem Landhause den Kuppler angetroffen, der ihr gesagt, daß er von ihren Aeltern abgesendet worden, sie nach . . . zu holen, daß ihr dieses höchst angenehm gewesen und daß sie es auch geglaubt, weil die alte Frau ihr betheuert habe, daß die Frau von L * * * ihr blos deshalb nichts gesagt, um sich die Thränen bei dem Abschiede zu ersparen. In dem Walde, durch welchen sie wegen des schönen

Weges

Weges und Wetters gegangen, und den Wagen hinter ſich hätten herfahren laſſen, habe ſie zum Scherze ihren Namen in der Linde eingegraben, von dem Julius ihr Nachricht gegeben hatte, daß er ihn gefunden. Unterwegs ſeien ihr weiter keine Unfälle aufgeſtoßen, allein ſie ſei ganz auſer ſich geweſen, als der Kuppler ihr, da ſie in ſeiner Wohnung angekommen, geſagt, daß ſie ein Bordellmädchen ſei, und ſich gefaßt machen ſolle, in einigen Tagen Beſuche anzunehmen. All ihr Schreien, ihr Flehen, ihr Bitten, habe bei dem Kuppler und der Kupplerinn nichts achelfen und ſie haben ihr gerade zu erklärt, daß ſie ſich ſehr unangenehmen Begegnungen ausſezzen werde, wenn ſie ſich nicht nach ihrem Willen bequemen wolle. Sie habe darauf die Vorſicht (von der ſich Julius ſo oft mit ihr unterhalten hatte) angefleht, ſich ihrer zu erbarmen, und ſie aus dieſem Elende zu erretten. Endlich habe die Kupplerinn ſie einem jungen Menſchen vorgeſtellt, den ſie aber, ſo bald die Kupplerinn ſich entfernt, fußfällig gebeten, ihre Tugend nicht zu verlezzen, und da dieſe Vorſtellung nicht gefruchtet; ſo habe

sie endlich geschrien, wodurch der junge Mensch abgeschrekt worden, fernere Versuche zu machen; allein die Kupplerinn habe sie hernach in diese Kammer eingesperrt, und ihr bedeutet, daß, wenn sie noch einmal einen so tummen Streich machen würde, sie durch Schläge zahm gemacht werden solle. Nun, fuhr Minna fort, nun bin ich froh, da mein Erretter da ist; und durch tausend heilige keusche Küsse dankte sie unserm Julius, daß er ihrentwegen sich so vielem Kummer ausgesezzt hatte.

Julius ging nun mit seiner Minna in den Saal, wo der Hauptmann von S..... geblieben war, dem Julius durch seine vergnügte Miene, und durch einen Wink zu verstehen gab, daß er seine Minna gefunden habe und daß diese Person es sei. Die Kupplerin, und die übrigen feilen Dirnen erstaunten über die seltsame Veränderung, welche so plözlich mit Minna sich zugetragen hatte. Vorher stäts in Thränen gebadet, stäts mit den Händen ringend bat sie den Kuppler und die Kupplerinn, sie aus diesen Elende zu retten; izt war ihre Miene heiter, und in ihren Augen funkelte

kelte Freude. Sie wußten daher gar nicht was sie davon denken solten. Der Hauptmann von S.... sagte der Kupplerinn, wer er sei, und deutete ihr zugleich an, daß sie das Mädchen mitnehmen würden, weil sie die Schwester dieses jungen Herrn sei. So ungern die Kupplerin auch ein so hübsches Mädchen aus ihrem Bordell weggehen ließ, so war sie doch gezwungen, dieses zuzulassen, da ihr bekannt war, in welcher engen Freundschaft der Hauptmann von S.... mit dem Minister stand. Sie bezahlten also alles, was Minna unterdessen verzehrt hatte, und ließen Minna'n zum Hauptmann von S.... hin fahren, wo sie vor der Hand wohnen sollte. Der Hauptmann stellte sie seiner Familie vor, der er aber zugleich gebot, von dem, was im Bordell vorgefallen war, nichts zu sagen. Sie sollte unter dem Titel einer nahen Anverwandtin sich so lange bei ihm aufhalten, als es ihr gefallen würde. Selbst dem Minister wurde davon nichts gesagt. Julius besuchte seine Freundin, und gerieht gerade wieder in die nämliche Schwärmerei in der er war, als er seine Minna alle Nächte

besuchte. Indessen hatte Minna nichts, wovon sie leben konnte; Julius war nicht im Stande, ihr so viel zu geben, als zu ihren Bedürfnissen erfordert wurde, indem er an seinen Pflegevater noch gar nicht geschrieben hatte, und also von daher kein Geld bekam; und, so gern auch der Hauptmann von S..., Wohlthaten ertheilte, so war es doch unserm Julius nicht gelegen, daß Minna so abhängig von seinem Freunde sein solle. Er beschloß also anfangs, an seinen Pflegevater zu schreiben, ihm seine Unfälle zu erzählen, und um Unterstützung zu bitten. Auf der andern Seite aber fiel es ihm ein, daß gewiß sein Pflegevater auf die Veränderung seines Wohnorts dringen werde; und, um dieses zu vermeiden, entschloß er sich, ihm gar nicht zu schreiben. Endlich fiel ihm ein, an die Frau von L*** selbst zu schreiben. Er wußte, daß Minna jährlich dreihundert Thaler Einkünfte hatte, und noch überdieß einen prächtigen Diamanten Ring besaß; und da Minna davon nichts mit bekommen hatte; so glaubte Julius ganz gewiß, daß die Frau von L*** diese Sachen noch

besizzen müsse. Obschon sie ihm den Boshaften Streich gespielt, und seine Minna — vermuthlich aus der Absicht, damit sie als Bordellmädchen in seinen Augen verächtlich würde — in ein Bordell gethan; so traute er ihr doch nicht so viel Bosheit zu, daß sie ihr rechtmäßiges Gut ihr rauben würde. Er theilte seine Gedanken dem Hauptmann von S.... mit, und diesem schienen sie so vernünftig zu sein, daß er ihm dazu rieth, dieses sobald als möglich zu thun.

Er schrieb daher an die Frau von L * * *, daß er so glükklich gewesen, seine Minna wieder zu finden; allein da sie ganz von allem Gelde entblößt sei, und er wisse, daß sie einen jährlichen Gehalt von dreihundert Thaler, und noch überdieß einen mit Diamanten besezzten Ring habe; so bitte er sie, ihm doch bald Nachricht zu geben, wo das Geld zu heben, und wo der Ring sei. So gern er auch der Frau von L * * * einige Wahrheiten gesagt hätte, und so schwer es ihm fiel, sich gegen eine boshafte und buhlerische Frau herabzulassen, so überwog doch der Gedanke, daß dadurch das Glükk seiner Minna

gemacht werde, alles, und er ließ sich nicht das geringste von seinem Unwillen merken.

Während daß dieser Brief bei der Frau von L*** anlangte, und diese sich entschloß, darauf zu antworten; eräugneten sich einige Begebenheiten, die auf einmal dem Schikksale unsers Julius eine andre Wendung gaben, und deren Erzälung der Leser in folgendem Buche finden wird.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Politische Begebenheiten.

Julius hatte bisher alle Aufträge des Ministers zu seiner Zufriedenheit ausgeführt, und dieß bewog ihn nun, ihn immer in wichtigern Geschäften zu gebrauchen. Da er auch diese zu seinem innigsten Vergnügen, und ganz nach seiner Denkart vollendete, so fand er gar kein Bedenken, ihm ein Geschäfte zu übertragen, welches das wichtigste unter allen bisherigen war. Der Staat, welchem der Minister vorstand, war nicht so wohl wegen seines Umfanges, als wegen seiner weisen Oekonomie und Regierung furchtbar. Nach den Grundsäzzen des Ministers mußte nun dieser Staat stets darauf bedacht sein, seinen in Rükſicht des Umfanges weit mächtigeren Nachbar zu schwächen, sich selbst hingegen zu vergrösern. Denn, waren die Säzze des Ministers, wenn unser nach der natürlichen Lage

welt mächtigerer Nachbar weisere Regenten, oder klügere Feldherren bekommt, und unser Staat vielleicht diese verliert; so ist es um uns gethan, so wird er uns verschlingen, wenn wir nicht durch Eroberungen uns vergrösern, unsere Nachbaren hingegen schwächen. Da aber doch es unter polizirten Staaten Mode ist, rechtliche Gründe zu Eroberungen anzugeben, so war der Minister unaufhörlich damit beschäftigt, die alte Geschichte zu studiren, um darinn rechtliche Gründe zu finden, damit, in Falle sich eine günstige Gelegenheit eräugnete, man sich nicht lange erst nach solchen umzusehen und zu bemühen haben möchte.

Eben izt eräugnete sich eine solche Gelegenheit. Der Monarch des benachbarten mächtigeren Staates war gestorben, und hinterließ keine männliche Erben, sondern blos einige Prinzessinnen. Gerade an die Staaten, in welchen sich Julius befand, stieß ein Land, das wegen seiner vortheilhaften Lage, wegen der überausgrosen Menge natürlicher Erzeugnisse diesen Staat ausserordentlich heben, jenen sehr schwächen würde. Schon lange hatte der Mi-

nister

niſter in dem Staatsarchive die Urkunden durchſtört, um vielleicht eine aufzufinden, aus der er für die Eroberung dieſes angränzenden Landes rechtliche Gründe herleiten könnte. Er hatte zwar deren verſchiedene gefunden, aber ſie ſchienen ihm noch nicht hinreichend zu ſein, und doch glaubte er, daß noch mehrere und beſſere vorhanden ſein müſſen. Sobald er nun die Geſchikklichkeit ſeines Freundes Julius hinlänglich geprüft hatte, ſo trug er ihm auf, dieſe Gründe aufzuſuchen, ohne ihm aber zu entdekken, wozu er dieſe haben wolle. Er ſagte ihm blos, daß er die Anverwandtſchaft ſeines Monarchen mit den ehemaligen Beſizzern die Rechte, die jener über dieſe ehemals ausgeübt, genau unterſuchen und aufzeichnen möchte. Julius war glüklicher, als der Miniſter. Er fand nicht nur, daß der zweite Sohn des lezten Regenten dieſes Landes eine Prinzeſſin aus dem Hauſe ſeines Monarchen gehabt, ſondern daß auch die Enkel dieſes Prinzen die Ahnherren dieſes Monarchen nachher geworden. Ueberdieß hatten auch die Vorfahren über dieſes Land die Oberlehnsherrſchaft gehabt, die ihnen aber entriſſen

riſſen wurde; ſo bald der erſte Sohn des lez-
tern Regenten eine Prinzeſſin aus jenem Hau-
ſe genommen, das bisher dieſes Land beſaß. Er
gab dem Miniſter vollſtändige Nachricht von
dem Erfolge ſeiner Bemühungen; ſezte die
Stammlinie auf, und bewieß aus dieſer und
anderen Urkunden die Oberherrſchaft ſeines Mo-
narchen. Der Miniſter war entzükt darüber,
den ſo lange gewünſchten Aufſchluß erhalten zu
haben, und verſicherte unſern Julius, daß ſein
Monarch für dieſe Arbeit gewiß erkenntlich ſein
werde; indem ſie ſobald der andre Mo-
narch ſterben würde, nicht ſäumen würden, nach
vorhergegangner Dedukzion der Gründe, ſich in
den Beſiz des anſtoßenden Landes zu ſezzen.
Julius war ganz erſtaunt darüber; und er fing
ſchon an, ſeine Bemühungen zu bereuen. Al-
lein der Miniſter, der den Karakter des Ju-
lius hatte kennen lernen, und wohl wußte,
daß, wenn er politiſche Gründe zu dieſer Erobe-
rung angäbe, Julius ſich in dieſen Geſchäf-
ten gewiß nicht würde brauchen laſſen; ſuchte
noch mehrere rechtliche Gründe hervor, und über-

zeugte

zeugte endlich unſern Julius von der Rechtmäßigkeit dieſer Eroberung.

Der Miniſter ſendete, ſobald der Monarch, der bisher dieſes Land beſeſſen hatte, geſtorben war, dieſe Dedukzion an ſeinem Souverän ein, und berichtete ihm zugleich, daß man dieſe Auffindung der rechtlichen Gründe einem Fremdlinge zu verdanken habe, der durch verſchiedene Unfälle zu ihm gekommen, und der ihm bisher in politiſchen Angelegenheiten hülfreiche Hand geleiſtet. Er gab dem Könige noch überdies von der Geſchiklichkeit dieſes jungen Mannes Nachricht, und legte zugleich von dieſer die überzeugendſten Beweiſe bei. Der Monarch, der eben ſo, wie dieſer Miniſter dachte, freute ſich ausnehmend über dieſe Dedukzion, und ſchrieb dem Miniſter zurük, daß er unſern Julius kennen zu lernen wünſche, und entſchloſſen ſei, ihn in dieſem Geſchäfte zu brauchen.

Zweites Kapitel.

Antwort der Frau von L * * *.

Ehe noch dieſe Antwort von dem Monarchen an den Miniſter kam; erhielt Julius einen auſerordentlich höflichen Brief von der Frau von L * * *. Sie geſtand ihm darinn ihre ganze Liebe, und ſie verſicherte ihn, daß er ihr für ihr ganzes Leben ihre Ruhe und Glükſeeligkeit geraubt. Sie geſtand hierauf offenherzig, daß verſchmähte Liebe ſie verleitet, dieſen Schritt zu thun, und daß ſie aus keiner andern Abſicht Minna'n in ein Bordell gethan, als weil ſie geglaubt, daß ſie dadurch in ſeinen Augen verächtlich werden müſſe. Sie habe aber, fuhr ſie fort, ſogleich und ſchon tauſendmal dieſen gethanen Schritt bereut, ſie freue ſich, daß er weiter keine nachtheiligen Folgen gehabt, und zum Beweiſe, daß ſie alles dazu beizutragen wünſche, ihren Fehler wieder gut zu machen; ſo lege ſie hier nicht nur den diamantnen Ring, ſondern auch die Banknote bei. Das einzige, was ſie von Julius dafür wünſche, ſei, daß er ihr ſeine Freundſchaft ſchenken möge.

Ju-

Julius, der überhaupt von der menſchlichen Natur etwas zu hohe Begriffe hatte, und in dem Briefe der Frau von L*** gar keine Falſchheit vermuthete, freute ſich nicht wenig über die Reue und Rükkehr der Frau von L***. Er vergab ihr in ſeinem Herzen, und gewann ſie ſogar eben dieſer Offenheit wegen lieb. Er übergab ſeiner Minna die Banknoten, und den diamantnen Ring.

Bisher war die Liebe dieſer beiden Perſonen ganz geiſtiger Natur; allein die Känner des menſchlichen Herzens haben mit gutem Grunde behauptet, daß dieſe doch nach und nach ausarten, und ſinnliche Begierden und Wünſche ſich einmiſchen müſſen. Dieſen beiden liebenden Perſonen ging es nicht beſſer. Nach und nach entſtanden in ihnen Begierden nach Vereinigung, von der ſie ſich alle Glükſeligkeit ihres Lebens verſprachen. Da ſie für einander keine Geheimniſſe hatten, ſo trugen ſie gar kein Bedenken, ſich die Wünſche ihrer Herzen zu eröfnen, und ſie freuten ſich darüber, daß ſie hierinn übereinſtimmig dachten.

Und da der Minister unserm Julius versprach, ihn dem Monarchen zu empfehlen, und zu einer so eben offen gewordenen Stelle vorzuschlagen; so schien es, daß auch diese noch zu hebende Hinderniß bald weggeräumt sein dürfte. Sie versprachen sich also wechselseitig, sich mit einander nach den hergebrachten Gesezzen ehelich zu verbinden.

Wie oft verloren sie nun sich in den süssesten Träumerein! Was sie beide aber noch manchmal beunruhigte, war, daß sie beiderseits ihre Aeltern nicht kannten. Beide wußten soviel, daß ihre Aeltern vornehm waren, und daß politische Ursachen sie noch zurükhielten, aber weiter war ihnen auch von denselben nichts bekannt.

Julius glaubte seiner Seits dieser Unannehmlichkeit abhelfen zu können, schrieb daher seinem Pflegevater, dem Pfarrer zu . . . Er entdekkte ihm seine Flucht, die Ursache derselben, seine nachherigen Unglükksfälle, sein izziges Glükk, und seinen Wunsch, sich mit dem schönsten Geschöpfe von der Welt zu verbinden,

so

ſo bald er von dem Monarchen angeſtellt ſein würde, welches wie er hoffte, bald geſchehen dürfte.

Statt einer Antwort von ſeinem Pflegevater erhielt er von dem Bruder deſſelben, der bei ihm gelebt hatte, die unangenehme Nachricht, daß er plözzlich geſtorben ſei. Er ſezzte hinzu, daß ſein Bruder nach ſeiner Flucht auſerordentlich bekümmert geweſen, daß er, aller nur möglichen angewandten Mühe ohngeachtet ſeinen Aufenthalt nicht habe ausfündig machen können, und daß er endlich unter ſeinen Papieren nach ſeinem Tode ein Päkgen Briefſchaften ſamt einem Käſtgen mit einem Ringe vorgefunden, neben welchen ein offenes Blatt des Innhalts gelegen, daß nach ſeinem etwa plözlich erfolgtem Tode dieſes Päkgen nebſt dem Käſtgen an den Miniſter von H * * * in L * * * ſogleich abgeſendet werden, ſolle welches er auch gleich nach dem Tode ſeines Bruders gethan.

Julius war über dieſe Nachricht auſerordentlich erſchrokken. Er liebte ſeinen Pflegevater auſerordentlich, auch war er überzeugt, daß er von niemand, als von ihm, von ſeinen Aeltern Nachricht erhalten konnte. Dieſe Hof-

nung

nung war also dahin. Indeß kam ihm doch der Gedanke nie aus dem Sinne, daß wohl gar eben dieser Minister, an welchen das Päkkgen gerichtet war, sein Vater sein könne. Und über den Ring entstanden bei ihm ganz sonderbare Gedanken. Auch die Pflegmutter seiner Minna hatte einen Ring erhalten, und was ihm noch sonderbarer vorkam; so war der verzogene Name in Minnas Ringe gerade der, welchen der Bruder seines Pflegevaters von dem Minister angegeben hatte. Dies führte ihn auf tausend Vermuthungen, die ihm aber alle insgesamme so unwahrscheinlich vorkamen, daß er zulezt gar auf die Gedanken gerieth, daß das Päkgen und der Ring auf; ihn gar keine Beziehung habe. Indeß beschloß er dessen ohngeachtet, an den Minister von H*** in Z*** zu schreiben, und ihm den ganzen Vorfall, die Gedanken, dieser hatte, freimüthig zu eröfnen. Und wahrscheinlicher Weise würde er auch diesen seinen lezten Entschluß ausgeführt haben, wenn ihm nicht so eben von dem Minister der Befehl des Monarchen übermacht worden wäre, worinn ihm befolen ward, sogleich zum Monarchen zu kom-

kommen, der mit ihm über wichtige Angelegenheiten des Staates sprechen wolle.

Drittes Kapitel.

Julius bei dem Monarchen.

Der Monarch, vor welchem Julius erscheinen solte, war einer von jenen seltenen Geistern, die in allen Fächern selbst bewandert sind, und eben deshalb selbst regiren. Er war es, der alles übersah, alles ordente, alles befahl; und nur die Ausführungen, die ins kleine gehen, überließ er dem Gutbefinden seiner Minister. Der Todesfall seines nachbarlichen Monarchen, die Rechte, welche Julius auf einige Lande desselben, die gerade ihrer Lage wegen für seine Staaten so vortheilhaft waren, herausgegrübelt hatte, beschäftigten ihn ganz. Vor allen Dingen glaubte er, den Mann selbst kennen lernen zu müssen, der ihm einen so wichtigen Dienst geleistet hatte. Julius ward also berufen. Nach einigen kurzen Einleitungen von Seiten des Monarchen, daß er sich nämlich freue, einen

se geschikkten Fremdling in seinen Staaten zu haben, und nach geäusertem Wunsche, daß er sich entschliesen möchte, seine Staaten für sein Vaterland anzusehen, endekkte er ihm endlich, daß er gesonnen sei, sich seiner Rechte auf diesen Lande bei dem Todesfalle seines Nachbars zu bedienen. Julius, in der festen Ueberzeugung, daß diese Rechte auch wirklich gegründet seinen, billigte das Vorhaben des Monarchen, worauf dann der Monarch ihm die Mittel angab, wie er diese seine Rechte geltend zu machen suchen werde. Zuvor, sagte er, will ich die Güte versuchen, ich will einen auserordentlichen Gesandten an den Hof zu L . . . senden, ihm meine Rechte vorlegen und erklären lassen, und um den freiwilligen Abtrit der Lande anhalten. Da niemand, fuhr er fort, von diesen Rechten besser unterrichtet ist, niemand sie besser erklären kann, als er; so habe ich ihn darzu ausersehen. Allein da er nicht von Geburt ist, und also aus diesem Grunde diese Gesandschaft nicht annehmen kann, so habe ich schon dafür gesorgt, ich werde den Baron von M . . . als Gesandten dahin schikken. Er soll ihn begleiten, und in allem unter-

terrichten. Nach ſeiner Zurükkunft will ich ihn dafür belohnen.

Julius endekte hierauf dem Monarchen, daß er ſchon in G... unter dem Namen eines Baron von Hochbirg bekannt ſei, daß er zwar von ſeinen Aeltern nichts wiſſe, daß ihn aber ſein Pflegevater, der zu ſeinem Leidweſen ohnlängſt verſtorben, jederzeit verſichert habe, daß er von ſehr hohem Adel abſtamme.

Da der Monarch den Namen Baron v. Hochbirg hörte; ſo ſchien ein plözliches Staunen in ihm entſtanden zu ſein. Nach einen augenblikklichen Stillſchweigen bat er ihn um nähere Auseinanderſezzung ſeiner Geſchichte, und da er dieſe gehört, ſo ſagte er zu ihm: da er ſchon unter dem Namen eines Barons in einer St. dt gelebt hab, er auch ſich über manche Dinge, woran andre Anſtoß finden, hinwegſezze, auch einſehe, daß dadurch ſtärkere Ausgaben gemacht werden müßten, wenn er zwei Vornehme dahin ſenden wolle, ſo habe er ſogleich ſein Vorhaben geändert. Er beſtimmte den Julius unterm Namen eines Baron von Hochbirg zum auſerordentlichen Geſandten an dem Hofe zu [illegible] ließ ſogleich

seine Vollmachten ausfertigen, bestimete ihm einen ansehnlichen Gehalt, und Julius mußte binnen zweien Tagen seine Reise nach [illegible] antreten. Während dessen ließ er an alle Chefs der Regimenter Order zum Aufbruche geben, und die entferntesten nach der Gränze des zu erobernden Landes anrüken. Nachdem Julius alle seine Ausfertigungen und Summen erhalten hatte; so reißte er nach .... ab, um noch einmal den Minister und Hauptmann von S... wie auch seine geliebte, angebetete Minna zu sprechen.

Da der Monarch ihm ausdrükklich geboten hatte, keinem Menschen ein Wort von seinem Auftrage zu sagen, so erstaunten freilich alle darüber, wie und warum Julius zu einem so hohen Posten so schnell befördert worden sei. Der Minister von S..., der die Ursache und die Absichten wohl einsah, freute sich darüber, er wünschte sich Glükk, daß Julius so bald sein Glükk gemacht hatte. Der Hauptmann von S... freute sich ebenfalls über diese schnelle, so unerwartete Veränderung. Allein da Julius seiner Minna endekte, daß er morgen

sich

ſich von ihr trennen müſſe, daß vielleicht dieſe Trennung ein halbes Jahr währen dürfte, daß er ohnmöglich ſie in ſeiner Geſellſchaft aufnehmen könne, ſo lieb er ſie auch habe, daß er ihr nicht einmal die Gründe und Abſichten ſeiner Reiſe entdekken dürfe, ſo gerieth das gute Mädchen in Verzweiflung, und ſelbſt Julius war auf einige Augenblikke Willens, dem Monarchen zu ſagen, daß er ſeinen Entſchluß geändert und nun nicht nach [illegible] abreiſen könne, um nur bei ſeiner Minna ſeine Tage verleben zu können. Aber es bedurfte nur einer augenblicklichen Ueberlegung, um Muth zu dieſer Reiſe zu ſchöpfen. War nicht ſelbſt dieſe Reiſe Mittel eine Standsmäßige Verſorgung zu erhalten, u. dann mit ſeiner Minna ſich verbinden zu können? War es nicht Pflicht für ihn, dem Staate ſich aufzuopfern, der ihn als Fremdling ſo günſtig aufgenommen? Schienen es nicht gleichſam Winke von der Vorſicht zu ſein? Würde es nicht ſchändlich ſein, um der Schwachheit eines Mädchen willen ſo ſchöne Entwürfe aufzugeben?

Dieſe Gedanken waren es, die ſeinen Muth ſtärkten. Er tröſtete ſeine Minna damit, em-

rfahl ſie dem Hauptmann von S. . . und reiß-
te ſogleich ab.

Fünftes Kapitel.

Eine Parentheſe.

Zuverläßig werden die meiſten Leſer das vorige Kapitel, beſonders aber die ſo ſchnelle Beförderung unſers Julius für mehr als romanenmäſſig, für unwahrſcheinlich, für unmöglich halten. Wie? ſollte ein junger Fremdling in kurzer Zeit in einem Archive, das täglich von hundert begierigen Händen und Augen durchſpürt wurde, Aufſchlüſſe finden, die ſo viele, ſo lange vergeblich geſucht hatten? Aber geſezt auch er ſei glükklicher als irgend einer ſeiner Vorgänger geweſen; wir wollen annehmen, daß er wirklich dieſe Urkunden gefunden, und daraus eine ſo vortrefliche Dedukzion gemacht habe; war dies wohl Grund genug, daß der Miniſter ihn dem Monarchen empfahl? Solte nicht vielmehr die Liebe zum Ruhm, die doch vom König bis zum Bettler, jedes Menſchen Herz beherſcht, den Miniſter angelokt haben, ſich bei dem Monarchen

chen dieſe Entdekung ſelbſt zuzuſchreiben? Würde Julius nicht zufrieden geweſen ſein, wenn der Miniſter ihn gelobt, ihn etwa verſorgt hätte? Aber auch dieſes alles zugegeben; wir wollen es glauben, daß der Miniſter wirklich eine von jenen ſeltenen Natur Erſcheinungen geweſen ſei, welche einem jeden das ſeinige laſſen, welche gerecht und billig ſind, und ihre eigene Begierden und Aufwallungen zu unterdrükken gelernt haben, — war es aber alsdann wohl die Handlung eines weiſen und vorſichtigen Monarchen, daß er einem Fremdlinge, der ſich noch nicht gar lange in ſeinen Staaten aufgehalten hatte, von dem man nicht einmal mit Gewißheit ſagen konnte, wer ſeine Aeltern waren, und deſſen Adel blos auf ſeiner eigenem Auſſage beruhte, ſo wichtige Geheimniſſe anvertraute, ſo wichtige Geſchäfte auszuführen gab?

In der That ſind dieſe Einwendungen von der Beſchaffenheit, daß manche Leſer dadurch auf den Gedanken gerathen werden, dieſe Geſchichte ſei ganz unwahrſcheinlich, ganz unmöglich, ich ſehe mich daher genöthigt, auf dieſel-

den so viel zu antworten, als sich nur immer antworten läßt. Ich könnte zwar überhaupt erst eine Untersuchung über das, was wir unwahrscheinlich, was wir unmöglich nennen, anstellen, wo es sich dann ergeben würde, daß die Worte wundervoll, unwahrscheinlich, unmöglich, und denen ähnliche von ganz ausserordentlich schwankender Bedeutung seien, und daß wir viele Dinge unwahrscheinlich und unmöglich nennen, die oft recht sehr wahrscheinlich oder möglich sind, allein mit solchen allgemeinen Antworten würde ich meine Leser nur halb befriedigen, ich werde also eine Einwendung nach der andern auflösen.

Das also ein Fremdling das Glük hatte, diese Urkunden zu finden, war nicht nur sehr möglich, sondern auch es war höchst wahrscheinlich, daß er sie finden mußte. Nur erst seit der Regierung dieses Monarchen hatte man angefangen, nach den Grundsäzzen und dem Sistem zu handeln, das wir oben mitgetheilet haben, aus dieser Ursache wurde das Archiv in Ordnung gebracht, und erst vor kurzem war alles unter die gehörigen Rubriken gekommen. Die

Archiva-

rien hatten ſich bis hieher mit andern eben ſo nothwendigen Urkunden beſchäftigt, und waren alſo an dieſe nicht gekommen, der Miniſter war zu ſehr von ſeinen übrigen Arbeiten eingenommen, als daß er die viele Zeit hätte darauf wenden können, die eine ſolche Unterſuchung wirklich verdient, es war ihm gleichſam nur zur Erholung, in dem Archive herum zu ſuchen. Als die Geſundheits Umſtände des Nachbarlichen Monarchen bedenklicher wurden; ſo mußte dieſe Arbeit nothwendig, ſchnell geſchehen. Julius hatte ſich auf der Univerſität alle zu dieſem Geſchäfte erfoderliche Kenntniſſe erworben, der Miniſter hatte ſie geprüft, und ſie hinlänglich befunden, und da die andren Archivarien ebenfalls nothwendige Arbeiten hatten; ſo trug der Miniſter unſerm Julius auf, dieſe Unterſuchung, die er ſelbſt ſchon angefangen hatte, zu vollenden. Er fand im Archive alles in der beßten Ordnung, und in kurzer Zeit hatte er die Deduktzion gemacht. Hier hatte er weiter kein Verdienſt, denn er hatte ſie blos aus der Oberlehns Herrſchaft, die des Monarchen Vorfahrer über dieſes Land gehabt, hergeleitet, allein Julius hatte ein beſondern Geſchmak an gene-

alogischen Untersuchungen gefunden; und nun entdekte er, warum man ihn auch so sehr lobte, ihm so viel Beifall schenkte, die eben angezeigte Verwandschaft. Die Dedukzion selbst war vortreflich ausgearbeitet, und er bewieß sich dadurch als einen Mann von Kentnissen und Geschmakk. Der Minister glaubte nun, daß ein solcher dem Staate sehr nüzliche Dienste leisten könne, er nahm also, als ein wahrer Patriot, bei dieser Dedukzion die Gelegenheit, ihn dem Monarchen zu empfehlen. Der Minister glaubte freilich nicht, daß diese Dedukzion ihn zu einem so ausserordenlichen Posten so frühzeitig verhelfen werde; er wußte aber, daß es dem Julius Ehre machen würde, und er dachte zu rechtschaffen dazu, als sich etwas zuzuschreiben, was er nicht geleistet. Daß der Monarch unsern Julius dazu auserkohr, mit den zu diesem Geschäfte bestimten Gesandeen nach L * * * zu gehen; wer wieder etwas sehr gewöhnliches. Julius wußte alles genau und ein anderer hätte sich erst lange darinn unterrichten lassen müssen. Allein, daß der Monarch ihn, so bald er den Namen von Hochbirg nennte gar zum Ge-

Univ Bibl.

Gesandten bestimmte, das hatte einen andern Zusammenhang, den Julius selbst nicht einsah, und der ihm erst in der Folge bekant wurde. Wir glauben unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir die kleine Verrätherei begehen, und ihnen schon izzt die Ursachen angeben, warum der Monarch sich entschloß, ihn zum Gesandten zu bestimmen.

Als der Pflegevater unsers Julius aus der Stadt erfuhr, daß Julius plözzlich unsichtbar geworden, und niemand eine Ursache angeben konnte; so grämte er sich ganz ausserordentlich darüber. Er schikte allenthalben herum, um von ihm Nachrichten zu erhalten. Aber alles, was er erfahren konnte, war, daß er von . . . schen Werbern angeworben worden. Da ihm seine Aeltern bekannt waren; so war er gezwungen, den Verfall an seinen Vater zu melden. Er versicherte aber, daß Julius jederzeit sich sehr gut aufgeführet habe, und daß eine geheime Ursache vorhanden sein müsse, welche ihn zu diesem Schritte verleitet. Der Vater unsers Julius stand mit dem Monarchen, dessen Gesandter izzt Julius ward, in gewissen Verhältnissen; er

hat

hat denselben daher, doch seinen Sohn, der vor der Hand noch unter dem Namen Baron v. Hochberg durch Unglüksfälle angeworben worden, auskundschaften zu lassen, der Monarch hatte so eben beschlossen an alle Chefs der Regimenter den Befehl zu ertheilen, daß man ihm diesem Rekruten anzeigen solle. Allein dieses unterblieb nun, sobald der Monarch von Julius hörte, daß er von den Werbern auf diese Art war angeworben worden, daß aber sein Namen niemanden, als dem Hauptmann von S . . . bekannt sei, und da der Monarch seiner Geschiklichkeit wegen gar kein Bedenken tragen durfte, ihm diese wichtige Angelegenheit anzuvertrauen, so ernennte er ihn, ohne dem Julius ein Wort davon zu sagen, was ihn zu einem so schnellen Entschlusse verleitet, zu seinem bevollmächtigten Gesandten. Freilich war Julius selbst darüber erstaunt, und die Höflinge, so wie jene, die schon lange sich nach einer solchen Stelle gesehnt hatten, murten darüber, und nennten diese Handlung des Monarchen, unklug, ja gefährlich, und manche verschwuren sich schon in geheim, ihn zu stürzen.

Sechs

Sechſtes Kapitel.

Beſchreibung des Staats und Hofes, an welchem Julius als Geſandter kam.

Der Staat, der an jenen gränzte, wovon wir ſo eben geſprochen haben, war wenigſtens noch viermal ſo groß, allein bei weitem nicht ſo bevölkert, als dieſer. Dieſes rührte nicht etwa daher, als ob in dem Lande nicht gut zu wohnen geweſen wäre. Nein! Vielmehr lockte alles dazu an. Die Einwohner hatten Ueberfluß an allen natürlichen ſo wohl nothwendigen als luxuöſen Erzeugniſſen, und ſie vertauſchten ſie gegen künſtliche des Auslandes. Allein ſie waren nicht thätig genug, die Finanzen des Staates waren nicht gut eingerichtet und an dem Hofe deſſelben ging alles untereinander. Der ſo eben verſtorbene Monarch war ſehr jung zur Regierung gekommen, u. hatte eine ſchlechte Erziehung gehabt. Zwar hieß es nach ſeinem Tode allgemein, wir haben einen klugen und weiſen Regenten verloren. Allein nach den Tode iſt das Volk in dem erſtem Ausbruche nur zu ſehr gewohnt, mit dieſem Titel ver-

verschwenderisch umzugehen. Die Wahrheit zu gestehn, so gehörte er unter die geringere Klasse von Monarchen. Jagd, Lustbarkeiten, Mätressen, Wein — das waren seine Beschäftigungen, seine Lieblings Gegenstände. Um die Geschäfte des Staats bekümmerte er sich gar nicht; sie waren insgesammt unter die zwei ersten Minister getheilt. Der Graf von L*** besorgte alle inländische, der Fürst von H... alle ausländische Angelegenheiten. Die inländischen waren unter sehr schlechte Hände gerathen. Der Graf von L*** war zwar ein sehr gescheuter Mann, allein eben so sehr zu Ausschweifungen geneigt, als sein Souverän. Er besorgte also selbst sehr wenig, gab die Geschäfte seinen Räthen, und — unterschrieb seinen Namen, ohne das was er unterschrieb — gelesen zu haben. Daraus mußten nothwendiger Weise Unordnungen, und Faktzionen entstehen, und kurz es war ein Mätressen Regiment. Das, was Unheil, welches hieraus entsprang, noch vergrößerte, war, daß die Jesuiten einen ausserordentlich starken Einfluß auf den Monarchen so wohl als auf den Grafen von L*** hatten.

Es

Es iſt eine alte Anmerkung, und die Geſchichte mag die Warheit derſelben beweiſen, daß insgemein der Wüſtling entweder noch zu der Zeit, wo er Wüſtling iſt, oder aber zu jener, wo er ſchon eine andre Bahn betreten hat, ſich zu den Geiſtlichen hält, vieleicht aus keiner andern Abſicht, als durch ſie die ſchon begangenen oder noch zu thuenden Sünden abzubeten. Auf der andern Seite aber iſt es auch wieder bekannt, daß die Jeſuiten für die Erlaubniß, ſich in Staatsgeſchäfte miſchen zu dürfen, gern hie und da ein Sündgen paſſiren laſſen, wie wir dann erſt noch vor kurzem hierinn ein Beiſpiel erlebt haben. Jedermann wird ſich alſo nun wohl vorſtellen können, wie es an dieſem Hofe zuging. So ſchlecht die inneren Angelegenheiten beſorgt wurden, um ſo beſſer verwaltete der Fürſt von H * * * die auswärtigen Angelegenheiten. Er ſtand mit allen Monarchen in dem beßten Vernehmen, und er war es, der durch ſeine kluge Vorſpieglungen den Staat fruchtbarer machte, als er in der That war. Da er wegen ſeiner groſen Beſizzungen auſerordentlich vom Hofe gefürchtet wurde;

ſo

nahm er ſich dann und wann die Erlaubniß heraus, über die elende Verwaltung der einländiſchen Geſchäfte ein Wort zu ſprechen. Allein dafür zog er ſich den Haß und die Verfolgung der Mätreſſen, und der mit ihnen verbundenen Loyaliſten zu. Und zuverläßig, würde er geſtürzt worden ſein, wenn nicht der Monarch ſowohl, als der Graf von L*** das Anſehen, in welchem er bei dem Volke ſtand, und den Anhang, den er wegen ſeiner vielen Beſitzungen hatte, gefürchtet hätte. Man war alſo aus dieſer Rükſicht gezwungen, ihn in ſeinem Poſten zu laſſen. Da er mit den Loyaliſten und Mätreſſen keine gemeine Sache machte, ſo wurden alle ſeine Anſtalten vereitelt, alle ſeine Vorſchläge zur beſſern Verwaltung der Finanzen, zur beſſern Einrichtung der Staatsgeſezze, und Diſziplinirung der Armeen verworfen: und alles blieb in ſeinem alten Zuſtande.

Bis an das Ende des Monarchen ward in nichts eine Veränderung vorgenommen und der Fürſt von H*** war mehr gefürchtet, als geſchäzt. Da dieſer Fürſt wohl einſah, daß nach dem Ableben des Monarchen ſo wohl der Mo-

Monarch, von dem Julius als Geſander kam, als auch andre öſtliche u. weſtliche Potentaten gemeinſame Sachen machen, und die Staaten zerſtükkeln würden ſo entwarf er einen Plan, der wirklich dazu gemacht war, das Wohl des Staates zu befördern. Die Prinzeſſin, welche die Erbin des Staates war mit dem Kronprinzen des benachbarten Monarchen zu vermählen, u. dadurch beide mächtige Staaten zu dem mächtigſten und furchtbarſten Staate von der Welt umzuſchaffen, das war ſeine groſe Abſicht. Er machte dieſen Plan dem Monarchen, bei welchem unſer Julius war, bekannt. Dieſer, der die glükklichen Folgen einer ſolchen Verbindung einſah, genehmigte ihn, und bat zugleich den Fürſten von H * * * die Sache bei ſeinem Souverän in Vorſchlag zu bringen.

Es geſchah, allein da der Kronprinz der lutheriſchen Religion zugethan war, ſo wird jedermann von ſelbſt einſehen, daß ſo wohl von dem Monarchen, als dem Grafen von L*** dieſer Vorſchlag verworfen wurde. Die Loyoliſten befürchteten für ſich und ihre Freunde gefährliche Folgen von einer ſolchen Verbindung,

und patriotiſche Geſinnungen darf man bei Lo-
voliſten nicht erwarten. Allein da die Prinzeſſin
erſt funfzehn Jahr alt war; ſo gab der Fürſt
von H * * * den ſchönen Plan, den er zum
Wohl des Staates erfunden, nicht auf. Die
Lovoliſten ſuchten zwar einen ſehr bigotten Prin-
zen mit der Erbprinzeſſin zu vermählen; allein
der Fürſt von H * * * vermittelte dieſe Vor-
ſchläge durch ſeine Weisheit. Der andre Mo-
narch verſchob daher auch, weil er noch immer
die Ausführung des ſo ſchönen Plans hoffte,
die Vermählung ſeines Kronprinzen.

Plözzlich ſtarb der Monarch, bei dem der Fürſt
von H . . . Miniſter war. Dieſes gab der Sa-
che eine zanz andre Wendung. Der Fürſt von
H * * * hatte jederzeit die Freundſchaft und
das Zutrauen der Erbprinzeſſin geſucht, und
durch ſein gefälliges, weiſes Betragen, daſſelbe
erhalten. Sobald der Monarch verblichen war,
machte er der Erbprinzeſſin, die nunmehr ihr
ſechszehntes Jahr erreicht hatte, den Plan be-
kannt. Der Kronprinz war wirklich ein ſchö-
ner Mann, und in der Blüthe der Jahre; und
der Fürſt von H * * * hatte dafür Sorge ge-

tra-

tragen, ein sehr schmeichelhaftes Porträt von ihm der Erbprinzessin zu zeigen. Seinen Karakter schilderte er auf das beßte. Er gefiel, und die Prinzessin war geneigt, die Wünsche des Fürsten von H . . . und des benachbarten Monarchen zu erfüllen. Nur eine einzige Bedenklichkeit machte sie in ihrem Entschlusse wankend. Der Gedanke, daß der Kronprinz lutherisch sei. Und in diesem Zustande befand sich der Hof, als Julius, als bevollmächtigter Gesandter des benachbarten Monarchen anlangte.

Siebentes Kapitel.

Eine ganz unerwartete Entdekkung.

Der Monarch, welcher unsern Julius sendete wußte noch nicht, daß die Erbprinzessin weiter keine Bedenklichkeit habe, dem Kronprinzen ihre Hand zu geben, als weil er lutherisch war. Diese Entschliesung hatte sie dem Fürsten H * * * erst wenige Tage vor der Ankunft unsers Julius bekañt gemacht; daher hatte auch der Monarch, der sich ganz auf den Fürsten verließ, ihm weiter keinen Auftrag deshalb gethan, und der

Brief des Fürſten kam, da Julius ſchon abgereißt war.

Julius kam nun unter dem Titel eines Baron von Hochbirg, in der Reſidenz an: Er überreichte dem Fürſten von H . . . , als erſtem Miniſter, und dem Manne, der bis zur Vermählung der Erbprinzeſſin das Ruder des Staats führte, ſein Kreditiv. Welches Erſtaunen befiehl ihn, als er den Namen Baron von Hochbirg laß. Dieſer Name war ihm zu bekannt, zu werth, als daß er darüber nicht hätte erſtaunen ſollen. Es war ihm auch nicht möglich, dieſes unſerm Julius zu verhelen. Allein ſo lange ſie in Staatsgeſchäften mit einander ſprachen, ſo ſagte er nichts von den Wirkungen, welche dieſer Name auf ihn hatte; allein ſobald ſie dieſe abgethan hatten, bat der Fürſt unſern Julius um die Erlaubniß eine einzige Frage an ihn thun zu dürfen. Julius hatte ſchon lange bemerkt, daß er eine auſerordentliche Wirkung auf den Fürſten von H . . gemacht; dabei war ihm eingefallen, daß der Miniſter gerade der Mann ſei, an welchen ſein Pflegevater das Päkgen zu ſenden befohlen hatte. Dieſes zuſam-

men genommen machte in ihm Muhtmaſungen rege, die er ſchon lange gehabt, aber immer, als höchſt unwarſcheinlich verworfen hatte. Allein das bemerkte Erſtaunen des Miniſters, die Frage, die er an ihn thun zu dürfen, bat, erregten ſeine Neugierde, und machten, daß er dieſe Anfangs für unwahrſcheinlich gehaltenen Muthmaſſungen izzt ſchon für ganz gewiß annahm. Er erlaubte daher dem Miniſter nicht nur dieſe Frage, ſondern er bat ihn ſogar, ihn von Zweifeln zu befreien, die izzt in ſeinem innern entſtanden ſeien. Ohne die Achtung auf die Seite zu ſezzen, fing der Fürſt an, welche ich dem Geſandten eines mächtigen Potentaten, der noch dazu mein Freund iſt, ſchuldig bin; erlauben ſie mir, daß ich ſie fragen darf — ob ſie den Namen eines Baros von Jugend auf führten, und ob ſie ihre Aeltern kennen?

Julius verſtumte über dieſe Frage. Er ſtaunte den Fürſten an, und verſuchte in ſeinen Augen den wahren Sinn dieſer Frage zu leſen. Ungewohnte noch nie gefühlte Gefühle wurden in ſeinem Herzen rege, der Gedanke, daß ſein Pflegevater gerade an dieſen Fürſten das Päkgen

zu senden befohlen, entstanden in ihm von neuem; und diese Gefüle, dieser Gedanken, das Erstaunen des Fürsten, die sonderbare Frage desselben, und ein maschienen mäßiger Drang machten, daß er ohne zu überlegen, daß er sich in seinen Muthmaßungen betrügen, und in diesen Falle das, was er that, von höchst nachtheiligen Folgen sein könne — in die Arme des Fürsten hinflog, und — mit den Worten — mein Vater ihn umschlang. Auf der andern Seite glaubte der Fürst, der ganz gewiß wußte, daß kein Baron Hochbirg mehr auf der Erde sei, als sein Sohn, daß dieser in dem Staate sich befinde, aus welchem Julius kam, und der sich errinnerte, daß er seinen Sohn, dem Monarchen, seinem Freunde, empfolen hatte, der überlegte, daß der Monarch ihm geschrieben, daß er einen Gesandten senden werde, dessen Person ihn mehr als andre Menschen anzehe, der Fürst glaubte also zuverläßig, daß dieser sein Sohn sei; und beide nennten sich also auf einmal mit den noch nicht genennten Namen Vater und Sohn.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Fürſt von H * * * erzählt ſeinem Sohne Julius ſeine Geſchichte.

Nachdem beide ſich von dem angenehmen Erſtaunen, und der ſüſſen Wonne, die jenem gefolgt war, einigermaſſen erholt hatten, und nachdem durch die Erzälung der Unfälle des Julius und aller Nebenumſtände, es hinlänglich erwieſen war, daß Julius ein Sohn des Fürſten von H.... wirklich war; ſo bat Julius ſeinen Vater, ihm doch die Urſachen zu entdekken, warum er ihn als ſeinen Sohn nicht öffentlich anerkannt habe, und doch zu ſagen, ob er hoffen dürfe; ſich bald öffentlich ſeinen Sohn nennen zu können. Der Fürſt war um ſo williger dazu, da der Zeitpunkt noch nicht gekommen, daß er ſeinen Sohn öffentlich für denſelben erklären konnte; und daher ihn nothwendig unterrichten mußte, wie er ſich zu verhalten habe.

Ich ſtamme aus dem uralten fürſtlichen Hauſe von H ' ' ' ab, und ward frühzeitig von meinen Aeltern in allen den Wiſſenſchaften unterrichtet, die einem Staatsmanne nothwendig ſind. Nachdem ich von meinem Hofmeiſter ſo viel erlernt hatte, als dazu erfordert wird, wenn man mit Nuzzen auf Univerſitäten gehen will, ſo ward ich von meinen Aeltern auf G . . . . geſchikkt. Ich ſtudirte Anfangs ſehr fleißig, und meine Aeltern freuten ſich ungemein über das gute Zeugniß, welches mir alle Lehrer einmüthig gaben. Nach zweien Jahren wurde ich zufälliger Weiſe mit dem ſchönſten Mädchen von der Welt bekannt. Sie war eine Apothekers Tochter. Was mir izt bei ihr noch weit ſchäzzbarer iſt als ihre Schönheit, iſt ihre Tugend, die ich in den jüngern Jahren zu verlezzen oder zu verführen vergeblich ſuchte. Sie widerſtand allen meinen Anmaßungen und Angriffen. Meine Liebe gedieh dadurch nur noch zu einem höhern Grade und da ich ohne ihren Beſizz und Genuß der elendeſte Menſch von der Welt auf ewig zu ſein glaubte; ſo entſchloß ich mich, ohne die

Fol-

Folgen einer ſolchen geſezzwidrigen Ehe zu überdenken, mich mit ihr in geheim trauen zu laſſen. Sie, die mich wirklich zwar liebte, bei der aber doch mein Rang und meine Vorzüge einige Wirkung gehabt haben mochten, willigte ſogleich in meine Bitte. Nicht ſo ihre Aeltern. Sie hatten tauſend Bedenklichkeiten, und hauptſächlich verlangten ſie einmal für allemal die Einwilligung meiner Aeltern. Ich war überzeugt, daß es ganz unmöglich war, dieſe zu erhalten, vielmehr wußte ich, daß mein Vater mich augenbliklich von G.... hinwegnehmen würde; ſo bald er mein Einverſtändniß mit einem Bürgermädchen einſähe. Ich ſann demnach auf eine Liſt. Ich ſchrieb einen Brief im Namen meines Vaters an mich, worinn er mir die Erlaubniß, mich mit meinem Mädchen ehelich zu verbinden, erteilte. Um dieſem Briefe noch mehrerern Schein der Wahrheit zu geben; ſo leitete ich ihn ſo ein als ob ich ſchon lange mit meinem Vater darüber korreſpondirt; und er ſich endlich nach allen gemachten vergeblichen Verſuchen und Vorſtellungen ergeben habe. Die einzige Bedin-

gung war, dieſe meine Ehe ſo lange geheim zu halten, bis er vom Hofe die Anerkennung der Rechtmäßigkeit derſelben ausgewirkt haben würde.

Sie fanden nun gar keinen Anſtand, in meine Bitten zu willigen, und ich ward in geheim getraut. Gleich nach der Vollziehung dieſer Kirchlichen Zeremonie entekte ich meinen Schwiegerältern die geſpielte Liſt, und bat ſie um alles in der Welt, wenn ihnen das Wohl ihrer Tochter lieb ſei, meine Verbindung mit derſelben vor jederman geheim zu halten. Sie waren auſerordentlich böſe darüber, daß ich ihnen dieſen Umſtand verhelet hatte, allein, was ſie wolten ſie anfangen? Hätten ſie die Verbindung öffentlich ausposaunen wollen, ſo würden ſie dadurch mich und mit mir zugleich ihre Tochter unglüklich gemacht haben. Denn ich verſicherte ſie, wie auch wirklich wahr war, daß mein Vater, wenn dieſe meine geheime Verbindung ihm bekant würde, ſogleich bei dem Hofe, an welchem er Miniſter war, auswürken würde, daß er mich der ganzen zu hoffenden Erbſchaft, und aller mit meinem Stande verknüpf-

ten

ten Ehren Stellen für verluſtig erklären dürfen. Dieſe Gründe, da eine Scheidung nicht möglich war, zwangen ſie, unſere Verbindung ganz geheim zu halten. Ich lebte nun mit meiner guten Frau die glüklichſten Tage von der Welt. Da es kein Aufſehen machte, daß ich als Student bei ihm wohnte; ſo veränderte ich meine bisherige Wohnung, zog zu meinem Schwiegervater u. lebte mit meiner Frau glükklich. Nach einem halben Jahre berief mich mein Vater nach Hauſe um eine der wichtigſten Stellen im Lande anzutreten. Ich machte dieſes meinen Schwiegerältern bekant. Sie trugen Bedenken ihre Tochter mit mir gehen zu laſſen; allein nach einigen Vorſtellungen willigten ſie ein. Ich reißte in Geſelſchaft meiner Gattin — nachdem vorher die Aeltern ſorgfältig in B . . . ausgeſprengt hatten, daß ihre Tochter ſich in einem andern Orte verheurathe — nach L . . . ab. Etwa eine halbe Stunde von L . . . beſaß mein Vater ein trefliches Landgut, daß er mir ſchon vor einigen Jahren als mein Eigenthum geſchenkt hatte. Dieſes Landgut lag mitten in einem ſchönen groſen Dorfe. Gleich an' mein

Schloß

Schloss stieß ein schönes Hauß. Ich erkaufte oder vielmer meine Frau erkaufte sich dieses, ließ es sich nach ihrem Geschmakke einrichten, und sie wohnte daselbst unter einem erborgten Namen, als eine vornehme Frau; wo ich sie fast täglich besuchte und noch immer besuche.

Mein Vater nahm mich mit vielen Vergnügen auf, ich brachte von allen Professoren die beßten Zeugnisse mit, und bestand in einer Prüfung, die er selbst mit mir vornahm, so gut, daß er mich dem Monarchen vorstellte, und ich von diesem zum dritten Geheimen Rath im zwei und zwanzigsten Jahre meines Alters ernennt wurde. Ich forschte meinen Vater aus, ob er mir wohl vergeben könnte, wenn ich meine Mißheurath endekte und ob er wohl durch sein Ansehen die Anerkennung meiner Gattin bei Hofe auszuwirken sich entschließen würde; allein ich fand ihn dazu so abgeneigt, daß ich für rahtsamer hielt, ihm davon gar nichts zu endekken, und seinen Tod und günstige Gelegenheiten, diese Anerkennung bei Hofe, wovon freilich der Stand und das Glükk meiner Kinder abhängig war, selbst auszumitteln, abzuwarten.

Die

Die erſte Frucht unſerer wechſelſeitigen zärtlichen Liebe, warſt du; die andre eine Tochter, die aber bereits in ihrem dritten Jahre geſtorben iſt. Dich ließen wir bei deiner Mutter Bruder, dem Pfarrer zu . . . erziehen. Aus der Abſicht, dich dann in unſeren Staaten anſtellen zu können, ließ ich dich in G . . . unter dem Namen eines Baron von Hochbirg ſtudiren. Schon hatte ich den Entſchluſſ gefaßt, dich hieher zu berufen, als deine ſeltſame Entfernung meinen Plan vereitelte. Ich erfuhr, daß du durch Unfälle in die Hände der Werber gekommen, und ſchrieb daher an deinen Monarchen, dich von dem Soldatenſtande zu befreien. Da du dich bei ihm für den Baron von Hochbirg ausgabſt, auch deine Erzälung mit den von mir angegebenen Umſtänden übereintraf; ſo hielt er dich für meinen Sohn, und beſtimmte dich daher zu ſeinem Geſandten.

Nachdem Julius hierauf ſeinem Vater erzählt, was ihm alles begegnet, und nachdem er zur Urſache ſeiner ſo ſchnellen Wegreiſe angegeben hatte, daß er ſich blos in der Welt habe umſehen wollen — denn er mochte von Minna

noch kein Wort ſagen weil er die Geſinnungen ſeines Vaters in dem Punkte nicht kannte — dann unter Räuber und endlich unter die Werber gekommen; ſo theilte er ihm die Aufträge mit, welche ihm ſein Monarch gegeben. Der Fürſt von H * * * konte die Rechtmäßigkeit der Gründe, und wußte zugleich das Glükk und die Stärke der ſiegeriſchen Waffen des andern Monarchen; und eben deshalb hatte er zur Verhütung der Zerſtükkelung der Monarchie den Plan der Vermählung des Kronprinzen mit der Erbprinzeſſin entworfen. Sobald der Monarch verblichen, hatte er dem Monarchen in deſſen Dienſten ſein Sohn ſtand, geſchrieben, und ihm gemeldet, daß er glaube, daß die Sache durchgeſezzt werden dürfte. Dies entdekkte er dem Julius, der ſich über dieſe ſchöne Ausſichten freute, und ſeinen Vater bat, ihm die Maasregeln anzugeben, wie er ſich, bis er von ſeinem Monarchen Verhaltungsregeln bekommen, zu betragen habe. Und dieſe beſtanden darinn, von ſeinem izzigen Auftrage gar nichts zu ſagen, indem dadurch leicht jener Entwurf vereitelt werden könne; ſondern ſich

indeß

indeß blos mit Höflichkeits Besuchen abzugeben, welches denn Julius zu befolgen versprach.

Zweites Kapitel.

Julius spricht seine Mutter.

Die erste Bitte, welche Julius an seinen Vater thät, war die, ob seine Mutter noch lebe, die andre ihm zuerlauben, sie zu besuchen. Sie lebte wirklich noch auf dem Landgute, welches der fürstliche Gemahl ihr gekauft, und der Fürst nahm keinen Anstand, in die Bitte zu willigen, da besonders seine Gemahlin schon längst sehnlich gewünscht hatte, ihr einziges Kind an ihren mütterlichen Busen zu drükken. Da sie von ihrem Gemahl gehört hatte, daß Julius sich von G... heimlich entfernt, und unter die Werber gekommen war; so hatte sie diesen ihren von ihr noch nicht gekannten Sohn für verloren geachtet. Um wie viel gröser war ihre Freude, als sie von ihrem Gemale, der um den etwa nachtheiligen Folgen einer Ueberraschung vorzubeugen seinen Sohn nicht ohne

einige

einige Vorbereitung auftreten lassen wollte, die angenehme Nachricht erhielt daß er ihren Sohn wieder gefunden, und daß er in der Eigenschaft eines ..... Gesandten in L... sei.

Welche ungewöhnliche Gefühle erwachten in dem Herzen der Fürstin! Ihren einzigen Sohn, die noch einzige übriggebliebene Frucht ihrer so zärtlichen Liebe, den für verloren gehaltenen Sohn, in einigen Stunden zu sehen, zu sprechen, zu umarmen, an ihren mütterlichen Busen zu drükken! Ach! man muß Mutter sein, und einen Sohn verloren haben, oder umgekehrt, man muß Kind gewesen sein, und seine Mutter für verloren gehalten haben, wenn man das alles mitfühlen, oder beschreiben will, was die Fürstin wirklich empfand. Nachdem die erste Betäubung, der Ohnmacht ähnliche Zustand, in dem sie durch diese überraschende Neuigkeit versezzt worden war, überstanden war, so sah sie mit einer ihr bisher so unbekannten Freudigkeit dem so lange gewünschten Augenblikke entgegen. Jeder Augenblikk däuchtete ihr eine Reihe von Jahren, und jede Stunde Myriaden von Jahren

zu ſein. Sie erſchien endlich die lange erwartete Stunde. Entzükt, vor Freuden ganz auſer ſich, hatte ſie vor dem Thore des Landhauſes die beiden Gegenſtände, die ihr die theuerſten auf dem ganzen Erdboden waren — ihren Gemal und ihren Sohn erwartet. Sie waren ohne alle Begleitung, ohne alle verrätheriſche Bedienten und Zeugen. Julius, ſo bald er von ſeinem Vater, als ſie noch einige Schritte entfernt waren, hörte, daß die am Thorwege wartende Perſon, ſeine Mutter ſei; flog in ihre Umarmung. Allein ſeine angebetete Mutter erlag unter der Heftigkeit ihrer mütterlichen Gefühle, und ſank ohnmächtig in die Arme ihres Gemals und ihres Sohns. Kaum daß ſie noch das einzige Wort Sohn hatte ſtammeln können. Als der Fürſt mit ſeinem Sohne ſie wieder durch erfriſchendes Waſſer zu ſich ſelbſt gebracht hatte, ſo genoß ſie endlich ganz des unnennbaren, unbeſchreibbaren Vergnügens, welches die gütige Natur gleichſam zur Entſchädigung der übergroſen Schmerzen, die Mutter bei der Geburt ihrer Kinder empfinden müſſen, ihnen zu Theil hat wer-

ten lassen. Sie erkundigte sich nicht, wie er bisher gelebt, was für Unfälle er gehabt, wie er zu diesem hohen Posten gelangt, sondern sie überließ sich blos ihren mütterlichen Gefühlen, sie erstikte ihn fast mit ihren zärtlichen Küßen, und unter tausend Umarmungen, unter stäten Versicherungen kindlicher und mütterlicher Liebe, und unter staunendem wechselseitigen Betrachten verflog die Stunde, welche einer frohen, niedlichen Abendmahlzeit vorherging. Erst während dieser war Julius gezwungen, seine Geschichte zu erzählen, worüber die Fürstin manche mitleidige Zähre verweinte. Tausendmal war er Willens, seine Begebenheiten wegen Minna, seine Liebe zu ihr, und seine Versprechung mit ihr seinen Aeltern zu entdekken, aber tausendmal erstarb das Wort auf seinen Lippen. Sie blieben bis gegen Mitternacht zusammen, wo der Fürst alsdann mit seinem Sohne nach [illegible] zurükkehrte. Sobald Julius in seine Wohnung kam, war seine erste und vorzüglichste Sorge, seiner geliebten Minna die für ihn so glükliche Entdekkung zu schreiben.

Vier-

Drittes Kapitel.

Julius erhält Verhaltungsregeln von seinem Monarchen.

Am andern Tage machte Julius bei der Erbprinzessin und allen andern Grosen des Reichs seine Aufwartung. Bei allen fand er seiner auserordentlichen Artigkeit, und seinen gefälligen Betragens wegen den verdienten Beifall. Drei Tage vergingen mit gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, und jederzeit des Abends ruhte er in der Gesellschaft seiner Mutter den Zwang aus, dem er den Tag hindurch unterworfen gewesen war. Nach Verlauf dieser dreier Tage erhielt er einen Kourier von seinem Monarchen, worinn dieser ihm bekannt machte, daß er einstweilen seine Deduksion der rechtlichen Gründe auf das benachbarte Land zurükhalten, und statt dessen mit dem Fürsten von H. . . . in Unterhandlungen wegen der Vermählung seines Kronprinzen mit der Erbprinzessin treten solle. Er gab ihm zugleich die geheimen Befehle, wie er sich in dem Falle zu verhalten habe. Der Monarch schrieb ihm

nämlich Anfangs wegen der Erziehung der Kinder darauf zu dringen, daß die Prinzen lutherisch, die Prinzessinnen hingegen katholisch erzogen werden solten. Wenn aber die Erbprinzessin durchaus verlange, daß Prinzen sowohl als Prinzessinnen katholisch erzogen werden müssen; so solle er nachgeben, denn ihm sei es ganz eins, was seine Enkel und Nachfolger für eine Religion einst haben. Sollte die Erbprinzessin endlich gar auf die Verändrung der Religion von Seiten des Kronprinzen dringen, so könne er auch diese zugeben, aber nicht eher, als biß gar kein andres Mittel vorhanden sei, diese Vermählung zu Stande zu bringen. Zugleich befahl er ihm von dem glükklichen oder unglükklichen Fortgange dieses Geschäftes ihm den baldigsten und pünktlichsten Bericht zu erstatten, damit er ihm neue Verhaltungsregeln ertheilen könne.

Der Fürst von H * * * vor welchem Julius nach den Befehlen seines Monarchen keine Geheimnisse haben sollte, begab sich also zur Prinzessin, trug ihr aufs neue seine Bedenklichkeiten wegen des Einfalles des benach-

bar-

barten Monarchen — den man wegen des Vorrükkens seiner Truppen allerdings zu befürchten Ursache hatte — die Anwesenheit des Gesandten, welche vielleicht keinen andern Endzwekk als die Darstellung der rechtlichen Gründe zur Besiznehmung einiger Lande haben dürfte, und das einzige Mittel, entweder einer gefährlichen Zerstükkelung der Monarchie oder einem verderblichen Kriege vorzubeugen mit aller Wärme eines Patrioten vor, so, daß sich die Erbprinzessin, die in der That ihre Untergebenen liebte, endlich gefallen ließ, daß der Fürst von H . . . mit dem . . . Gesandten deshalb in Unterhandlungen treten solle. Der Fürst von H * * * dachte zu rechtschaffen, als der Erbprinzessin, alles zu entdeken, was der benachbarte Monarch ihr zu willigen beschlossen hatte. Er befragte sie daher, welche Aufopfrungen sie von dem Kronprinzen verlange. Da die Erbprinzessin sich deßhalb mit den Loyolisten noch nicht unterhalten hatte und eben nicht die bigotteste Person war; so versprach sie, dem Kronprinzen ihre Hand zu geben, wenn er sich verbinden würde, die Prinzen sowohl

als die Prinzessinn in der katholischen Religion erziehen zu lassen. Entzückt eilte der Fürst zu seinem Sohne, theilte ihm den Entschluß der Erbprinzessin mit, und sie fingen sogleich an, die Ehepakten aufzusezzen; die der Fürst der Erbprinzessin zur Unterzeichnung vorlegte, und mit welchem Julius einen Kourier an seinen Monarchen abfertigte. Zugleich aber war der Fürst von H auf sein eignes Wohl bedacht. Er schrieb dem Monarchen, daß er statt aller Belohnung, die der Monarch ihm schon längst versprochen hatte, sonst nichts verlange, als daß er seine Gemalin für eine Fürstin, und seinen Sohn für seinen rechtmäßigen Erben erklären möchte. Die nämliche Bitte that auch Julius an seinen Monarchen.

Viertes Kapitel.

Welches einige Züge der Loyolisten enthält.

Bis hieher war die beschloßene Vermählung der Erbprinzessin mit dem Kronprinzen von .... ein Geheimniß gewesen. Zwar hatten die Loyolisten

politen den Entwurf des Fürſten von H * * *, den er dem verſtorbenen Monarchen gemacht, durch die Mätreſſen dieſes Herrn erfahren. Allein da ſie überzeugt waren, daß der Monarch, geleitet von ſeinen Mätreſſen und ihnen niemals in die Verbindung mit einem proteſtantiſchen Prinzen willigen werde; ſo hatte ſie ſich auch weiter keine Mühe gegeben, einem ſolchen Plane bei der Erbprinzeſſin vorzubeugen. Unter der Hand hatten ſie freilich darauf gedacht, ſie mit einem ächten, wahrhaft orthodoxen heiligen Prinzen, unter welchen ſie ihr voriges Anſehen niemals zu verlieren hofften, zu vermälen, auch hatten ſie deshalb dem Monarchen noch bei ſeinen Lebzeiten verſchiedene Vorſchläge gethan; allein da die Erbprinzeſſin noch jung war; ſo hatte ſich ihr Plängen immer wieder zerſchlagen. Und ſich verlaſſend auf ihre groſſe Gewalt, und ihr mächtiges Anſehen im Staate, und auch auf die Gewalt, welche ſie mittelſt des Grafen von L * * * und der Mätreſſen über den Monarchen hatten; waren ſie bei den Lebzeiten des Monarchen ganz ſorgloß geweſen. Da der ſtarb, waren ſie mit

dem Arrangement so mannigfaltiger Gegenstände, und mit der Gründung ihres ferneren Ansehens so beschäftigt, daß sie daran gar nicht denken konnten, mit der Prinzessen wegen einer Heurath zu reden. So bald Julius als ..... bevollmächtigder Gesandter in L * * ankam; dachten sie allerdings daran, daß seine Gesandschaft vieleicht eine Vermählung der Erbprinzessin zur Absicht haben könne; allein um sie in ihrer Sorglosigkeit zu erhalten; hatte der Fürst von H * * * mit allem Vorbedachte öffentlich ausſprengen lassen, daß der Gesandte aus keiner andern Absicht da sei, als einige Ansprüche auf die angränzenden Lande geltend zu machen. Er konnte dieses um so gewisser betheuren, da Julius wirklich keinen andern Auftrag hatte. Sobald die Prinzessin ihr Wort gegeben, und die Ehepakten unterzeichnet hatte, auch vergewissert war, daß dieser Vertrag von Seiten des Kronprinzen genehmigt werden würde; so vertraute sie diese für sie angenehme Neuigkeit einer von ihrer Freundinnen, die es bald darauf wieder zweien ihrer vertrautesten Freundinnen entdekten, wodurch

durch es denn von Freundin zu Freundin endlich jedermann bekannt ward. Die Jesuiten waren über die Verschlagenheit und die List des Fürsten von H * * * der sie durch die ausgesprengten Gerüchte so eingeschläffert hatte ganz ergrimmt. Da aber die Vermählung nicht eher, als bis die Unterzeichnung des Prinzen angekommen sein würde, öffentlich im Kabinette bekannt gemacht werden durfte; so stellten sich die Loyolisten, um desto kräftiger in Geheim gegen diese Vermählung wirken zu können, als ob sie davon gar nicht wüßten. Einer von ihren verschlagenen Mitgliedern war der Beichtvater der Erbprinzessin, die aber eben nicht das größte Zutrauen zu ihm hatte, und eben darum, weil sie eine Vermählung mit einem protestantischen Prinzen für keine Sünde hielt, ihm davon gar nichts sagte. Um ihr Gewissen rege zu machen, und sie dadurch vielleicht zu bewegen, von der vorhabenden Vermählung abzugehen; erfanden sie ein Mittel, welches so selten fehlgeschlagen ist, und das auch gewiß izt seine Wirkung gethan haben würde, wenn nicht der Fürst von H * * * durch weise Ge-

genmittel den nothwendigen Folgen dieſer lo-
voliſtiſchen Vorkehrungen vorgebeugt hätte.
Der Biſchof von L*** wär nämlich einer
von ihren ſorgfältigen Verehrern. Ohngeach-
tet er ihren Rolk nicht trug, und ſich auch nie
in ihrem Orden hatte einweihen laſſen; ſo be-
kennte er ſich doch zu ihren Grundſäzzen, und
er ließ ſich von ihnen ganz leiten. Dieſem ent-
dekkten ſie alſo die Gefahr, in welcher die katho-
liſche Religion ſchwebe — denn nur durch die-
ſes Mittel konnten ſie bei dem erzkatholiſchen
Oberhirten etwas auswirken — ſie ſagten ihm,
welches wohl die wenigſte Abſicht des Staats-
klugen Monarchen war, daß dieſer Fürſt auf
ſonſt nichts ausgehe, als die proteſtantiſche
Religion auszubreiten; ſie verſicherten ihn,
daß ſobald der Kronprinz zur Würde eines Re-
genten gelangt ſein würde, er vielleicht gar
auf die gänzliche Unterdrükkung der katholiſchen
Religion ſinnen dürfte. Sie vermehrten die
Furcht, welche nothwendig der fromme Ober-
hirt darüber empfinden mußte, noch dadurch,
daß ſie ihm heilig betheuerten, ſie haben von
ſicherer Hand die Nachricht erhalten, daß der

Kron-

Kronprinz, sobald er Regent geworden, auf die Einziehung der bischöflichen und anderer geistlichen Würden den vorzüglichsten Bedacht wegen der damit verknüpften ansehnlichen Einkünfte nehmen werde. Die Furcht, das Mißtrauen und der Grimm des Bischofs hatte nun den höchsten Grad erreicht, und er bat die dienstfertigen Jesuiten, was sie eben gewünscht hatten, ihm Mittel an die Hand zu geben, wodurch diesem gottlosen kezzerischen und gefährlichen Entwurfe des Fursten von H * * * Einhalt gethan, werden könne. Gerade zu und öffentlich den Fürsten von H * * * zu widersprechen, schien ihnen in manchem Betrachte zu gefährlich, und auch zu schwer, als es zu thun. Der Fürst stand in so grosem Ansehn, hatte einen so starken, mächtigen Anhang, saß am Ruder des Staats, war wegen seiner Verbindungen mit auswärtigen Monarchen, war selbst wegen seiner eignen grosen Besizzungen so furchtbar — Wie hätten die verschlagenen Jesuiten wagen können, sich ihm öffentlich zu widersezzen, ihm öffentlich sich als Feinde zu zeigen. Nein! das war wider die Grundsäzze

ſäzze ihres Ordens! Nur in Geheim zu wirken, nur in geheim Gegengift einzugeben — das befahlen ihre Geſezze.

Sie riethen daher dem Biſchof ſich zu ſtellen, als ob er von der vorhabenden Vermählung gar nichts wiſſe, und indeſſen Kraft ſeines habenden Amtes durch einen öffentlichen Befehl alle Ehen Katholiſcher Kriſten mit Proteſtanten auch dann, wenn die leztern ſich endlich verbänden, alle Kinder ohne Unterſchied des Geſchlechs katholiſch zu erziehen — nicht nur für ungültig zu erklären, ſondern auch alle jene, welche dieſes Befehls ohngeachtet, ſich in dergleichen geſezwidrige Verbindungen einlaſſen würden, mit dem groſen Banne zu belegen. Und um allen Verdacht von ſich zu entfernen, als ob der Biſchof auf die Prinzeſſin denke, ſo ſolle er zur Urſache dieſes Befehls die häufig bisher zum höchſten Nachtheile der allein ſeligmachenden katholiſchen Religion eingegangenen ehelichen Verbindungen anführen, und zugleich hinzuſezzen, daß er ohnmöglich fernerhin dergleichen Ehen wegen der bevorſtehenden groſen Gefahren für die Katholiſche

liſche Religion zugeben könne. Der Befehl ward gegeben; und der Biſchof überließ den Loyoliten die Ausführung des übrigen.

Dieſer Befehl des Biſchöflichen Konſiſtoriums ward an einem Sonnabende, an welchem die Erbprinzeſſin beichtete, angeſchlagen. Sorgfältig wußten ſie durch ihre Kreaturen der Erbprinzeſſin dieſen biſchöflichen Befehl zu Ohren zu bringen, ehe ſie zur Beichte ging; und zwar hatten ſie, um zu verhindern, daß ſie nicht vorher mit dem Fürſten von H*** darüber ſprechen könnte, gerade den Augenblik gewählt, da ſie ſchon den Beichtvater in ihr Kabinet beſtellt hatte, um zu beichten. In welches Erſtaunen ward jezt die gute Prinzeſſin verſezzt als ſie von ihrer vertrauteſten Freundin, die von loyolitiſch geſinnten Kreaturen aufgehezzt war, benachrichtiget wurde, daß ſo eben der Biſchof oben angefürten Befehl habe ertheilen laſſen. Was war wohl natürlicher, als daß ſie die entſtandenen Zweifel, die heftige Unruhe ihres Herzens ihrem Beichtvater, der unterdeſſen gekommen war, entdekte? Der Jeſuit ſtellte ſich über dieſe Entdekkung ganz erſtaunt. Er brach

in heftige Thränen aus, und mit schluchzender Stimme stotterte er zu ihr: Wie, durchlauchtigste Prinzessin! und wenn unser Bischof, der so sehr für das Wohl seiner untergebenen besorgt auf der Hut ist, wenn dieser auch den Befehl nicht ertheilt hätte; so könnten sie sich entschliessen, ihre Hand einem Gemal zu geben, von dem sie fest überzeugt sind, daß er nach seinem Tode ein Kind des Teufels sein wird? Sie wolten dadurch, daß sie die Krone und den Zepter des Reichs den Händen eines Kezzerisch gesinten Prinzen übergeben, ihre eigenen katholischen Unterthanen vielleicht in der Folge einer traurigen Verfolgung aussezzen? Sie könnten mit ansehen, wie nach und nach die Kezzer immer mehr Gewalt, immer mehr Ansehen bekämen? Sie könten die erste Ursache aller der schrekklichen Folgen werden wollen, welche nothwendig die Ehe einer katholischen Prinzessin mit einem protestantischen Prinzen nach sich ziehen muß? Erkennen sie nun die unbegreiflichen, unerforschlichen Wege der Vorsicht! Unser heiliger Oberhirt wußte nichts davon, daß sie gesonnen waren, einem protestantischen

Prin-

Prinzen die Hand zu geben. Allein gleichsam, als ob ein Engel des Himmels es ihm eingegeben hätte, mußte er gerade zu der Zeit, wo sie einen solchen Entschluss faßten, darauf fallen, diesen Befehl zur Verhütung aller der nachtheiligen Folgen, welche aus einer Ehe von zweierlei Religions Verwandten entstehen müssen, zu geben. Erkennen sie die unerforschlichen Wege der Vorsicht, beten sie die alles zu unseren Wohle lenkende Vorsehung an und folgen sie ihren Winken. — So sprach der schlaue gedungene, Loyolit zur bebenden Prinzessin, die sich am Rande eines Abgrundes zu befinden glaubte, wo sie weder vor noch zurük könnte. Ohne die Antwort der Prinzessin zu erwarten, ging er davon, aus keiner geringern Absicht, als daß ihre Gewissensbisse nur noch stärker würden, und sie sich entschliesen möchte, ihr Vorhaben aufzugeben. Welche unruhige Nacht hatte nicht die gute Prinzessin zu durchwachen! Sie hatte ihr Wort einem Monarchen gegeben, der es gewiß nicht mit gleichgültigen Augen ansehen würde, wenn sie ihr Wort wieder zurük nehmen wollte. Auf der andern Seite aber wa-

ren doch auch die Folgen, welche der ſchlaue Loyolit ihr vorgemalt hatte, ſo ſchrecklich ſie ſelbſt ſezzte ſich, nach ſeinen Reden, der ewigen Verdamniß aus. Gott! welch ein grauſender Gedanke! Hier verfolgt, bekriegt von einem groſen, mächtigen Monarchen, vor deſſen Namen ſchon Armeen zu zitteru gewohnt waren, und was dabei ihr am meiſten auffiel, bekriegt von ihm, ohne einmal bei auswärtigen Potentaten Unterſtüzzung und Hülfe zu finden, da ſie ihn ſo ſchnöde behandelt hatte!.... Dort aber im Gegentheil, wenn ſie dieſem Ungemach ausbeugen wolte; nach den Reden des unfehlbaren Loyoliten geſtürzt in einen ewigen Schwefelpfuhl, gezwikkt bald von tauſend menſchenfeindlichen Teufeln mit glüheuden Zangen, bald von einem andern Heere ſolcher barbariſchen Geiſter in einen Keſſel voll ſiedenden Oehls geworfen, bald wieder von einer dritten Legion in einen eiskalten See geſtürzt!... Was für ein unglükklicher Ausweg!... Dieſe Phantaſien waren es, welche ſie die ganze Nacht hindurch „marterte.

Noch am nämlichen Tage hatte der Fürſt von H*** erfahren, daß der Biſchof die Frechheit gehabt, dieſen Befehl öffentlich anzuſchlagen. Er ſchikkte daher ſogleich an denſelben, und ließ ihm ſagen: da die Erbprinzeſſin bereits dem Kronprinzen von *** ihre Hand verſprochen, die Ehepakten auch ſchon ausgefertigt, und es an weiter nichts, als an der Auswechſelung derſelben mangele; ſo ſei es gar nicht ſchikklich, einen ſolchen Befehl zu geben; er bitte ihn daher, denſelben ſogleich allenthalben, wo er angeſchlagen worden, wieder abnehmen zu laſſen, widrigenfalls er ſich genöthigt ſehen werde, als einſtweiliger Verwalter des Reichs dieſes ſelbſt zu thun. Dieſen Schritt des Fürſten hatten die Loyoliten nicht vorher geſehen. Sie glaubten nicht, daß er kühn genug ſein werde, ſich dem Biſchoffe zu widerſezzen. Sobald alſo der Biſchof dieſen Befehl von dem Fürſten von H*** erhielt; ſo verſammelte er alle ſeine Anhänger, um ausfündig zu machen, wie man ſich gegen den Fürſten zu benehmen habe. Da alle Loyoliten waren, ſo ſtimmten ſie alle darinn über-

ein, daß man dem Fürſten abſchlagen müſſe, dieſes zu thun. Damit er aber nicht auf den Einfall gerathen möchte, den Befehl abreiſen zu laſſen; ſo beredeten ſie den Biſchof, dem Fürſten zu drohen, daß im Falle er ſich unterſtehen würde, den Befehl abreiſen zu laſſen, er ihn mit dem groſen Banne ſelbſt belegen wolle.

Wenn der Fürſt von H * * * einer von jenen gewöhnlichen Menſchen geweſen wäre, welche bei der geringſten Widerſezzlichkeit oder Gefahr den Muth ſinken laſſen; ſo würde er vermuthlich bei dieſer Drohung des allmächtigen und ſchröklichen biſchöflichen Bannes zurükgebebt, dem Biſchofe demüthig zu Füſſen gefallen ſein, und ihn flehendlichſt gebeten haben, ihn doch die groſſe Sünde zu vergeben, daß er zum Wohl der ganzen Monarchie die Vermählung der Erbprinzeſſin mit dem Kronprinzen erſonnen und zu Stande gebracht habe. Allein unter dieſe Schwachköpfe gehörte der Fürſt von H * * * nicht. Ihm waren alle Menſchen, ſie mochten Katholiken oder Proteſtanden ſein, hier gleich und er liebte den rechtſchaff-

ſchaffnen Mann, ohne darauf Acht zu haben, zu was für einem dogmatiſchen Lehrſiſteme er ſich bekennte. Er hielt es daher auch für keine Sünde, daß er zu der Vermählung gerathen, und eben deshalb glaubte er auch nicht ſchuldig zu ſein, dem Biſchofe zu gehorchen; wohl aber auf Mittel zu ſinnen, ſeinen Bannfluch unkräftig zu machen. Er berief alſo den ganzen Staatsrath zuſammen, und trug ihm die vorhabende Vermählung, und die geſchehene Einwilligung der Erbprinzeſſin, aber auch die Widerſezlichkeit des Biſchofs oder vielmehr der Loyoliten vor, und dies zwar ſo beredt, daß alle einmüthig dem Fürſten von H . . . beipflichteten, und ihm ſogar riethen, die Befehle insgeſamt abreiſen zu laſſen, vorher aber dem Biſchof noch einmal den gefaßten Entſchluß des Staatsrathes bekannt machen zu laſſen. Dieſes geſchah, und da der Biſchof ſich nicht ſtark genug fühlte, ſich dem ganzen Staatsrathe zu widerſezzen; ſo gab er nach, und ließ ſelbſt die Befehle wieder wegnehmen.

Indeſſen wolten die Loyoliten doch nicht umſonſt dieſes gethan haben, ſie nahmen daher

Sonntags darauf Gelegenheit, auf allen Kanzeln von den kezzerischen Ehen zu reden; wodurch sie denn wenigstens den katholischen Pöbel auf ihre Seite brachten. Da der Fürst von H * * * dieses erfuhr, so ließ er es in Kraft seines Amtes dem bischöflichen Konsistorium verweißen, und ersuchte zugleich dasselbe, die Prediger anzuhalten, ihre behaupteten Säzze auf der Kanzel zu wiederrufen; welches denn auch, nachdem der versammelte Staatsrath darauf drang, geschehen mußte.

Der Fürst H * * * hatte so eben beschlossen, zur Erbprinzessin zu gehen, um zu erfahren, ob diese geistliche Streitigkeiten auf ihre Entschließung einen Entschluss gehabt haben; als Julius von seinem Hofe einen Kourier erhielt, welcher den von dem Kronprinzen unterzeichneten Vertrag, ein eigenhändiges Schreiben des Monarchen und des Kronprizen an die Erbprinzessin mitbrachte. Julius ließ dieses gleich seinem Vater sagen, der den ihn einlud, zu ihm zu kommen und mit ihm zur Erbprinzessin zu gehen.

Sie

Sie ließen ſich beide melden Die Erbprinzeſſin, welche wohl einſah, daß vielleicht die Entſchlieſung des . . . Hofes angekommen ſein möchte, verbat ſich den Beſuch des . . . Geſandten, unter dem Vorwande, daß ſie etwas unpäßlich ſei. Der Fürſt wurde angenommen. Er ließ ſich ganz und gar nichts merken, daß er geglaubt habe, daß der von den Loyoliten ausgewirkte biſchöfliche Befehl auf ihre vorhabende Vermählung hingezwekkt habe, vielmehr benachrichtigte er ihr, daß die Entſchlieſſung des Kronprinzen angekommen, und der... Geſandte zwei Schreiben von dem Monarchen ſowohl als dem Kronprinzen an ſich habe. Die Erbprinzeſſin war nun genöthigt dem Fürſten von H . . . ihre Erklärung zu geben. Sie entdekkte ihm alſo alles, was der Loyolit zu ihr geſagt, ſie verheelte ihm aber auch ihre Beſorgniſſe und ihre Furcht nicht; und bat ihn, wenn es nur immer möglich ſein könne, die Vermählung rükkgängig zu machen.

Der Fürſt von H * * * ſchilderte ihr aber die nachtheiligen und gefährlichen Folgen, welche dieſe einem hohen Monarchen angetha-

ne Beleidigungen nach ſich ziehen könne, mit ſo lebhaften Farben, er wußte die vorgebrachten Gründe des Loyoliten ſo beredt zu widerlegen; daß die Erbprinzeſſin endlich ihr Wort gab, dem ... Geſandten morgen Audienz zu geben, und die Vermählung zu vollziehen zu verſprechen. Durch den nämlichen Kanal, durch welchen die Loyoliten vormals die Entſchlieſſung die Erbprinzeſſin erfahren hatten, durch den nämlichen erfuhren ſie auch izzt wieder, daß ſie dem Fürſten von H * * * das Wort gegeben hatte. Durch öffentliche Widerſezzlichkeit konnten ſie nichts auswirken; es blieb ihm daher nichts mehr übrig, als durch Ränke und Liſt die Erbprinzeſſin zu bewegen, daß ſie ihr gegebenes Wort wieder zurüknehme. Die Folgen eines ſolchen Betragens mochten ſein, welche ſie nur immer wolten, das bekümmerte ſie nichts, wenn ſie nur ihre Abſicht erreichten.

Da mittelſt der Beichte bei der Prinzeſſin nichts zu bewirken war; ſo ſannen ſie auf ein andres Mittel, von deſſen Kraft ſie ſich ganz überzeugt hatten. Sie trugen nämlich einem

ihrer

ihrer verſchlagenſten Köpfe auf, ſich zu vermummen, durch Hülfe ihrer Kreaturen, deren ſie bei dem Hofe der Erbprinzeſſin unzählige hatten, ſich des Nachts in das Schlafgemach derſelben zu begeben, und ihr deutlich die Abſicht und den Willen der Vorſicht, nämlich den Kronprinzen von .... nicht zu wählen, zu erkennen zu geben. Es geſchah: Der Jeſuit verwunderte ſich, und kaum umflatterte der Gott der Träume die Prinzeſſin, als er erſchien, und nach dreimaligen Rufen des Namens der Prinzeſſin, ſagte er ihr, daß er ihr Vater ſei, und von Gott geſendet werde, um ihr zu befehlen, den Kronprinzen nicht zu heurathen. So beherzt auch die Erbprinzeſſin war, und ſo wenig ſie an Geiſtererſcheinungen ſonſt glaubte; ſo hatte doch dieſe Erſcheinung den Erfolg, daß ſie gar nicht wußte, was ſie davon denken ſolle, und das ſie wenigſtens in dem gefaßten Entſchluße, dem .... Geſandten Audienz zu geben, wankend gemacht wurde; denn wenn ſie einmal dieſem ihr Jawort gegeben, ſo war die Verbindung unzertrennlich. Sie ließ daher in aller Früh den Fürſten von

H * * * zu sich kommen, und erzälte ihm den ganzen Vorfall. Der Fürst von H * * * sah die Rummerei gleich ein, er sagte dies der Erbprinzessin; und um sie ganz davon überzeigen zu können, so bat er sie inständigst, seinen Maasregeln zu folgen. Er bat sie also, ihrem Beichtvater im Vertrauen den Vorfall zu entdekken, und dann ihm zu sagen, daß wenn der Geist in der folgenden Nacht sich noch einmal sehen lassen werde, sie dann gewiß die Vermählung mit dem Kronprinzen aufgeben, und selbst die schrekklichsten Folgen nicht fürchten wolle. Er selbst der Fürst von H * * * versprach in Gesellschaft eines starken, handfesten Kerls vor dem Zimmer der Erbprinzessin dem Geiste aufzupassen, und ihn durch tüchtige Prügel zu entlarven. Die Erbprinzessin folgte dem Rathe des Fürsten von H * * *, sie entdekkte dem Loyoliten den Vorfall und ihren Entschluß, und der Loyolit theilte entzükkt seinen Brüdern den Entschluß der Prinzessin mit. Der vermummte erschien wieder, aber kaum hatte er den Namen der Prinzessin genennet, als der Fürst von H * * * auf ihn los fiel, ihm

ihm die Maske abnahm, und dadurch also der Mummerei ein Ende machte.

Fünftes Kapitel.

Nothwendige Folge dieser Mummerei.

Von der Verschlagenheit, den Ränken, und der List der Jesuiten hat man in der Welt so viel rühmens gemacht, daß die Loyoliten eben dadurch auf die Murmaßungen gerathen, ja zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß nur sie allein listig seien, daß niemand sie überlisten könne, noch dies zu versuchen wagen werde. Aus diesen Muthmaßungen, aus dieser Ueberzeugung ist in ihnen ein Selbstvertrauen entstanden, das nicht wenig dazu beiträgt, daß sie mehr überlistet werden, als ohne dieses Selbstvertrauen geschehen dürfte. Denn nun überdenken sie nicht so genau alle Umstände, erwägen nicht alle Schwierigkeiten, alle Hindernisse, die sich ihnen etwa entgegen stellen können, und räumen also ihren Feinden zu viel Feld ein, da sie sich für überklug, für über-

überlistig halten. Gerade dies war in dem Falle die Ursache, warum der Erfolg ihren Wünschen nicht entsprach. Hätten Sie überlegt, daß die Prinzessin dem Fürsten von H*** nothwendig diese Erscheinung entdekken werde, hätten sie bedacht, daß dann der beherzte Minister gewiß Mittel ausfündig machen, diese Mummerei zu entdekken, so glaube ich, würden sie gewiß auf Gegenmittel, diese Entdekkung zu vereiteln, gesonnen haben. Allein so glaubten sie gar nicht, daß die Mummerei entdekkt werden könne, und fielen also mittelst ihrer eignen List in die Grube, und zogen sich alle die nachtheiligen Folgen zu, welche diese Entdekkung nothwendig haben mußte. Denn sobald der Fürst von H*** die Erbprinzessin ganz deutlich die Mummerei und die Absichten der Loyoliten hatte sehen lassen; so stand diese nicht nur gar nicht an, dem .... Gesandten durch den Fürsten von H*** den morgigen Tag zur Audienz zu bestimmen; sondern sie drang auch darauf, die Mummerei selbst gerichtlich zu untersuchen. Der Fürst von H*** hatte den Jesuiten gekannt, der die Mummerei

rei gespielt, und weil er ganz gewiß glaubte daß alle Loyoliten an dieser Gaukelei Antheil haben dürften, so rieth er dies der Prinzessin selbst an. In aller Früh ward also der Loyolit eingezogen, und von dem Fürsten von H * * * selbst examinirt; aber nichts war von ihm weiter zu erfahren, als daß er dies aus eignem Antriebe gethan, daß er geglaubt, der Gottheit einen Gefallen zu thun, weil er überzeugt sei, daß eine solche Ehe ohne Sünde und ewige Verdammniß nicht vollzogen werden könne — kurz er stellte sich, als einen Schwärmer an, der blos aus Liebe zur ewigen Seligkeit der Prinzessin diese Gaukelei gespielt. Was den Fürsten noch mehr in Erstaunen versezte, war eine List der Jesuiten. Sobald ihnen ihr Kammerad hinterbracht hatte, daß er so unglüklich gewesen, endekkt zu werden, so beschwuren sie ihn um alles in der Welt sie nicht zu verrathen; niemals zu gestehen, daß sie davon etwas gewußt, sondern allezeit zu behaupten, daß er es blos aus eigenem Antrieb und blos aus der frommen Absicht gethan, um die Seele der Prinzessin von der ewigen Verdammniß zu

errett-

retten. Sie stellten ihm vor, daß das Geständniß ihm nichts helfe, und daß nur dadurch, wenn er standhaft sei, ihnen Mittel übrig bleiben, ihn vor der Strafe zu retten. Der Novolit versprach dieses seinen Brüdern; allein die undankbaren vergaßen dafür erkentlich zu sein. Weil sie befürchteten, daß ihr Bruder doch einmal in einer schwachen Stunde ein unglükliches Geständniß thun könne; so glaubten sie, es sei kein anderes Mittel vorhanden, als diesen ihren Mitbruder aufzuopfern, und aus der Welt fort zu schaffen. Sie machten daher eine Bittschrift an den Fürsten von H. * * * und baten ihn, den unglüklichen, der sich ohnehin schon in ihrem Orden verschiedener Verbrechen schuldig gemacht habe, als einen Majestäts Verbrecher und gottlosen Böswicht zu bestrafen. Damit sie aber keine Gefahr laufen möchten, daß ihr Mitbruder durch Vorzeigung dieser Bittschrift auf andre Gedanken gebracht werde; so schrieb der Rektor an den Gefangenen, ja standhaft zu sein, und nichts zu bekennen, sie haben diese Bittschrift

an den Fürſten gemacht, blos um allen Verdacht von ſich zu entfernen, ſie wollen ihn ſchon retten.

Wäre dieſer Brief wirklich in die Hände des Loyoliten gekommen; ſo würde derſelbe wahrſcheinlich bis an ſein Ende ſtandhaft geweſen ſein. Allein er gerieth in die Hände eines treuen Gefangenwärters, der den Brief ſogleich dem Fürſten von H. . . brachte.

Da der Fürſt ſo ſichere Beweiſe in Händen hatte, und alſo nun überzeugt war, daß die Loyoliten insgeſamt dieſe Betrügerei geſpielt; ſo glaubte er die Jeſuiten durch ihre eigene Liſt überliſten zu müſſen. Er zeigte alſo dem Gefangenen die Burſchrift des Rektors und der übrigen Loyoliten, und bewieß ihm, wie undankbar ſeine Mitbrüder an ihm handelten. Er verſprach zugleich, ihn gar nicht zu beſtrafen, wenn er, was er ohnehin ſchon wiſſe, geſtehen werde daß die Loyoliten ihn zu Betrügereien verleitet. Aufgebracht über die Undankbarkeit ſeiner Kammeraden — denn er glaubte ganz gewiß, daß ſie keine andre Abſicht

haben,

haben, als ihn aus der Welt zu schaffen -- angelokkt von dem Versprechen des Fürsten gestand er alles ganz offenherzig.

Alle in L * * * sich befindende Jesuiten wurden sogleich gefänglich einzezogen, und man legte ihnen sowohl das Geständniß ihres Mitbruders als auch den eigenhändigen Brief des Rektors an den Gefangenen bei. Zwar versuchten sie Anfangs durch Läugnen noch immer allen Verdacht von sich abzulehnen: allein diese Beweise waren zu stark, als daß sie in ihrem Läugnen hätten verharren können. Sie bekannten also endlich ihre Buberei; und der Fürst von H * * * säumte nicht die ergangenen Akten der Erbprinzessin vorzulegen. Es war zu viel Boßheit auf der einen, und zuviel Gefahr auf der andern Seite, als daß sie diese Leute hätte ohne harte Strafe hingehen lassen können. Sie berief also den gesamten Staatsrath zusammen, und ließ von ihnen das Urtheil fällen. Die gänzliche Verbannung aller Jesuiten aus der ganzen Monarchie war das einzige Mittel die Bosheit zu bestrafen,

und ſich zugleich vor künftigen Gefahren und Nachſtellungen zu ſichern. Dies trug der Fürſt von H . . . allen Staatsräthen vor, die ihm denn auch einmüthig beipflichteten; ſogar ſchloſſ ſich der Graf von ! * * * der ein ſo groſer Freund der Jeſuiten war, nicht aus. Nicht als ob er gern in die Verbannung der Jeſuiten gewilligt hätte, nein! ſondern blos aus der Abſicht, ſich nicht als Freund der Jeſuiten öffentlich zu zeigen, damit er in der Zukunft heimlich deſto thätiger für ſie ſein könne. Er ſah ein, daß ſeine izzige Widerſezzlichkeit zu nichts helfen könne, als ihn verdächtig zu machen, und er gab daher aus Staatsklugheit nach. So bald der Befehl des Staatsrathes ausgefertiget war, vermöge deſſen alle Jeſuiten aus der ganzen Monarchie verbannt, ihre Güter konfiſzirt, und zum beßten der Armen angewendet werden ſolten; ſäumte der Fürſt von H * * * keinen Augenblikk an der Ausführung deſſelben zu arbeiten. Der Befehl wurde alſo allenthalben öffentlich bekannt gemacht, und darinn die Urſache angeführt, warum man gegen ſie ſo verfahren müſſe. Zugleich ſendete er dieſen

Be-

Befehl in alle Provinzen des Reichs, damit jedermann davon unterrichtet ward, und nicht etwa durch ihren Anhang eine Empörung angezettelt werden könnte. Allein diese Furcht war umsonst. Die Jesuiten wurden vom Volke mehr wegen ihres Ansehens, ihres Einschlußes in die öffentlichen Geschäfte, und hauptsächlich wegen ihrer bekannten Schikanen, und Verfolgungen aller jener, welche es nicht mit ihnen hielten, gefürchtet, als wegen ihrer Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit oder Menschenliebe geliebt. Man vernahm daher auch fast durchgängig diesen Befehl der Verbannung solcher furchtbaren Personen mit Vergnügen. Desto unangenehmer war die Bekanntmachung desselben für die Loyoliten selbst. Sie hätten eher des Himmels Einfall, als einen solchen Befehl, einen so kühn gewagten Schritt des Staatsrathes vermuthet. Allein was konnten sie izt anfangen? Sich widersezzen? Mit List entgegen zu arbeiten? Dazu ward Zeit erfodert, und diese ihnen izt nicht gestattet. Sie stellten sich also lieber, um sich nicht alle Wege für die Zukunft zu verschließen,

ganz

ganz geſchmeidig, ſie bereuten ihre Sünden, ſie unterwarfen ſich willig der Verbannung. Sie wurden verwieſen, ſie gingen, der muthwillige Pöbel warf ſie mit Koth, aber ihre Anhänger ſäumten nicht, das Mitleiden ihrer Mitbürger rege zu machen. Sie ſchilderten ihre Unſchuld, ihre reinen Abſichten, den bevorſtehenden Umſturz der katholiſchen Religion zu verhüten; kurz ſie ſuchten alles hervor, was ihnen bei dem Pöbel zu einiger Entſchuldigung dienen konnte. die Jeſuiten ſelbſt betheuerten immer, als ſie fortgingen, ihre Unſchuld, und ſo gewonnen ſie ſich die verlornen Herzen des hin and her wankenden Pöbels wieder, und erhielten ſich in Seinen gütigen Andenken.

Sechſtes Kapitel.

Bekanntmachung der Vermählung der Erbprinzeſſin.

Bei allen Vorkehrungen des Staatsrathes, ſelbſt bei der Verbannung der Jeſuiten hatte ſich der Biſchof von L * * * blos leidend verhalten.

halten. Er hatte so gar ohne nur das geringste dagegen zu sagen, den Befehl wegen der Ehen von zweierlei Religionsverwandten von dem Fürsten von H * * * abreisen lassen. Dieß alles that er auf Anrathen der Jesuiten, welche den sehr weisen Grundsaz iederzeit befolgten, daß zu gewissen Zeiten nachgeben daß eine gewisse Geschmeidigkeit besser sei, als Widersprechen. Besonders glaubten sie in gegenwärtigen Falle, sei es weit besser für sie, wenn der Bischof nachgäbe, als wenn er sich wiedersezzte. Sie waren der Meinung, daß der Bischof nicht Herz genug habe, standhaft sich zu wiedersezzen, sie vermutheten, daß er am Ende doch nachgeben werde, und glaubten daher, endlich gar seine Freundschaft zu verlieren, wenn er ihrentwegen in Verlegenheiten oder Unruhen gesezzt werden solte. Sie riethen ihm daher, nicht wider den Stachel zu lekken, sondern günstige Gelegenheiten abzuwarten.

Von der Seite her war also der Fürst von H * * * nunmehro ganz sicher, daß ihm wegen der Vermählung der Erbprinzessin

mit

mit dem benachbarten Kronprinzen keine Einwendung werde gemacht werden, und er überredete daher die Prinzessin, zuförderst mit dem Gesandten zu sprechen, und dann die vorhabende Vermählung im Staatsrathe bekannt machen zu lassen. Der Gesande bekam Audienz, und überreichte den Brief seines Monarchen sowohl, als jenen des Kronprinzen. Beide waren in so gefälligen Eingang findenden Ausdrükken geschrieben, daß die Prinzessin darüber die lebhafteste Freude blikken ließ, und gar keinen Anstand nahm, sogleich den Staatsrath zusammen zuberufen, und ihm ihr Vorhaben samt den Bedingungen unter welchen sie sich dazu entschlossen, bekannt zu machen.

Alle wurden genehmigt, und nur der Graf von L*** bemerkte, daß ein einziger Punkte vergessen sei, an dem auch wirklich viel gelegen war, und an welchen der Fürst von H*** wirklich nicht gedacht hatte. Nämlich wo nach dem Tode des benachbarten Monarchen, wenn das Haupt des Kronprinzen beide Kronen zieren würden, der Monarch

reſidiren ſollte. Der ganze Staatsrath behauptete ausdrükklich, daß die Reſidenz nirgens anderswo als in L*** ſein könne. Da der Geſande den Willen ſeines Monarchen über den Punkkt nicht wußte, ſo bat er um die Erlaubniß, ehe ferner etwas beſchloſſen würde ſeinen Monarchen davon Nachricht zu geben, und ſeine Befele darüber einzuholen.

Allerdings war dieſer Punkkt etwas kizzlich. Allein da der benachbarte Monarch mehr auf das Wohl des Ganzen, als auf Privat intereſſe ſah, und da er einmal für allemal wünſchte, daß beide Monarchien mit einander verknüpft würden; ſo gab er auch hierin nach. Um aber doch ſeiner Reſidenz durch die Hinwegnahme derſelben keinen zu empfindlichen Stoß zu verſezzen; ſo that er dem Fürſten von H*** oder vielmehr dem ganzen Staatsrathe den Vorſchlag, daß jederzeit der älteſte Prinz von Geblüte daſelbſt als Vize Regent mit einem auſerordentlich ſtarken Jahrgehalte reſidiren ſolle.

Dieſer Vorſchlag wurde genehmigt; allein dem Grafen von L*** war dies nicht recht

Er

Er war von dem Jesuiten gestimmt worden, alles nur mögliche hervorzusuchen, um diese für sie so gefährlich scheinende Vermählung zu vereiteln. Er glaubte kein besseres Mittel gefunden zu haben, als eben den Punkt wegen der Residenz. Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß der benachbarte Monarch in die Verlegung derselben willigen, der Kronprinz in einer katholischen Stadt zu residiren wagen werde; aber zu seinem und der Jesuiten größten Verdrusse und seinen größten Erstaunen willigte der Monarch samt seinem Kronprinzen ein.

Julius überbrachte diese Entschließung seines Monarchen, und nun ward die Vermälung der Erbprinzessin nicht nur den ganzen Volke öffentlich bekannt gemacht, sondern auch der Tag angesezt, an welchem die gewöhnlichen kirchlichen Feierlichkeiten vorgenommen werden solten.

Wie wohlen die Jesuiten förmlich aus der ganzen Monarchie verbannt waren; so befanden sich doch noch viele Glieder dieses Ordens aber freilich in weltliche Kleidung in dem Staate. Sie waren es, die sich durch Schmei-

cheleien, durch Ränke durch List, und vorzüglich durch den Schuzz des Bischofs und des Grafen von L*** emporzuschwingen suchten. Vorzüglich bemühten sie sich um den Schuzz des .... Gesanden, damit sie bei der Ankunft des neuen Regenten schon einen Vorsprung hätten. durch den Bischof von L*** und den Grafen von L*** welche nicht wußten, daß Julius der Sohn des Fürsten von H.... war, erhielten sich auch unter diesen und jenen Vorwand, unter diesen und jenem Titel Zutritt in dem Hause unsers Julius. Einige kamen sogar in nähere Bekanntschaft mit ihm; und suchten seine Gesinnungen in Betreff der Jesuiten auszulokken. Da sie ihren Wünschen nicht entsprechen, da er eben darum, weil sie so sehr den patriotischen Absichten seines Hofes entgegengearbeitet hatten, ihr größter Feind war; so veränderten sie die Sprache, sie hängten nach dem gemeinen Sprüchworte dem Mantel nach dem Winde, und waren — selbst Jesuiten — Feinde der Jesuiten. Aber desto mehr waren sie bemüht unter der Hand unter dem Pöbel ihren Mitbrüdern

noch

noch mehrere Anhänger zu verſchaffen. Sie glaubten, zu ihren Abſichten ſei nichts zweckdienlicher, als ein gehäßiges Porträt von dem Prinzen zu machen, der künftig den ganzen Staat beherrſchen ſolte. Nach ihren Reden war er der gottloſeſte Prinz von der Welt, der nach Machiavilliſchen Grundſäzzen, wie ſein Vater, regire, deſſen Gott der Bauch, und deſſen Himmel Wolluſt ſei. Auch fanden wirklich dieſe Reden der ſchlauen Loyoliten Beifall.

Sie konnten den Fürſten v. H... und ſeinem Sohn nicht unbekannt bleiben. Ja! ſelbſt die Loyoliten, die ſie ausgeſprengt hatten, und die in Julius Hauſe Zutritt hatten, erzählten ihm dieſe Rede, um ſich nur recht einzuſchmeicheln, wieder. Allerdings mußte beiden daran gelegen ſein, daß man von dem Kronprinzen eine beſſere Idee habe. Sie ſorgten alſo dafür, daß von den getreuen Unterthanen ein ſchmeichelhafteres Porträt von dem künftigen Regenten entworfen wurde.

Siebentes Kapitel.

Etwas von dem Karakter und den Geisteskräften des Kronprinzen.

Unterdessen wurden von den beiden Seiten grose Anstalten gemacht. Von Seiten des benachbarten Monarchen zur Abreise seines Prinzen, den er zum mächtigsten Fürsten von der Welt gemacht, und von Seiten der Erbprinzessin und des Fürsten von H . . , zum würdigen Empfange des Kronprinzen sowohl, als des Monarchen der eigenhändig der Prinzessin geschrieben hatte, daß er seinen Sohn nach L * * * selbst begleiten werde. Alles was nur schönes und kostbares und seltenes aufgetrieben werden konnte mußte angeschaft werden. Mehrere tausend Menschen waren beschäftigt L * * * zu einem Aufenthalte des Gottes der Freude zu machen und diese an sich schöne Stadt zu verherlichen. Keine Summe wurde gespart, den die Erbprinzessin wünschte ihren neuen Gemah-

le

le gleich in erſten Blikke die Größe des Glüks zeigen zu können, das er durch ſie erhielt.
Während dieſer Anſtalten zur Aufnahme und Abreiſe, an deren Beſchreibung meinen Leſern vielleicht wenig oder gar nichts gelegen ſein mag; ſei es mir vergönnt, von dem Karakter und den Geiſtesgaben des Kronprinzen meinen Leſern nur einige wenige Begriffe zu geben. Die fernern Schikſale unſers Julius, den der Leſer erſt in zweiten Theile dieſer Geſchichte aufgezeichnet finden wird, waren zu ſehr von dem Karakter und den Geiſtesgaben dieſes Prinzen abhängig, als daß es nicht nothwendig ſein ſolte, dieſe Begriffe voran zu ſchikken.

So ein groſer Monarch auch der Vater des Kronprinzen war, ſo verſicherten doch die Erzieher des Prinzen ſowohl, als alle jene Perſon, welche eines vertrauten Umgangs von ihm gewürdiget worden waren, oder die Gelegenheit gehabt hatten, ihn von Jugend auf zu beobachten, das die Natur ſich gegen ihn in Rükſicht ſeiner Geiſtesgaben nicht ſo mütterlich, als gegen ſeinen Vater betragen habe. Zwar verſprach ſein Aeuſers nach Lavaters phyſiognomiſchen Regeln

einem Geiſt, der jenen ſeines erlauchten Vaters weit übertraf; allein Lavaters Grundſäzze ſind von manchen nicht nur bezweifelt worden, ſondern viele haben auch die Unrichtigkeit derſelben durch mannigfaltige Thatſachen bewieſen. Dieſer Prinz war ein neuer Beweiß dieſer Unrichtigkeit. Die ſchönſte Mannsperſon ſeines Zeitalters — man mochte nun ſeinen Wuchs, oder ſeine groſen, vollen, blauen Augen, oder ſeine ſanften Geſichtszüge betrachten, ſo war er zwar nicht ſo weibiſch ſchön, als Adonis, nicht ſo ſchön, daß er Göttinnen in ſich hätte verliebt machen können, aber doch ſo männlich ſchön, als nur irgend eine Mannsperſon in ſeinem Zeitalter — liebe Mädchen ich bitte euch ſezt nur immer den Geliebten eurer Herzzen an die Stelle — ſein konnte — die ſchönſte Mannsperſon beſaß alſo zwar ſo viel Verſtand oder vielmehr hatte von Natur zwar ſo viel Anlage erhalten, als für einen gemeinen Bürger hinreichend geweſen ſein würde aber bei weitem nicht ſoviel, als für einen Monarchen, für einen Beherſcher ſo weitläufiger Staaten nothwendig iſt — wenn anders ſeine Untergebenen

der

der Glükkſeligkeit genieſen ſollen, um welcher willen Staaten und bürgerliche Geſelſchaften errichtet worden ſind. Sein erlauchter, weiſer Vater bemerkte auch gar bald dieſen Abgang der Geiſtes kräfte, und ſuchte frühzeitig dieſen Mangel durch eine vorſichtige Erziehung zu erſezzen. Die für die Vorzüglichſten Erzieher anerkannte Perſonen berief er an ſeinen Hof; beſoldete ſie fürſtlich, verſprach ihnen die reichlichſten Belohnungen, wenn ſie nur dieſe einzige Wünſche ſeines Herzens erfüllten, wenn ſie nur ſeinen Sohn zu einem auf das Wohl ſeiner Untergebenen einzig bedachten Prinzen bildeten. Sie ſparten keine Mühe, ſie ließen kein Mittel unverſucht, dieſe ſchönen Abſichten des Monarchen zu erreichen. Allein vergeblich! Der Prinz war träg, ſah über alles nur kurz hin, bekam von allen Dingen nur ſeichte Begriffe — kurz ward ein ganz mittelmäßiger Kopf. Der Monarch glaubte dadurch daß er ihn unter ſeiner Aufſicht, da er erwachſen war, Staatsgeſchäfte behandeln ließ, an Thätigkeit zu gewöhnen, und ihn zu einem überſchauenden Geiſte noch umzuſchaffen. Allein

auch

auch dieſe ſeine angewandte Mühe war vergeblich. Alles gieng ihm nur langſam von ſtatten nichts bearbeitete er ſo, wie es der Monarch wünſchte. Was ihn noch über dieſes in der That für einen zärtlichen Vater und für einen auf das Wohl ſeiner Untergebenen bedachten Regenten groſes Unglükk tröſtete, war, daß er überzeugt war lauter gute Miniſter zu haben, unter denen verſchiedene iung genug waren um eben ſo ſchikkliche wieder in die Stelle der Verſtorbenen zu ſezzen. Ihre Rechtſchaffenheit, ihr Patriotiſmus, ihre auſer allen Zweifel geſezte Uneigennüzzigkeit, und die Bereitwilligkeit, des iungen Prinzen, waren ihm Bürge, daß die erſteren blos für das Wohl des Staates bedacht ſich alle erſinnliche Mühe geben würden, den Prinzen von niemand als ſich beherrſchen zu laſſen. Und dies beruhigte ihn einiger maaßen Aber was ihn von neuem in eine heftige Unruhe ſezzte, waren die Ausſchweifungen des Prinzen, in welche er verfiel, als er aus den Knaben Jahren in die des Jünglings trat.

So

So unthätig, ſo ſorglos er in jeden anderen Geſchäfte war; ſo hizzig war er auf das weibliche Geſchlecht erpicht. Der Monarch ſein Vater vergab gern die Schwachheiten, die Ausſchweifungen des Jünglings in der Liebe Allein er war feſt überzeugt, daß weil Prinzen ſelten das groſe, unſchäzzbare Glükk haben, nach ihrer Neigung und ihren Geſchmakke heurathen zu können, Liebe bei ihnen nie zur Leidenſchaft werden dürfe. Er hatte in der Erziehung des Prinzen ſorgfältig darauf Bedacht nehmen laſſen, ihn gegen dieſe ſtärkſte und heftigſte aller menſchlichen Leidenſchaften zu waffnen aber fruchtloß waren die groſen Bemühungen ſeiner vortreflichen Erzieher, vergeblich ſeine eigene Sorgfalt bei einem Zöglinge geweſen, der von Natur einen viel zu ſchwachen Geiſt erhalten hatte, als daß er ſich nur die Mühe hätte nehmen ſollen, irgend einen Widerſtand zu thun. Kaum war er in die Jünglings Jahre getreten, als ein Ohngefähr ihm ein ſchönes Mädchen, aber eine feile Dirne, in die Hände ſpielte, für welche in ihm die heftigſte Leidenſchaft entbrante. Alles was es nur erü-

bri-

brigen konnte, wendete er an diese Dirne, die schlau genung war, den fürstlichen Liebhaber in Fesseln zu erhalten. Wäre diese Ausschweifung des Prinzen blos eine Galanterie gewesen so hätte der Monarch vielleicht geschwiegen, und sie ihm vergeben. Allein der Prinz hängte sich so sehr an das feile Mädchen, suchte so wenig seine heftige Leidenschaft zu verbergen, daß der Monarch endlich gezwungen war, das Mädchen aus der Residenz zu entfernen.

Noch sagte er seinen Sohne davon nichts. Er glaubte, dadurch das Uibel nur noch zu vergrößern. Auch tröstete sich der Prinz wider Vermuthen gar bald über den Verlust dieser feilen Dirne; eine andre war ihm aufgestoßen, und die Alte war vergessen. Der Monarch machte nun Vorstellungen, daß ihn von seinen Ausschweifungen abzulassen, allein alle seine Vorstellung und Bitten waren fruchtlos. Es blieb ihm also blos das einzige schwache Mittel übrig jeden neuen Gegenstand zu entfernen; welches aber weiter nichts fruchtete, als daß er immer einen andern Gegenstand wählte, und dieser wenigstens niemals wegen der Kürze der Zeit nie-

niemals eine so auserordentliche Gewalt über ihn erhalten konnte.

Was diesem Prinzen an Geistes und Herzensgaben abging, das hatte die gütige Natur reichlich den zweiten Prinzen, den Bruder des Kronprinzen zugetheilt. Er hatte von der Natur die Anlage zu einen alles überschauenden Geiste und zu dem trefflichsten Herzen erhalten, auch hatte sie an körperlicher Schönheit nichts mangeln lassen, wenn er schon nicht so schön war, als sein Bruder. Da sein weiser Vater an seiner Erziehung nichts hatte mangeln lassen; so hatten sich alle seine Verstandskräfte und die vortreflichen Eigenschaften seines Herzens vollständig entwikkelt. Er war die Freude des Monarchen, und in seiner Gesellschaft vergaß er dann und wann den Kummer, welchen ihm sein ältester Prinz verursachte. Auch hatte er bedacht auf die Glükkseligkeit seines zweiten Sohnes, von welchen er ganz gewiß überzeigt war, daß er das Glükk des Staates besorgen werde, dem Fürsten von H. . . ., als dieser ihm seinen gemachten Plan vorlegte, den Vorschlag gethan, die Erbprinzessin mit

diesen

dieſen zweiten Prinzen zu ſchildern; oder, wenn durchaus die Erbprinzeſſin einen appanagierten Prinzen nicht haben wolle die Monarchie zu theilen. Allein der Fürſt von H... verwarf dieſen Vorſchlag und bewieß mit vielen Gründen, daß aus der ganzen Sache nichts werden würde, wenn er nicht den Kronprinzen zum Gemal beſtimme, und die Monarchie unzerſtükelt laſſe. Der Monarch war alſo gezwungen, hierin nachzugeben. Deſto angenehmer war ihm nun der Einwurf des Grafen L*** wegen der Reſidenz, weil er da durch Gelegenheit erhielt für ſeinen zweiten Sohn die Vize Regentſchaft aufzuſparen.

Allerdings würde die Erbprinzeſſin, würden die Unterthanen glükklicher geweſen ſein, wenn dieſer zweite Prinz zur Krone gelangt wäre; allein die Begriffe von der Gröſe regierender Prinzen erlaubte dieſe Herablaſſung der Erbin eines ſo groſen Staats zu einem appanagirten Prinzen nicht, und ihnen mußte alſo die Glükſeligkeit einer groſen Menge aufgeopfert werden

Dieſe Parentheſe von dem Karakter des zweiten Prinzen, war gewiſſermaaſſen noth-

wendig,

wendig, da auch dieſer auf die fernere Geſchichte unſers Julius einen auſerordentlich groſen Einfluß hatte. Wir kehren nun zu dem Kronprinzen zurükk. Der Monarch hatte ihm von dem Entwurfe welchen der Fürſt von H... zur Vereinigung beider Staaten gemacht, nichts entdekkt. Sobald aber die Erbprinzeſſin ihr Wort von ſich gab; ſo mußte er nothwendig ihm dieſes mittheilen. Wie ſehr würde nicht ein andrer, thätigerer und feurigerer Prinz über dieſen Entſchluß einer ſo reichen Erbin, über die Eroberung einer ſo groſen Monarchie entzükkt worden ſein? dieſer Prinz aber war es nicht darüber, ſondern blos weil er einſah, daß er nun freier handeln, freier ſich allen den Ausſchweifungen würde überlaſſen können, denen er bisher ergeben geweſen war. Einem ſo ſcharfſehenden Beobachter, als der Vater des Kronprinzen war, konnte dieſe geheime Freude nicht verborgen bleiben, er berief ihn alſo zu ſich, entdekkte ihm, was derſelbe nur allein zu wiſſen glaubte, und nahm daher Gelegenheit, ihm mit allen dem Folgen bekannt zu machen, welche nothwendig entſtehen müſ-

ſen, wenn ein Monarch ſich Mätreſſen hält, und ſeine wirkliche Gattin verachtet. Er zeigte ihm die nachtheiligen Folgen dieſer Ausſchweifungen aus der Geſchichte ſelbſt. Beſonders machte er ihn darauf aufmerkſam, daß er izzt in eine mehr als zu eine kritiſche Lage komme. Die Jeſuiten waren zwar aus der ganzen Monarchie verbannt, aber ſie hatten, wie er von Fürſten von H . . . . als eine gewiſſe Wahrheit erfahren hatte, in der Monarchie noch einen ſehr mächtigen Anhang. Nicht nur die Geſchichte vergangener Zeiten, ſondern auch das Beiſpiel des verſtorbenen Monarchen, dem izt der Kronprinz in der Regierung folgen ſolte, beweißen, daß die Jeſuiten, dieſer herrſchſüchtige Orden, es jederzeit mit den Mätreſſen gehalten hatten, weil ſie wohl wuſten, daß ein Monarch, der einmahl ein Freund von ſolchen feilen Dirnen iſt, ſich auch jederzeit durch ſie dahin lenken läßt, wohin ſie wollen. Er ſtellte ihm alſo das gefährl. ſeiner Lage vor; er bewieß ihm daß wenn er in ſeinen bisherigen Ausſchweifungen fortfahren würde, die Jeſuiten gewiß dieſe günſtige Gelegenheit nicht vorbei laſſen dürf-

dürften, um ſich in ihre vorige Macht wieder einzuſezzen, um in das Reich wieder zurükzukommen. Und wie unglükklich fuhr er fort, iſt das Reich, der Monarch, in welchen Pfaffen und Mätreſſen regieren. —

Der Kronprinz, der ohnehin von der Erbprinzeſſin die liebenswürdigſte Schilderung bekommen hatte, beſchloſſ wirklich in ſeinen Herzen von ſeinen bisherigen Ausſchweifungn abzulaſſen und ſich ganz der Liebe ſeiner Gattin, und ſeines Volkes zu ergeben. Er verſprach dieſes ſeinem Vater, und befragte ihn zu gleich, weſſen Rathſchlägen er in [illegible] folgen wenn er zum Vertrauten ſeines Herzen machen, wenn er die Beſorgung der Staatsgeſchäfte übertragen, auf wen er ſich am meiſten verlaſſen könne. Der Monarch war zu ſehr von der Weisheit, und den hohen Einſichten des Fürſten von H * * * überzeugt, traute denſelben, ohne ihn zu kennen, blos darum, weil er dieſe Vermählung zu Stande gebracht und ſelbſt wieder die Anfälle der Loyoliten ſie durchgeſezzt, auch dieſe gefährlichen Feinde eines jeden Staats aus dem ganzen Reiche verbannt, ſo viel zu,

daß er auch nicht den geringſten Anſtand nahm, ſeinem Sohne dieſen Fürſten als ſeinen Rathgeber, als ſeine Stüzze anzuſehen.

Als ein Kenner des menſchlichen Herzens wußte er wohl daß zur Freundſchaft auch eine gewiſſe Gleichheit des Alters erfordert werde. Wir vertrauen unſere Geheimniſſe nur ſelten einem Manne an, der um ein beträchtliches älter oder iünger iſt, als wir ſelbſt. Der Monarch ſchlug daher ſeinem Sohn zum Vertrauten ſeines Herzens, zu ſeinem Freunde den Sohn des Fürſten von H * * * vor. Da er ihn aber noch nicht genug kannte; ſo behielt er ſich vor, denſelben während ſeinen Aufenthalt in L * * * zu prüfen, und ihn denn das Reſultat ſeiner Beobachtungen mitzutheilen. Der Kronprinz verſprach, alles zu thun, was ihm ſein weiſer, ſtaatskluger Monarch anrieth.

Wie froh war nicht der Vater, als er ſeinen Sohn auf ſo guten Wegen ſah. Um wie viel freudiger machte er izt zu der nahen Abreiſe des Kronprinzen Anſtalt. Er übertrug ſeinem zweten Sohne, auf deſſen Einſichten und Redlichkeit er ſich ganz verlaſſen konnte,

und ſeinem Lieblinge dem Miniſter von S***, den er ſchon längſt geprüft hatte, alle Staatsgeſchäfte während ſeiner Abweſenheit auf, und trat mit ſeinem Kronprinzen, und einem anſehnlichen Hofſtaate, ſeine Reiſe nach L*** an.

Achtes Kapitel.

Ankünft des Kronprinzen in L***. fürſtliche Erkenntlichkeit und Belohnung.

Die groſen Herren ſind zwar eben ſo gut Menſchen, wie wir andren ehrlichen Leute, und ſie könnten bei ihren wechſelſeitigen Beſuchen eben ſo wenige Umſtände machen, als wir. Da es aber von uralten Zeiten her, von den Zeiten her, da Saba denn weiſen Salomo beſuchte, Mode iſt, und da man alte Dinge nicht gern abſchafft; ſo kam auch unſer Monarch ſamt ſeinem Kronprinzen mit dem größten Gepränge in L... an, und ward mit vielen Feierlichkeiten daſelbſt aufgenommen.

Ich haſſe von Natur alles Gepränge, alle Feierlichkeiten; bin ſo ein ganz biederer gera-

der Mensch, und kann mich auch daher nicht entschließen, meinen Lesern eine Beschreibung von dieser Ankunft und dieser Aufnahme mitzutheilen. Sie mögen sich dieselbe, ich habe gar nichts dargegen so solenn vorstellen, als sie nur immer wollen. Ich erzähle lieber die Begebenheiten, welche auf unsern Julius eine Beziehung haben.

Der Monarch und der Kronprinz versprachen dem Fürsten von H * * *, so bald die Vermählung vor sich gegangen sein würde, seine Gattin sowohl als unsern Julius öffentlich für seine Gattin und seinen Sohn anzuerkennen. Und wenn schon sonst grose Herren nur sehr wenig gewohnt sind, Wort zu halten, so machten doch diese eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Sobald die Vermählung geschehen war, trug der Monarch der Erbprinzessin die Geschichte des Fürsten von H * * * vor, und bat sie, da dieser die einzige Ursache ihrer wechselseitigen Freundschaft und Verwandschaft sei, statt einer andern schuldigen Belohnung seine Gattin und seinen Sohn öffentlich anzuerkennen. Sie willigte um so lieber

der ein, da ſie ganz mit ihren Glükke zufrieden war. Der Monarch alſo, der Kronprinz und ſeine nunmehrige Gemalin lieſen zuvörderſt dem Fürſten von H * * * auf öffentlichem Markte eine Ehrenſäule aufrichten. Die Worte, dem Erhalter des Friedens dem Fürſten von H * * * errichtet von ſeinen Regenten ſtanden auf dieſer prachtloſen, ganz einfachen Säule. Bei Errichtung derſelben führten der Monarch und der Kronprinz nebſt ſeiner Gemalin die Gattin des Fürſten von H * * * und den . . . Geſandten Julius auf einen Altan und ſtellten ſie dem deshalb verſammelten Volke öffentlich als den Fürſten von H * * * und unſern Julius als den Sohn deſſelben vor. Zugleich ward Julius anſtatt des Grafen von L * * * zum öffentlichen Miniſter der einländiſchen Angelegenheiten ernent. Zwar verbat der Fürſt von H * * * dieſes leztere. Er kannte den Anhang des Grafen von L * * *, er wußte den Einfluſſ, den die Jeſuiten troz ihrer Verbannung noch immer in die öffentlichen Geſchäfte hatten und befürchtete daher mit gutem Grunde nachtheilige Folgen von dieſer Er-

Erhebung. Allein der Monarch, der unſern Julius während ſeines Aufenthaltes noch beſſer hatte kennen lernen, glaubte ſeinem Sohn keinen beſſern Miniſter, als eben dieſen geben zu können. Julius ward alſo gewiſſermaſſen gezwungen einem Poſten anzunehmen, der wegen der kritiſchen Lage dieſes Reichs beſonders gefährlich war.

Indeſſen hatte doch dies ſeine Glükk unſers Julius keinen Einfluſſ auf ſeinen Karakter. Er blieb immer der nämliche, der er bisher geweſen war. Nur das bewirkkte dieſe Veränderung, daß er izzt ernſtlicher als jemals daran dachte, ſeine angebetete Minna zu heurathen. Er entdekkte dieſen ſeinen Entſchluſſ ſamt der Geſchichte ſeiner Minna wo er aber vergaß oder gefliſſentlich unterließ, zu ſagen, daß die Aeltern ſeiner Minna nicht bekant ſeien, — ſeiner Mutter. Sie rieth ihm zwar von dieſer Liebe abzuſtehen, und ſchilderte ihm alle die üblen Folgen welche eine ſolche Misheurath nach ſich zieht. Allein da ſie ſah, daß er gar zu feſt darauf beharrte, ſo gab ſie endlich nach,

und

und bat ihn, sich ja nicht heimlich trauen zu lassen; sondern seine Minna nach L*** kommen zu lassen wo sie es denn schon bei ihrem Gemahl vermitteln wolle, daß er seine Erlaubniß zur Trauung gebe, und die öffentliche Anerkennung des Hofes auswirke.

Sobald Julius dieses Wort seiner Mutter hatte, schrieb er seiner Minna und beschwur sie nach L*** zu kommen. Er hatte bisher beständig mit ihr korrespondirt, und glaubte also, da sie ihn stäts von ihren guten Gesundheitsumständen unterrichtet hatte, sie binnen weniger Zeit in L*** in seinen Armen zu schließen. Aber welche Nachricht erhielt er, ehe noch sein Brief dahin gelangt war.

Der Hauptmann von S... dieser erste und beständige Freund unsers Julius berichtete ihm, daß Minna plözzlich verschwunden sei, ohne daß jemand wisse, wohin sie gekommen.

Welcher Donnerschlag für unsern Julius! Nur der Gedanke an eine beständige Vorsehung, dieser Lieblings Gedanke, der ihn nie verließ, und der ihn so oft so gute

Dien-

Dienste that, war izzt vermögend, ihn einigermaaßen zu trösten.

Die Folgen dieser plözzlichen Verschwindung, die fernern Begebenheiten unsers Julius in diesem so gefährlichen Posten, werden die Leser im zweiten Theile dieser Geschichte finden.

Ende des ersten Theils.

P.O.germ. 1146

Faustin's

des Jüngern

Reisen und Thaten

im

schwindelnden

Jahrzehend der Freiheit.

am Ende

des philosophischen Jahrhunderts.

Biblioth. Democrit. Obera

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.

1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der Herausgeber Fauſtin's des Jüngern hätte ſeinen Leſern eigentlich wenig zu ſagen. Er will ſich nur über den Titel entſchuldigen. Fauſtin der Jüngere! Er ſieht recht gut ein, daß das hämiſchen Rezenſenten, die nichts gut finden, als was ſie geſchrieben haben, — und niemand lieſt, Anlaß zu Spötte-

reyen geben wird. Er iſt darauf gefaßt, — ſo viel kann er den genannten Herren im Voraus ſagen. Er wird ſich im zweiten Bändchen, — deſſen Erſcheinung man jetzt nicht beſtimmen kann, über dies — ſo wie über mehreres weitläuftiger erklären. Weiter hat er auch kein Wort zu ſagen.

Faustens des Jüngern
Fahrten.

Einleitung.

So lange ich, der Herausgeber dieses Werks, dem wir einen recht artigen Titel zu geben nicht unterlassen haben, (ein guter Freund hat nämlich geholfen, drum spreche ich: Wir) auf diesem Planeten, den man jetzt Erde, und vor einem Jahrzehend und darüber, als die Siegwaertianer ihr Unwesen trieben, Jammerthal, Thränenthal nannte; so lange ich also auf der Erde herumgetrollt bin, soll ich, wie man mir das sehr oft mit einer edlen Naivetät unter den Bart warf — ein eigner Schlag von Menschen oder ein wunderlicher Kauz gewesen seyn. Auch muß ich gestehen, daß ich das bestens acceptire, und nicht übel Lust habe, auf diesem Planeten — den man nun nennen mag — wie man im

mer will — noch recht lange zu bleiben; denn Hufelands Kunst das menschliche Leben zu verlängern, welche Kunst, unser uns gesagt, der wahre und einzige Stein der Weisen ist, ist mein tägliches Studium. Dies unschätzbare Buch liegt stets auf meinem Pulte, liegt auf einem Tische, der neben dem Bette steht (denn ich lulle mich abends fast immer durch die geistreiche Lektüre der Geister-, Zauber- und Hexensagen, mit denen uns die beliebtesten Schriftsteller — wie uns die Verleger derselben versichern — beschenken, in den Schlaf); ja man findet Hufelands berühmtes Buch sogar an einem Orte, den mir die Schaamhaftigkeit zu nennen verbietet, der aber recht eigentlich dazu bestimmt ist, die Mosaische Schöpfungsurkunde, welche da sagt, daß der Mensch aus einem Erdenkloße gemacht sey, ausser alle Zweifel zu setzen, und wenn sie selbst der Witz eines Bayle erfand.

Meine Freunde spotten über die Sorgfalt, die ich für die Verlängerung meines Lebens trage, und über die Gewohnheit, zu dem Jenaischen Gesundheits-Orakelbuche meine Zuflucht zu nehmen, ehe ich etwas thue, wovon ich noch nicht gewiß weiß,

bis es mir nicht schaden könnte; aber so thun gewiß Unrecht! Es hat einen großen Nutzen für mich, und gewiß noch mehr für meine Nachkommenschaft; denn es ist gewiß sehr gut, wenn man sich in allen einen bestimmten Plan der Ordnung entwirft. Auch habe ich in einem ähnlichen Falle einen sehr berühmten Vorgänger an einem unserer berühmtesten Dichter, dem es seine Freunde auch im Scherz zum Vorwurfe machten, daß Adelungs Wörterbuch auf seinem Tische aufgenäget läge. Ich will nun einmal so handeln, wie ich handle, weil mir ein langes Leben gewiß eben so viel gilt, als dem erwähnten Dichter die so zweideutige Dichter-Unsterblichkeit. Mich kann nun einmal in meinem Plane nichts irre machen.

Unsern jungen Schriftstellern und Dichtern, überhaupt allen denen, die sich mit, von und durch die Feder nähren, rathe ich so freundschaftlich als brüderlich, dem Beispiele des erwähnten Dichters zu folgen; dann würden endlich die Klagen der Recensenten über pilgrammatikalisches und undeutsches Gewäsche, mit denen (oder mit dem? ich weiß wahrlich nicht, wie ich hier sagen soll!) sie uns

behelligen, aufhören. Denn es ist gar fein, wenn man das, was man sich nun einmal zu Egge und Pflug (wie man zu sagen pflegt), erwählt hat, recht ordentlich und kunstmäßig handhaben kann.

Man sieht, ich habe so meine eigene Art, denn ich fange da an, wo ich — billiger Weise — hätte aufhören sollen. Diese Einleitung wäre, — etwas weitläuftiger ausgeführt — eine Beilage, oder wie die neuere Mode der Literatur will, ein gar schöner Appendix oder Schalttag geworden. Doch das schadet nichts! man lasse mir immer meine Weise. Sie ist, unter den verschiedenen, die das Heer der deutschen Schriftsteller angenommen hat, nicht die beste, doch aber auch nicht die allerschlechteste — Mir geht es in meinem Alter, das schon tief in die Jahre eines Mannes vorgerückt ist, doch oft noch wie den jungen Brauseköpfen, die sich so gern „Genie's" nennen. Wenn ich mir nur die Hörner ein wenig werde abgestoßen haben, dann soll die Erzählung in dem ruhigen Bette der Geschichte fein still und geräuschlos fortfließen: jetzt — in dieser Einleitung nämlich, die ich auch füglich er-

stes Kapitel hätte nennen können, wenn ich nicht gern meinem Kopfe folgte, und die Ungezogenheit hätte, meine Schooskinder über alle Maaßen zu lieben — jetzt, sage ich, muß man mir schon einige Seitensprünge erlauben. Ein gewisses Etwas, dem ich in der That keinen rechten, es richtig bezeichnenden Namen geben kann, soll mich schon von allen ungezogenen Seitensprüngen zurückhalten. Freilich bin ich in die Nothwendigkeit versetzt (ich hätte bald gesagt: traurige Nothwendigkeit, wenn mich meine — meine — meine — nun da steht das Wort, so sehr sich die Feder auch sträubte! — meine Eigenliebe nicht beim Ohr erwischt, und gewaltig gerauft hätte), noch einige Zeit von mir, meinem Ich, oder vielmehr von dem Ich Faustins des Jüngern zu reden; aber muß das nicht seyn? Der Mann, der mich lesen will, muß doch erst wissen mit wem er es zu thun hat, und sehen ob — das der ist, der ihm die Zeit angenehm vertreiben kann oder nicht. Producire ich mich nun nicht gleich zu Anfange anständig, — o wehe! denn ists um mich geschehen. Ei nun — was sollte ich mir denn da lange dergleichen traurige Gedanken machen, und mich mit einer Legion

Zweifel herumschlagen! Wer weiß, ob mir der Leser auch allemal gefallen würde, wenn ich ihn sehen und ihm die Laterne unter das Gesicht halten könnte. Für den Schriftsteller, der sich selbst nicht recht sicher weiß, ist es freilich ein Uebel, daß seine geistige Natur jedem Leser offen da liegt, und dieser nun all seine Adern, Nerven, mit einem Worte sein geistiges Uhrwerk mit der kritischen Sonde untersuchen kann.

Freilich, wer eine heile Haut hat, spricht Hamlet. Doch, dem sey nun, wie ihm wolle — alta manet mente repostum! Ich habe jetzt weit wichtigere Sachen noch mit dem Leser abzumachen; denn es ist nöthig, daß ich ihn doch ein wenig näher mit mir bekannt mache. Lege ja niemand das falsch aus; ich muß im voraus wider jede mir nachtheilige Verandglossung feierlich protestiren. — Große Männer, das heißt solche, die einen hohen Posten im Staate begleiten, kündigen sich immer gleich durch ein gewisses air an, wenn sie in einer Gesellschaft erscheinen. Man sieht es ihnen in ihrem ganzen Wesen an, — daß sie große Männer sind. Sie haben daher nicht erst nöthig sich zu nen-

nen, man ist durch das nie, das sie sich zu geben wissen, schon von ihren Eigenschaften unterrichtet. Mit einem Schriftsteller — ist es nun freilich eine ganz andere Sache — zumal in unserm lieben deutschen Vaterlande, in welchem Schriftstellerei beinahe unter die verachteten Künste gehört. Der Leser ist immer gemeint, er müsse den Mann, der sich närrisches Zeug schreiben könne, erst sehen, um dann, wie weiland Lavater, prophetischen Andenkens, aus seiner Stirne, seinen Augen, Einschnitt der Stirne, Spaltung des Mundes u. s. w. herauszuklauben, ob das auch der Mann sey, der ihn unterhalten könne. In diesem Falle ist es denn recht sehr gut, wenn die Freigebigkeit des Verlegers und die — Eitelkeit des Verfassers brüderlich Hand in Hand gehen, und das Portrait des Verfassers, wie er leibt und lebt, vor dem Werke — als — Warnungspfahl, Schlagbaum, oder wie man es sonst nennen will, oder als Lockspeise, freundlich winkender Genius aufgehängt ist. — Die Damen, die die Lektüre lieben, sollen dies vorzüglich sehr gern sehen, und ein Werk des Witzes wird oft dann erst sein Glück machen, wenn ihm dieser so schön empfehlende Fürsprecher nicht fehlt.

Aber leider ist der Verfasser Faustin des Jüngern nicht gemeint, seinem Werkchen diese empfehlende Ausstattung mitzugeben — weil — er wirklich dadurch verlieren würde, denn eine kleine — breite — aufgestülpte, überdem auch plattgedrückte Negernase, zwei kleine Augen, die, mit noch sechs andern von der nämlichen Größe multiplicirt, kaum um die Hälfte so groß seyn würden, als das schöne Sieraugo, das Vater Homer an der Gemahlin Jupiters rühmt: ein aufgeworfner Mund, der auch die lüsternsten Damen eben nicht zum Küssen einladen dürfte, und, wenn er lächeln will, sich zum ekelhaftesten Grinsen verzerrt — Eine Stirn, die in zwei Absätze getheilt, den Erhöhungen und Absenkungen an einem zackigten Felsen nicht unähnlich: — alles dies zusammengenommen, und in ein Ganzes gebracht, ist mein Konterfei, wie es leibt und lebt, — und vor dem ich oft, wenn es mir aus dem Spiegel entgegengrinßt, selbst erschrecke, und mich wehmüthig frage: bist du denn das auch selbst? — Das müßte der Maler — wenn er mir nicht schmeicheln wollte, getreu darstellen, und ich besitze nicht Eitelkeit genug, daß ich darüber mit ihm hadern würde. Aber wäre das wohl

geschickt, die Leser zu meinem Vortheile einzunehmen? Wie die Sachen jetzt stehen, glaube ich das kaum, denn ein glattes Gesicht ist, wie schon Sokrates der Weise und Lehrer, eine vollgültige Empfehlung an jedermann, besonders an die schöne Welt.

Erschrecken Sie nur nicht, meine Damen! ich bin warlich so häßlich, als ich mich jetzt geschildert habe, und wohl noch häßlicher, denn ich habe die bleiche Aschenfarbe meiner Haut und zwei große Warzen vergessen, und will denn hiemit diesen noch fehlenden Zug meiner Häßlichkeit, der das Gemählde vollendet, schuldigst nachtragen.

Hu! hu! da möchte einem ja die Haut schaudern! Ich sollte das eigentlich auch denken, und doch kann ich Ihnen versichern, daß ich Beweise vom Gegentheil gefunden habe.

„Nicht möglich!"

O! nur zu gut ist es möglich, denn ich habe die Beweise davon in Händen, und nun wird man mir doch glauben! Unglaublich scheint es, aber es ist darum doch wahr. Eine schöne, sehr schöne Dame fand mich —

trotz daß ich ein wahres Originalgenie der Häßlichkeit bin, ganz allerliebst.

Ein wahres Originalgenie der Häßlichkeit?

Im Ernst, das bin ich, und kann mich wohl mit mehrerm Rechte so nennen, als mancher Dichter seine Schauspiele oder Romane Original-Schauspiele und Romane nennt.

Eine junge Gräfin, die an einen Gegenfüßler von mir, d. h. ein wahres Original der Schönheit, vermählt werden sollte, war zum Sterben in mich verliebt. Ach! wenn ich, wie die jungen Damenhelden unserer Zeiten prahlen wollte, ich wollte Ihnen Wunderdinge von meinen Eroberungen in der Damenwelt erzählen. Ich bin — um nur wenig zu sagen — der zweite Alexander oder der zweite Buonaparte für das schöne Geschlecht gewesen.

Erklären kann ich es mir wohl manchmal selbst nicht, wer weiß aber, ob die beiden großen Männer, mit denen ich mich verglichen habe, auch allemal bestimmte Rechenschaft von ihren Siegen werden geben können.

Das schöne Geschlecht — hat — man weiß es ja wohl, je zuweilen sonderbaren Geschmack, — und jede Waare, sey sie nun so schlecht als sie immer wolle, findet — die Erfahrung lehrt es — endlich ihren Käufer, und so hat denn auch mein häßliches Gesicht seine Käufer gefunden, und würde noch mehr annehmliche und preißwürdige Käufer haben finden können, wenn dem Besitzer, d. i. meinem Ich etwas daran gelegen gewesen wäre. So stolz und anmaßend das denn auch gesprochen seyn dürfte, so ist es nichts desto weniger wahr. Aber ich hatte immer meine vollgültigen Ursachen, warum ich mich niemals zu weit einließ.

Ich bin genöthigt gewesen, einige Zeit von mir selbst zu sprechen. Das erlaubt denn nun freilich der gute Ton nicht; aber ich habe nun einmal darwider gesündigt. Schriftsteller, und die ganze Gilde der Menschen, die von ihrem Genie lebt, oder doch von diesem zu leben vorgiebt, (denn die meisten glauben doch den Stein der Weisen, Genie genannt, zu besitzen, und tummeln in diesem lieblichen Wahn dahin); sollen ein gar eitles Völkchen seyn. Ich will es gern zugeben,

denn ich ſehe es an mir — ich mache wenigſtens keine Ausnahme. Warum wollte ich denn beſſer ſeyn, als meine Mitbrüder? — Man verzeihe mir, daß ich jetzt ſo viel von meinem äuſſerlichen Geſichts-Ich, das, mit mir nun wiſſen, nicht das einladendſte iſt, geſprochen habe.

Ich und meine Herren Brüder thun es nun einmal nicht anders.

Viele der berühmteſten Maler haben ſich ſelbſt in ihren Gemälden mitgemalt, und ihrem werthen Ich eben keinen zu unbedeutenden Platz angewieſen — und wer verargt es ihnen? Gewiß nicht der, welcher in ſeinen Busen gegriffen hat, und in die Tiefe ſeiner Seele hinabgeſtiegen iſt, und ſeinem Herzen auf allen Schleifwegen nachgeſchlichen iſt —

Noch neuerdings hat ein ſehr beliebter Schriftſteller, — deſſen ſchöngeiſterische Werke von ſaurender Gelehrſamkeit und Belesenheit ſtrotzen, — das nämliche gethan. Auch er hat ſein pöbliſches Ich öffentlich zur Schau ausgehangen, und ſogar ſeinen ererbten Dockenfuß nicht vergeſſen.

Wie ich noch auf der hohen Schule zu Leipzig war, und für arme Sünder, die wenn auch keine Kenntniſſe, doch den ſchön klingenden und imponirenden Titel eines Doktors mit nach Hauſe bringen wollten, Diſputationen ſchrieb, hatte ich mich in die unter Gelehrten ſo löbliche Mode, ihre gelehrten Streitſchriften mit Citaten auszuſchmücken, ſo hineinſtudirt, daß es ſich zu einer Preisfrage qualificirte: ob die Citata oder der Text das Plus ſey? Aber leider bin ich ſeit langen Jahren von der hohen Schule weg, und ganz aus der Routine gekommen, ſonſt würde ich es jetzt eben ſo machen, um dem eben geſagten ein größeres Gewicht zu geben — Ich muß freilich jetzt ſo ungern und ſauer es mir eingeht, darauf Verzicht thun. Lügen würde ich, wenn ich ſagen wollte, daß mich das nicht kränkte. Es iſt ja ſo etwas köſtliches um den gelehrten Prunk. — Wenn man nicht gegen jeden Ueberläufer mit Beſtand Rechtens einen übeln Verdacht hegte, ſo könnte ich manches Geheimniß der Gilde der Diputationenſchreiber verrathen, das die Welt — die gelehrte Welt nämlich — in Erſtaunen ſetzen würde.

Aber, wie ſchon geſagt; Ueberläufer finden keinen Glauben!

Und nun, lieber Leſer, ſey hiemit dieſe Einleitung geſchloſſen. Sie iſt das einzige, was ich an dieſem Buche mein nennen darf, denn an den nachfolgenden Fahrten und Reiſen Fauſtin des Jüngern habe ich keinen Theil, die Handſchrift wurde mir von einem meiner Bekannten in der letzten Leipziger Michael-Meſſe eingehändigt, mit der Bitte: die Materialien zu ordnen, und dann das Ganze — wenn ſich ein Verleger dazu finden würde — „ans Licht zu ſtellen", wie man vor Alters ſagte. Das that ich denn ſo gern, als bereitwillig, wie der Curialſtil der Höflichkeit es befiehlt.

Muth gefaßt, lieber Leſer! immer friſch gewagt! „Fauſtins des Jüngern Reiſen und Fahrten!" Ja! ja! ſo heißt das Buch.

„War es nicht neulich in den Zeitungen angekündigt?" Ganz recht mein Herr! Sie irren nicht! Ich ſelbſt — der Herausgeber, habe dieſe Ankündigung gemacht, weil ich, als Herausgeber, doch am beſten wiſſen muß, ob das Buch gut oder ſchlecht iſt. So

ist es jetzt Ton allein hier, Sie dürften sich darüber gar nicht wundern. Freilich mag es zu Ihren Zeiten anders gewesen seyn, was kümmert mich aber das? Wir sind um einige Jahrzehende seit der Zeit vorgerückt, und ich versichere Ihnen, daß der Ton, der jetzt in der literarischen Welt Mode ist, sehr gut ist. Man findet wirklich seine Rechnung dabei, wenn man sich nach diesem Tone bequemt.

Sie haben hier ein Beispiel, das alles erläutert und allen Streit aufhebt. — Diese Ankündigung, die Sie auf Faustin des Jüngern Reisen und Fahrten aufmerksam gemacht hat, — hat mich — den Herausgeber — zum Verfasser — und ich war bis jetzt der Einzige, der etwas Gutes von dem Buche sagen konnte, weil nur ich es bis jetzt gelesen hatte, wenn Sie den Censor — Setzer und Korrektor ausnehmen wollen. — Gutes mußte aber nun einmal von dem Buche gesagt werden, und so that ich es. — Sehen Sie mein Herr diese Freiheit, selbst Gutes von einem Buche zu sagen, — dessen Herausgeber man ist — entschuldigt nicht nur der jetzige Mode-Ton unter den Schriftstellern, sondern er billigt und heiligt sie sogar.

Nicht wahr, mein Herr, Ihr Kopfschütteln verliert sich nach und nach? — Ja! ja! sagen sich ein Lächeln des Beifalls um ihre Wangen spielen, und die bedenklichen Falten des Ernstes und der Mißbilligung sich ausglätten.

Wäre es, wie gesagt, jetzt nicht Ton, sein eigner Trompeter zu seyn, so hätte ich die Ankündigung nicht machen, Sie hätten dieselbe nicht lesen können, und wären also nicht aufmerksam auf das Buch geworden, dessen Herausgeber und Lobredner ich bin.

Was das geschadet hätte?

Viel mein Herr! recht sehr viel. Sehen Sie — Sie empfahlen es gewiß dem und jenem ihrer guten Bekannten — ich weiß das sicher, als ein andelmäßiges Buch, in welchem der teufelt Zeug steht: der empfiehlt es wieder einem andern, und so fort. — Unter funfzig — und ich rechne noch sehr wenig — kauft es doch wenigstens einer; — denken sie nur einmal den Gedanken! Doch das können Sie nicht, wenn Sie nicht selbst die literarischen Vaterfreuden empfunden haben — das ist ein Gefühl

fühl ohne Gleichen, warlich, der Gedanke macht mich schwindeln!

Ich kann warlich nicht weiter! Die Freude, das Entzücken, in das mich diese frohen Aussichten setzen, werfen mir einen gewaltigen Schlagbaum vor! —

Ach! gesegnet sey doch die jetzige Mode! Es leben die Ankündigungen!

Nicht wahr, meine lieben Mitbrüder?

O! still meine Herren! Ihr Geschrey zerreißt mir die Ohren.

Doch ich hätte es mir schon denken können, daß Sie mir im vollstimmenden Chorus antworten würden.

Das sind ja aber Stimmen, so kraus, bunt und verworren durcheinander, wie — wie — beim Thurmbau zu Babel. Ich kann mir nicht helfen, und mußte schon einmal ein abgenutztes Gleichniß brauchen.

Und nun mein Herr, der Sie vorhin dem Tone, der in der literarischen Welt jetzt der herrschende ist, keinen Geschmack abgewinnen konnten — hätten wir einander ver-

ständigt. — Merken Sie sich noch dies: vielleicht lesen Sie zur nächsten Messe wieder ein Werk von dem Verfasser Faustin des Jüngern angekündigt. Da dürfte die Ankündigung aber schon anders anheben. Ich werde da den bescheiden-stolzen und stolz-bescheidnen Ton, der nie seine Wirkung verfehlt, wählen, und die Ankündigung dürfte vielleicht so anheben:

„Der verehrte (denn beliebt ist zu erregen) Verfasser des Faustin des Jüngern, hat das Publikum wieder mit einem interessanten Werke beschenkt. Man kennt seine Manier, seine beißende Lauge, deren ätzende Lauge die Krebsschäden der jetzigen Zeit, so scharf wäscht. Ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben um — Thlr. — gr.

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Das ist er.

Zu Nutz und Frommen der lieben Seelenkunde, für die man in unsern jetzigen Zeiten so viel thut, wie die Mesmerologie des Mehreren besagen, sollte ich denn nun wohl hier, ehe ich meine großen Wanderungen antrete, die Geschichte meiner Kinderjahre schreiben, — das wäre doch der Anfang eines psychologischen Romans. Aber ich kann es nun einmal nicht über mich gewinnen, einen Beitrag zur Psychologie zu liefern, und will also auch den Leser nicht durch die unfruchtbare, russische Steppe meiner Kindheit führen. Wozu im Sande waden, wenn man auf gebahnten Wegen gehen kann?

Ich war gebohren den 14. August. — Doch das darf jetzt noch nicht kommen. Dem Leser und mir würde ich ein großes Vergnügen

rauben. Also davon jetzt kein Wort. Kommt Zeit, kommt Rath.

Juchhei! sagte ich zu mir selber, wie ich das letzte Stück in meinen Koffer legte. Juchhei! Nun soll ein ganz anderes Leben angehen! —

Ich war Hofmeister bei dem Grafen von L . . . gewesen, und hatte meine Entlassung von ihm gefordert, weil er ein alter Pedant war, der seine Kinder nach der alten Methode, wie sein Urgroßvater erzogen worden, wollte erzogen wissen. Das war nun nicht nach meinem Sinne, und ich hätte längst meinen Stab weiter gesetzt, wenn mich nicht zwei sehr wichtige Ursachen davon abgehalten hätten.

Die erste Ursache, die mir, aufrichtig gesprochen, sehr am Herzen lag, und die mich immer noch bei dem pedantischen Grafen aufgehalten hatte, war die Hoffnung, daß ich durch meine Ueberredungskunst, die ich im eigentlichsten Sinne des Wortes an ihn verschwendete, eine Diversion in seinem gothischen Systeme der Erziehung machen könnte. An meinem guten Willen lag es nicht, wenn das nicht geschah. Aber leider wollte

meine Gerechtsamkeit bei ihm nicht verfangen; ich kämpfte gegen einen Riesen. Die zweite Ursache, die mich immer noch zum Bleiben genöthigt hatte, war — die Hoffnung — eine sichere Aussicht in die Zukunft, denn ich selbst hatte kein Vermögen, war, was heut zu Tage alles gilt, ohne Gönner, die mein Glück hätten machen können, — und hatte eine alte Frau, die sich meine Mutter nannte, (denn bestimmt wußte ich es damals nicht, ob sie auch in der That meine Mutter war, weil über meiner Geburt ein geheimnißvolles Dunkel lag) zu ernähren. Also mußte ich bleiben, so sauer mir das auch ankam.

Mit ängstlich sehnenden Blicken hatte ich meine Augen auf eine von den vielen Erziehungsanstalten in Deutschland gerichtet, und wünschte in einer derselben als Lehrer angestellt zu werden. Aber es wollte sich kein Platz für mich finden, so sehr ich auch meine Bedingungen herabstimmte. Dies that ich in der Absicht, um dadurch als außerordentlicher Lehrer eher aufgenommen zu werden. Doch war mein Enthusiasmus gestiegen — daß ich lieber im niederdrückenden Sinne des Wortes um eine Stelle in einem Institute

arbeiten wollte, das, wie ich gewiß glaubte, das Ideal der bestmöglichsten Erziehungsmethode seyn mußte. Ich schrieb seit einigen Jahren immer an einen meiner Freunde, der mit dem Direktor einer Erziehungsanstalt in der genauesten Verbindung stand, und erwüdete ihn fast mit meinen Bitten, aber leider vergebens.

Endlich nach langem Harren und bangem Sehnen lächelte mich Fortuna an. Meine angebliche Mutter meldete mir eines Tages mit wenig Worten, daß ich ungesäumt zu ihr kommen sollte, indem mich eine sehr angenehme Nachricht bei ihr erwartete. Welche angenehme Nachricht mir meine Phantasie und Wünsche vorgauckelten, kann man sich wohl leicht denken. Ich eilte — ich flog auf den Flügeln der süßesten Hoffnung zu meiner angeblichen Mutter. Sie eilte mir freudig in die Arme.

„Die Vorsehung hat uns großes Heil angedeihen lassen!" sagte sie zu mir.

Ich kenne nur ein Heil! erwiederte ich ihr.

Lächelnd trat sie vor mich, stemmte die Arme unter, und sah mir schelmisch ins Gesicht.

Nun was meinst du wohl, lieber Sohn? fragte sie mich.

Ich konnte ihr nichts antworten.

Sie nahm mich unter den Arm, führte mich an eine Commode, öffnete diese hoch- und ein Haufen Geld — wie ich ihn in meinem Leben noch nicht geschen hatte, schimmerte mir mit seinem reitzenden, verführerischen Glanz entgegen. Ich trat einen Schritt zurück, — denn in dem Augenblick schoß ein Gedanke durch mein Gehirn, der mir eine reitzende Aussicht wie sie mich schon in meinen Träumen beschäftigt hatte, in der Zukunft öffnete.

Ja! ja! so rief ich in der Freude meines überströmenden Herzens, so soll es seyn. Ich hatte bei diesen Worten meine Mutter umarmt, sie heftig in meine Arme geschlossen, und sie wohl ein wenig unsanft gedrückt. Der Schrei der ihr entfuhr, und ein unwilliger Blick, den sie auf mich warf, und mit den Worten: was beginnst du denn? begleitet, sagte mir das.

Und du ermißt nicht, wie ich zu diesem Geld gekommen bin? sagte sie nach einer Weile.

Darauf hatte ich in der Freude meines Herzens gar nicht gedacht. Mir war es auch nichts weniger als angenehm, daß ich jetzt in meinen Phantasien gestört wurde.

Meine Mutter mußte ihre Frage noch einmal wiederhohlen.

Ich daran habe ich noch noch gar nicht gedacht! erwiederte ich ihr. Mich beschäftigt jetzt ein ganz anderer Plan.

Sie ließ sich durch meinen Plan, den ich in meinem Kopfe auf- und niederwälzte, nicht irre machen, ich mußte ihre Erzählung anhören. Sie hatte, so erzählte sie mir nämlich, von dem Gelde, das ich ihr zu ihrem nothdürftigen Unterhalt gab, noch überdies eine nicht unbeträchtliche Nebenausgabe mit bestritten. Vor einigen Jahren hatte sie ein glückweissagender Traum aufmerksam gemacht, sie hatte — in die Lotterie gelegt, in der süssesten Hoffnung, die ihr der Traum nur allzu wahrscheinlich vorgaukelte, — durch einen nahmhaften Gewinn ihre und meine beschränkte Lage zu verbessern. Mir hatte sie das — aus welchen Gründen, wird man leicht errathen — weislich verschwiegen.

Gesegnet Feyen doch die Träume, und Traumbücher, und die Lotterie! rief ich jetzt in der überströmenden Freude meines Herzens aus.

Aber was fangen wir nun mit dem Gelde an? fragte mich meine Mutter, wenn man nur einen kleinen Fond hat, fuhr sie mit geschwätziger Zunge fort, kann man schon etwas erwerben, wenn man nur thätig ist.

Ja wohl! antwortete ich. Was wir mit dem Gelde anfangen wollen? Recht gut wollen wir es anlegen, es soll uns und der Menschheit hundertfältige Zinsen tragen, — noch aufkommende Generationen einen wohlthätigen Einfluß haben.

Denke doch erst an uns — mit der Menschheit und den kommenden Generationen, für die unser Geld wuchern soll, hat es noch Zeit; wir müssen sehen, wo wir bleiben. So sagte meine Mutter mit verdrüßlichem Tone der Stimme.

Ich denke das auch liebe Mutter, sagte ich etwas sanfter, denn mir lag jetzt gar viel daran, sie so schonend als möglich zu behan-

dete, und sie für meinen Plan zu gewinnen. Aber, fuhr ich fort, und gab mir ein recht pfiffiges Ansehen, kann nicht beides, unser Interesse und der Nutzen für kommende Jahrhunderte, der Segen der Menschheit, mit einander bestehen?

Meine Mütter, die unter uns gesagt, ein wenig an dem Gütern der Welt hieng, und dem Ausspruche des jüdischen Weisheits-Predigers: es ist alles eitel, wenig Geschmack abgewinnen konnte, und in diesem Falle ihre eigenen Gedanken hatte, sah mich forschend an, wie ich ihr das sagte.

Nun das ließe sich eher hören, entgegnete sie mir. Du weißt nicht, wie wehe es thut, wenn man nichts hat. — Nun laß doch einmal deinen Plan hören, ich will doch sehen, ob dich das viele Studieren klug und gescheit gemacht hat.

Sehen Sie, liebe Mutter, hub ich mit einer recht spekulativen Miene an, als hätte ich die vielen Procente, die mein Plan abwerfen würde, schon in natura vor mir liegen sehen Sie, die Menschen haben nichts wichtigeres, als Erziehung, dies ist ein un-

süßlicher Satz: — Erziehung des Menschen für eine bessere Welt, ist der Plan der Gottheit, und der, welcher hier auf dieser Welt der Gottheit vorarbeitet, wird einst reichlich belohnt werden.

Meine Mutter sah mich mit großen Augen an, und in ihren Mienen glaubte ich die Frage zu lesen: ob ich sie zum Besten haben wollte?

Was soll denn aber das hier — mein Sohn? sagte sie mit einer Stimme, die sanft seyn sollte, ihren innern, geheimen Verdruß aber sehr schlecht verbarg.

Lassen Sie mich nur ausreden, erwiederte ich, und fuhr fort, ihr meinen Plan weitläuftig, und von der lukrativen Seite wohl aufgestuzt, vorzutragen. Ich wollte nämlich — man denke nur — ein Erziehungsinstitut anlegen; — der Entwurf war mir das Geringste. Mit den reitzendsten, lockendsten Farben schilderte ich ihr die Vortheile, die für uns aus einem Erziehungs-Institute erwachsen würde. Das Gemählde war in der That verführerisch genug; auch hatte ich die Vortheile, auf unserer Seite ein

wenig zu hoch angeschlagen; aber Gott weiß, an wem die Schuld lag! meine Mutter hatte keine Ohren für meinen Plan, den ich unbedachtsam genug, ohne zu wissen, ob unser Fond hinreichend seyn würde, entworfen hatte.

Was? sagte meine Mutter, und stand unwillig auf, weiter weißt du nichts? Ich dachte wunder, was du verschlagen würdest!

Und ist das nichts? erwiederte ich heftig! Ist der Gewinn nicht augenscheinlich?

Nein das ist nichts! ich sehe es schon, erwiederte sie, ich muß wohl selbst sorgen. Was — ich sollte sehen, daß mein Sohn weiter nichts ist, als ein Schulmeister wäre — und sich mit schmutzigen Jungen den ganzen Tag herum zankt — um für das Beste einer kommenden Generation, die ihm seine Mühe nicht einmal belohnen könnte, zu arbeiten. Und was hätten denn wir davon? Einige elende Batzen, die du Sonnabends einstreichest, und von denen du nicht einmal kümmerlich würdest leben können. Nein, daß wird nichts daraus!

Zweites Kapitel.

Die Rechnung ohne den Wirth.

Ich schwieg, weil ich meine Mutter kannte. Sie war nun einmal im Harnisch, und ich hätte alles verdorben, wenn ich heute noch weiter in sie hätte dringen wollen. Aber fest stand der Entschluß vor meiner Seele: an ihren Vorurtheilen zum Ritter zu werden; und ich beschäftigte mich mit dem Plane zu diesem für mich so entscheidend wichtige Turniere. Das war es auch in der That; denn es ist ein schweres Wagestück, — werth des Schweißes der Edlen, — gegen Vorurtheile, hier, wie das bei meiner Mutter der Fall war, überdies von einer so mächtigen Leidenschaft, als der Geiz ist, neue Nahrung bekamen, zu Felde zu ziehen.

Das Wagestück war groß, und dennoch hatte ich Muth, es bestehen zu wollen, und

ritterlich zu kämpfen, denn ich kämpfte ja für meine Lieblingsideen, von deren Realisirung das Glück meines Lebens, meine Zufriedenheit abhieng. — Ich, der Direktor einer Erziehungsanstalt, deren Lob bald durch ganz Deutschland — ja vielleicht noch weiter ertönte. — Ich durfte mir den Gedanken gar nicht denken, wenn nicht alle meine Sinne schwindeln, und im raschen Wirbel fliegen sollten.

Mein Bekehrungswerk griff ich mit aller nur erdenklichen Feinheit an. Das kann man gleich daraus sehen, daß ich meine Mutter in kurzer Zeit ganz auf meiner Seite gebracht, und sie für meinen Plan gestimmt hatte. Ja, es war mir sogar gelungen, ihr den nämlichen Enthusiasmus für den Plan, der meine ganze Seele füllte, einzuhauchen. Schwärmerei ist ansteckend! — nur ein kleiner Funke, aber gebt ihm immer Nahrung, und er wird bald zur Flamme empor schlagen.

Meine Mutter gefiel sich selbst, wenn sie sich als die Mutter des Direktors einer Erziehungsanstalt dachte. Sie hatte die Besorgung des ökonomischen Theils derselben

übernommen, und war schon ein Stück so gescheidt, daß ich je zuweilen über sie lächeln mußte. — Ich schrieb an einige meiner gelehrten Freunde, legte ihnen meinen Plan zur Prüfung vor, und schrieb zugleich noch an andere, um sie zu Lehrern in meinem Institute anzunehmen. Es gieng alles recht gut, schon hatte ich in der Nähe einer großen Stadt ein geräumiges Haus gemiethet; einige meiner Freunde hatten mir versprochen, gegen einen mäßigen Gehalt meine Gehülfen zu seyn. In einem halben Jahre glaubte ich völlig eingerichtet zu seyn. Schon hatte ich eine nahmhafte Summe ausgegeben, — und Gott weiß es, wie mir der unselige Einfall gerade auch jetzt in den Kopf kommen mußte, ich zählte unsern Reichthum nach — und fand, daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, daß mir meine Uebereilung einen dummen — einen recht dummen Streich gespielt hatte. Freilich wäre es weiser gewesen, wenn ich das eher gethan hätte; aber mich blendete der lockende Glanz des Geldes, und meine Lieblingsidee hatte alle meine Sinne umnebelt. — Die Summe, die meine Mutter gewonnen hatte, reichte bei weitem nicht so weit, die Unkosten eines

Hasserus der Arzt zu bestreiten. Meine Lage war schrecklich — man denke sie sich nur einmal; von allen meinen Himmeln war ich herabgestürzt, — alle meine schönen Träume waren verschwunden. Was sollte ich nun anfangen? Was würde meine Mutter sagen, die sich in meinen Lieblingsplan ganz hineingedacht, und — als meine Mitgehülfin sich ein rechtes Air zu geben vorgenommen hatte? Das war es, was mich am meisten ängstete. Ich vergaß meine Leiden, wenn ich mir die ihrigen dachte; aber — ich hatte mich umsonst geängstigt — meine Mutter starb, noch ehe sie den Schlag erfuhr, der wahrscheinlich ihrem Leben den Todesstreich versetzt hätte. —

Was sollte ich nun anfangen? Die Summe, die ich noch mein nennen konnte, reichte nicht hin, den Plan auszuführen, der mich nun schon so lange beschäftigt hatte, und der mit meinem Wesen wie zusammenschwistert worden war. In der Angst meines Herzens entdeckte ich mich einem meiner Freunde; er hörte mich ruhig an, und lächelte, aber noch schwieg er. Was soll ich nun anfangen, wie mich aus diesem Handel her-

herauswickeln, ohne eine Miene hinzuthun, die ein lächerliches Licht auf mich werfen könnte.

Mein Freund lächelte noch immer. Freilich! sagte er nach einer Pause, hätten Sie vorsichtiger zu Werke gehen sollen!

Wer kann das allemal? fragte ich.

Sie haben es bewiesen! sagte er. Doch wundere ich mich, wie Sie sich jetzt nicht auf eine gute Art herauswickeln können. Es liegt doch so leicht vor Ihnen. —

Ich schüttelte den Kopf, wie einer der seinem Verstande nicht gern ein schlechtes Kompliment machen will, — und doch nicht weiß, was er sagen soll.

Mein Freund weidete sich, wie es schien, einige Zeit an meiner Verlegenheit.

Ihre Mutter ist gestorben! sprach er nach einer Pause.

Aber was soll denn das? fragte ich.

O! über den Kurzsichtigen, entgegnete er. Sehen Sie, mein kluger Herr, ein Institut der Art kann doch warlich nicht ohne ein

weibliches Wesen bestehen, das den ökonomischen Theil desselben besorgt. Ihre Mutter ist gestorben, dies ganze Project zerschlägt sich also von selbst. Sie kündigen das dem Publikum an, bedauern, daß Sie für jetzt ein so gemeinnütziges Institut aufgeben müßten. Doch das werden Sie ja schon selbst so einrichten, daß es recht artig und schön klingt.

Jetzt fiel es mir, wie eine Decke von den Augen. Ich folgte dem Rathe meines Freundes. Er hatte richtig gerechnet. In verschiedenen Briefen, die ich erhielt, bedauerte man, daß ich ein Institut, von dem man sich nach dem Plane schon so viel versprochen hatte, aufgeben müsse, und machte mir für die Zukunft die angenehmsten Hoffnungen. So war nun freilich die Sache abgethan; aber mein Plan, mit dem ich mich so lange beschäftigt, der mir manche schlaflose Nacht gemacht hatte, — den ich nun schon so weit gedeihen sah, — war gescheitert, — und das schmerzte! Dem Hafen schon nahe, mußte mich ein Sturm wieder in die offne See verschlagen. Das war viel, mehr als ich ertragen zu können glaubte.

Und doch ertrug ich es. O! man glaubt kaum, in Weichlichkeit versunken, was die menschliche Natur alles ertragen kann!

Drittes Kapitel.

Ein rascher Entschluß.

Geht es nicht auf die Art, so soll es doch auf eine andere gehen, sprach ich nach einiger Zeit zu mir selbst. Du hast noch einiges Vermögen (ich warf bei diesen Worten einen frohen Blick auf meine Börse) und kannst schon einige Zeit für dich leben.

Ja das soll auch ausgeführt werden, sprach ich nach einigem Nachdenken zu mir selbst, als wollte ich mir Muth einsprechen, und mich dadurch über meinen gescheiterten Plan trösten. So weidet sich das empfindsame Mädchen an dem Schattenbilde des ehemaligen Geliebten, der nun treulos in einer glücklichern Schönen Armen ruht.

Wenn man nun nicht erräth, was ich thue — ſo weiß ich warlich nicht — was ich denken ſoll! Wie kann nun ein geſcheiter Menſch erräthen, was in dem Gehirne eines Schriftſtellers vorgeht? Ich dächte doch, das Gleichniß ſollte den Entſchluß, den ich faßte, in etwas erläutern — Aufgeſchaut meine Herren, ich will, wie es vorhin ſchon meine Schuldigkeit geweſen wäre, zu Aller Verſtändniß — die Sache mit dürren Worten ſagen, wie es einem Geſchichtſchreiber zukömmt.

Mein Plan war geſcheitert. Es iſt vielleicht recht gut für dich, daß er ſcheiterte, ſprach ich zu mir. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Jetzt trete ich eine pädagogiſche Reiſe an, ſammle mir noch mehr praktiſche Erfahrungen, denn die ſind in dieſem Fache die eigentliche Würze der Theorie. Die Irrten werden ſchon beſſer werden, der Gott, ohne den nun einmal nichts — anzufangen iſt, ohne deſſen Zauberſtab man, wär man auch ein Adonis, nicht ein Mädchenherz erobern wird, wird dir vielleicht auch einmal wieder hold zulächeln — und dann, ja dann kannſt du deinen Plan, der jetzt ſcheiterte, ſchöner und herrlicher ausführen.

Der Gedanke, die Summe, die mir noch zu meiner freien Disposition übrig blieb, zu einer pädagogischen Reise anzuwenden, stand nun in all seiner Herrlichkeit vor mir. Ist dein Geld verreist, so — ey nun! so giebst du deine Reise heraus, das Publikum muß sie schon wohl bezahlen.

Gesagt, gethan! Ich stutzte mich recht philanthropinisch zu, stutzte das Haar, daß es in Locken um meinen Nacken flog, warf meinen dreieckigten Hut in den Winkel, und zierte mein lockigtes Haupt mit einem runden; den langen Ueberrock musterte ich aus, und anstatt seiner bekleidete ich meinen Leib mit einem kurzen blauen Jäckchen; von meinen Lenden bis auf die Knöchein liefen ein paar lange Pantalonhosen herab, die drei oder vier Zoll unter den Knieen in ein paar kurze leichte Stiefeln verborgen wurden.

Sie haben recht, ich sah ganz allerliebst, zum Küssen sah ich aus. Ja, ja, zum Küssen! Auch gefiel ich mir in meiner philanthropinischen Tracht selbst nicht wenig. Freilich war es ein Glück für mich, daß ich nicht einige Jahre später in dieser Tracht wallfahrtete, traun, in manchen Ländern, in denen man — überall, sogar in einem ab-

geſtutzten Haare, kurz in einer Tracht, wie ich die meinige eben beſchrieben habe — Jeſ kobiner riecht, würde ich von Glück zu ſagen gehabt haben, wenn ich mit dem gnädigen Befehle, in vier und zwanzig Stunden über die Grenze gebracht zu werden, wenn ich nicht ſelbſt ſogleich gehen würde, weggekommen wäre. Ich wäre dann in der That im eigentlichen Sinne noch mit einem blauen Auge davon gekommen. So trat ich meine Wanderſchaft an. Meine erſte Ausflucht war nach N . . *) wo damals ein berühmtes Erziehungsinſtitut war. Der Direktor, ein einnehmender Mann, empfieng mich ſehr artig, hörte mich ruhig an, und lobte meinen Eifer für eine Sache, die — er wiederholte hier meine eignen Worte, und das tönte ſo ſüß in meine Ohren — die unter die erſten und wichtigſten Angelegenheiten des Staats gehörte, und das Wohl der geſammten Menſchheit zum Zwecke habe.

Ich finde ihr Vorhaben, ſich praktiſche Kenntniſſe im Erziehungsfache einzuſammeln,

*) Man ſieht ſich genöthigt, hier die wahren Namen zu verſchweigen. Warum? weil ſie jeder leicht errathen kann. A. d. H.

sehr lobenswerth sagte er. In keinem Falle kann man diese wenigen Tage besser, als eben in diesem Acht Tage hielt ich in der Nähe dieses Instituts, und besah mir alles recht genau; wohnte den Lehrstunden bei, unterhielt mich mit dem Direktor, mit den Lehrern und Zöglingen, und verließ endlich das Institut mit einem Gefühl, für dessen wahre Beschaffenheit ich keine Worte hatte. Verehrung! es war noch mehr als das. Mein ganzer Sinn, all' mein Denken, war nur einzig auf das Institut, die Art, wie und was man dort lehrte, gerichtet. Als ich es verließ, kehrten sich meine Blicke immer wieder sehnsuchtsvoll um, und es war mir, als wenn ich gar nicht weiter gehen könnte.

So verläßt der liebende Jüngling den Ort, wo das Mädchen seiner Seele wohnt, den Busen erfüllt von wehmüthigen Empfindungen.

Ja! rief ich auf einmal, im überwallenden Gefühle meines Herzens aus. Heil und Segen dem Manne, der sich auf die Art um die Menschheit verdient macht. Er verdiente Bürgerkronen und Altäre. Doch nein! die würde seine stille, bescheidne Tu-

hend verschwand. In dem Herzen aller guten Menschen baut er sich Altäre; eine bessere Generation, — durch ihn wurde sie besser! — dankte ihm durch ihre Tugenden. Und das ist mehr als Altar und Krone. O! Ihr Herrscher der Erde, Ihr nennt mich Vater Eures Landes — sehet diesen Mann an! — Er ist mehr, als Ihr seyd. Das war ohngefähr die Quintessenz meiner Gedanken.

Mit raschen Schritten setzte ich nun meinen Weg fort, denn die Gegend, wo der geliebte Ort lag, der einen Mann in sich schloß, den ich grenzenlos verehrte, war aus meinen Augen verschwunden. Dort! dort! seufzte ich, starrte nun noch einmal in die Gegend hinaus, die ich eben verlassen hatte; rasch wendete ich mich dann um, und hinter einem Berge, um den ich jetzt gieng, verschwand auch die so geliebte Gegend gänzlich aus meinen Augen. Rascher setzte ich meinen Weg fort, immer noch mit dem beschäftigt, was ich diese acht Tage über gesehen hatte. Nichts, selbst nicht die schöne Gegend die mich umgab, störte mich in meinen Betrachtungen, deren Refrain immer war: Heil dir Menschheit! heil dir kommendes Menschengeschlecht!

Ich drehte mich um. Nach E... sie
wollte ich verdrüßlich.

So können wir den Weg zusammen machen, sagte der Mann, in dem ich der Kleidung nach zu urtheilen, einen Geistlichen zu erkennen glaubte.

Ich war unwirsch, — wie die deutschen Reisetrompetenfabrikanten sagen, daß sich durch die Dazwischenkunft eines menschlichen Wesens in meinen Gedanken war gestört worden. Sie waren ja so schön. Unter mancherlei Gesprächen, die mich meinen Gesellschafter als einen Mann von hellem Kopf und richtigem Verstande kennen lehrten, kamen wir nach E... Es war richtig, mein Gesellschafter war ein Landgeistlicher in der Nähe von E..., und gieng jetzt dahin, weil er, wie er mir sagte, einige wichtige Familiengeschäfte daselbst abzumachen hatte. Ich hatte Ursache mit seiner Unterhaltung zufrieden zu seyn, — nur fiel es mir auf, daß er bedenkliche Blicke auf meine Tracht warf, als ich ihm sagte, ich hätte Theologie studirt.

Am Thore wollte ich mich von ihm trennen.

Wissen Sie was, mein Herr, sagte er. Ich habe wichtige Ursachen, die mich nöthigen, in einem Gasthofe und nicht bei meinen Freunden zu bleiben. Sie selbst haben wohl wenig Bekannte in E . . — ich dächte also, wir logirten uns zusammen. Sie bleiben doch ohnedies einige Tage da.

Ich hatte nichts gegen einen Vorschlag der Art einzuwenden, und nahm das Anerbieten mit Dank an. Nebenbei hatte ich noch so geheime Absichten; ich wollte nämlich die pädagogische Sonde an dem Gehirnkasten meines Gesellschafters *appliciren* — oder deutlicher und verständlicher gesprochen, ich wünschte zu wissen, was er über die neuere Erziehung dächte, deren glänzendes Morgenroth eben am Himmel Deutschlands durch verworrene gothische Steinmassen heraufdämmerte. Aber ich war nur in einiger Verlegenheit, wie ich auf eine ungezwungene Art das Gespräch auf mein Lieblingsthema bringen könnte. Schon hatte ich eine Nacht und einen Tag unter einem Dache in einer Stube mit ihm gelebt, hatte mich also in der That sattsam mit ihm in Rapport gesetzt, aber

immer vergeblich. Ich hatte die ganze Tonleiter der Unterhaltung durchlaufen, und gewiß so geschickt, daß ich in jedem Augenblick in meine Lieblingstonart fallen konnte; aber alles war vergeblich gewesen. Er wollte nicht in die Tonart der gelehrten Unterhaltung einstimmen, die mir so lieb und so geläufig war. Endlich faßte ich mir ein Herz, als er mich eben fragte, wohin ich meine Reise fortzusetzen gedächte? Jetzt, oder nie, sagte ich zu mir selbst.

Ich komme von N..., wo ich die für das ganze menschliche Geschlecht so wohlthätige Anstalt besehen habe. In der That, man sollte dem Manne, dessen Kopf einen solchen Plan entwerfen kann, Ehrenpforten setzen. Er sollte —

Als ein Heiliger verehrt werden. Unterbrach mich mein Gesellschafter lächelnd.

Ich sah ihn mit Blicken an, die Erstaunen darüber ausdrückten, wie er so von einer sehr wichtigen Sache sprechen könne.

Fahren Sie fort, — hub er nach einer Pause wieder an, und seine Worte begleitete ein mir so verhaßtes Lächeln — sahe

ren Sie nur fort, laſſen Sie ſich in ihrem Enthuſiasmus nicht ſtören.

Der Ton mit dem er dieſe Worte ſprach, der Blick, den er ihnen zum Geleite gab, alles machte mich irre in meiner wohlgeſetzten und ſchön geordneten Rede. Endlich erholte ich mich wieder.

Sie ſcheinen anderer Meinung zu ſeyn, ſagte ich ihm. Sollten Sie die großen Vortheile verkennen, die für das ganze Menſchengeſchlecht aus einem Inſtitut der Art erwachſen. Laſſen Sie unter Tauſenden nur einen moraliſch beſſer werden, welcher Gewinn für die Menſchheit.

Iſt nicht auch der entgegengeſetzte Fall möglich? Wie dann?

Das iſt nicht möglich!

Weil es ein junger Schwärmer, dem es an Erfahrung fehlt, nicht glauben kann?

Das machte meine Galle rege. Was meinen Sie damit mein Herr? fuhr ich auf.

Soll ich es Ihnen etwa noch deutlicher erklären? fragte er mit dem kalten Tone, der mich ganz aus der Faſſung brachte.

Ach ich sehe es schon, antwortete ich ihm bitter, Sie gehören auch unter die Klasse, die das Licht scheuen muß, weil man sie sonst in ihrer Erbärmlichkeit sieht. Mit einem Menschen der Art mag ich nicht länger unter einem Dache wohnen.

Der Geistliche kam mit Gelassenheit auf mich zu. Impertinenzen den Arg treffen mich nicht, sie fallen auf den zurück, der sie sagt. Sie werden diese Stunde einst noch theuer genug bereuen.

Mit diesen Worten drehete er mir den Rücken zu, und gieng ans Fenster.

Viertes Kapitel.

Die Pädegogik in der Wirthsstube.

Da stand ich nun, und wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, um meinen Gegner noch einmal in die Quetsche zu bringen. Wenn er nur ein Wort zum Sprechen hätte, aber so war er still; das eben ärgerte mich.

Ich wünschte er sollte noch einmal anfangen, damit ich unvermerkt wieder den Streit in mein Lieblingsthema hinüber spielen könnte, und doch sprach er kein Wort; das ärgerte mich.

Nach einer langen Pause drehte er sich um, und sah mich verwundert an.

Sie noch hier? fragte er mich. Einer von uns muß wohl weichen. Sie wollten ja, setzte er in einem bitter spottenden Tone hinzu, nicht unter einem Dache mit so einem Menschen wohnen, wie ich bin.

Mit verwunderungsvollen Blicken sah ich ihn an, griff maschinenmäßig nach der Thüre, und eilte zu dem Wirth. Ich mußte verstört genug aussehen, denn er fragte mich: was mir fehle, was mir begegnet sey.

Ich schüttete ihm mein ganzes Herz mit all seinen Leiden aus. Mit lächelnden Blicken hörte er mir zu, und je weiter ich in meiner Erzählung fortrückte, je sichtbarer wurde die Freude in allen Zügen seines Gesichts.

Auf einmal drückte er mich mit Ungestümm in seine Arme.

Heil, Heil mir! Heil meinem Hause! rief er einmal über das andere. Eine sympathetische Neigung zog mich unwiderstehlich an ein Herz, das mit meinem Herzen in einer für mich so wichtigen Sache gleich fühlte.

„Wo ist der verdammte Schwarzrock? rief er auf einmal, nachdem die rührende Erkennungsscene zweier gleichgestimmten Herzen vorüber war. Er war in einem Sprunge die Treppe hinauf — ich eilte hinter ihm her. Mit Hast riß er die Thüre auf; ich trat mit einer triumphirenden Siegermiene hinter ihm her.

Der Prediger sah einen nach dem andern mit einer ruhig lächelnden Miene an.

Was bringen Sie mir, meine Herren? fragte er uns im ruhigsten Tone.

Der Wirth — der vorhin gedroht hatte, dem Schwarzrock, wie er ihn nannte, alle Gebeine entzwei zu schlagen, wenn er nicht augenblicklich zu unserer Fahne schwören würde, war jetzt ganz stille, und fragte in einem bescheidnen Tone: warum er mit diesem Herrn da, indem er auf mich deutete, Zank angefangen habe?

Ich habe keinen Dank mit ihm abgesagt, mein Herr Wirth —

Das einzige Wort war es immer, das einen schimmernden Eindruck auf seine Gedanken machte, und von da weiter auf sein Gemüth und von da auf seine Sprachorgane wirkte.

So heiß ich nicht, das lass ich mir kaum von einem Fuhrmann gefallen, geschweige denn von einem —

Hier hielt er plötzlich inne, denn die Wuth erstickte seine Stimme.

Sie sind unbillig, mein Herr! erwiederte der Geistliche sehr sanft.

Was unbillig? — mich Herr Wirth zu nennen, und obendrein der neuern Erziehungsmethode nicht hold zu seyn, zu wünschen, daß die Menschen in Finsterniß, die den Schwarzröcken so einträglich und vortheilhaft ist, fortstappen möchten? Nicht wahr, mein Herr Schwarzrock, so wünschen Sie es? He! nicht wahr?

Lieber Mann, erwiederte der Prediger immer noch sehr sanft, ereifern Sie sich doch nicht über eine Sache, die Sie noch wenger

ger angehn, als mich die Gesellschaft; denn wenn ihr Koch schlecht gebraten hat, so habe ich als Gast das Recht es zu sagen; aber —

Wust Herr! das Interesse der gesammten Menschheit geht mich nichts an? Ich habe auch Philosophie studirt trotz einem, und wohl noch besser als mancher; (er warf bei diesen Worten einen verächtlichen Blick auf den Geistlichen) und kann so gut mein Wort in jede gelehrte Sache reden, wie ein anderer. Wissen Sie Herr, der große Dr. Bahrdt hat fünf Tage bei mir logirt, sich alle Tage über die tiefsinnigsten Materien mit mir unterhalten, mich beim Abschied zärtlich umarmt, und mich seinen lieben Freund genannt. Hören Sie! seinen lieben Freund hat er mich genannt. Dafür gab ich ihm auch alten Acht und Vierziger. Er hat mir manchen Aufschluß, manchen bedeutenden Wink zu verdanken. Das könnte er nicht anders sagen, und wenn er hier stünde. Sie sollten, Herr, ja Sie sollten mein Buch sehen, in das sich alle große Gelehrte, die bei mir logirt haben, mit eigner Hand eingeschrieben haben. Herr! das sollten Sie sehen. Man hat mich immer in Ehren gehalten,

weil ichs verdiene, — und nicht mit dem Troß der andern Wirthe zu vermengen bin. Mit dieſen Worten verließ er ſeinen Antipoden, den Geiſtlichen, denn wer nicht ſeiner Meinung war, hieß bei ihm ſein Antipode. Er lief voraus, und ſchimpfte immer noch. Ich folgte ihm, voll von Bewunderung Es that mir wohl doch eine Seele gefunden zu haben, die mit mir harmoniſch fühlte in einer Sache, die ſo viel Intereſſe für mich hatte. Der Wirth gieng triumphirend in der Stube auf und ab, und warf je zuweilen lächelnde Blicke auf mich, die mich zu fragen ſchienen: ob ich ſeinen Werth fühle? Endlich gieng ich auf ihn zu. Theurer Mann, ſagte ich, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine ungeheuchelte Achtung bezeuge.

Ach! mein Herr, ſagte er mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln, Sie kennen mich noch nicht ganz. Ich könnte Ihnen Dinge ſagen, die Sie in Erſtaunen ſetzen würden. Man ſieht es manchem gar nicht an, was er iſt, die Auſſenſeite täuſcht Man beurtheile niemand nach dem, was er ſcheint.

Indem er ſo redete, und dabei mit einem wohlgefälligen Lächeln wechſelsweiſe auf

seinen gut genährten Bauch, und auf mich blickte, trat der Prediger herein.

Hier ist der Schlüssel zu meiner Stube, mein Herr, sagte er in einem ganz ruhigen Tone, und mit der freundlichsten Miene von von der Welt, als ob gar nichts zwischen ihm und dem Wirthe vorgefallen wäre, haben Sie die Güte mir durch einen ihrer Leute wissen zu lassen, was ich Ihnen schuldig bin.

Der Wirth betrug sich, wider mein Vermuthen, artig gegen ihn, und binnen wenig Minuten waren ihre Geschäffte abgemacht. Unsere Unterhaltung wurde nun ungestört fortgesetzt, und meine Bewunderung für ihn stieg bei jedem Worte, das er sprach. Ich trug kein Bedenken, ihm alles zu entdecken, ihn mit meinem ehemaligen Plane und dem Endzweck meiner jetzigen Reise bekannt zu machen.

Er hörte mir still, und wie es mir vorkam, mit Wohlgefallen zu.

Was? rief er auf einmal, — und trat einige Schritte zurück, stemmte die Arme unter, Sie sind Faustin, eben der Faustin,

der vor nicht langer Zeit den herrlichen Plan zu einer Erziehungsanſtalt bekannt machte.

Ich nickte beſcheiden bejahend mit dem Kopfe.

O! ſo ſeyn Sie mir tauſendmal willkommen! rief er einmal über das andere, und drückte mich in ſeine Arme, daß mir das Schreien näher war, als das Lachen. O! wir müſſen bekannter mit einander werden, fuhr er fort. Ein Gläschen ächter Sorgenbrecher, wie ich ihn nur meinen Freunden, den Bekehrten gebe, — (er ſchmunzelte bei dieſen Worten freundlich, und das Kupferbergwerk, das ſein Geſicht in Form eines halben Mondes bedeckte, wurde, vielleicht ſchon durch den Gedanken an den ächten Sorgenbrecher, hochroth gefärbt) ſoll unſere Herzen noch mehr öffnen, und ſie verſchwiſtern.

Ich ließ mich nicht lange bitten, und in kurzer Zeit, denn ich machte gelegentlich die Bemerkung, daß der Herr des Gaſthofes beſſer bedient wurde, als jeder Fremde, ſtand eine Flaſche vor uns, die ſich im Voraus ſchon durch ein altes ehrwürdiges Anſehen, und durch ein biſchöffliches Siegel ſehr voll-

gütig empfahl. Der Wirth öffnete sie mit einem besondern Wohlbehagen, das aus allen Zügen seines Gesichts sprach.

Aber mein Gott! rief er aus und stürzte das vierte Glas hinunter, — ich hatte, beiläufig gesagt, noch das erste vor mir stehen, denn er trank, als wenn er es ums Tagelohn thäte, — aber mein Gott, warum gaben Sie denn ihren herrlichen Plan auf?

Ich zuckte die Achseln, denn ich schämte mich ihm das einzige und wahre Hinderniß zu entdecken. Nun? fragte er, und sah mich dabei forschend an. Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen? antwortete ich nach einer Pause, während der mein Stolz und meine Eigenliebe einen harten Strauß mit einander zu bestehen hatten. Ich hatte mich in meinem Plane verrechnet.

Verließen Sie etwa Ihre Mitarbeiter?

Ach! das war es nicht!

Hätte auch nichts zu sagen gehabt, erwiederte er, wenn nur ein unternehmender, thätiger Mann, der den Erziehungsgrundsatz verstehe, an der Spitze steht, so ist alles kinderleicht, die andern lassen sich bald zu

stutzen. Auf den Direktor kommt alles an, wenn der sich recht in die Brust werfen kann. Doch erzählen Sie nur weiter, ich bin in der That begierig.

Ich sah, fuhr ich fort, als ich einen Ueberschlag machte, daß ich mich verrechnet hatte — mir fehlten noch einige tausend Thaler. Sie wissen wohl, Armuth legt Vieh an die kühnsten Unternehmungen der Jugend.

Wohl wahr gesprochen! Schiller hat Recht wenn er das sagt. Ach! die Herren Schriftsteller mögen das am besten wissen: Freilich war das Schade, daß Sie kein Geld hatten; darum ist es so schön, wenn man viel Geld hat. Mich würde das nicht haben irre machen können.

Er sprach diese Worte mit einem selbstgefälligen Behagen.

Aber Sie hätten doch den Muth nicht aufgeben sollen, sagte er nach einer Pause.

Aber wie sollte ich es denn anfangen? Geld brauchte ich ja, und doch hatte ich keins, und auch keinen Kredit.

Sie hätten sich von den Eltern, die Ihnen ihre Kinder anvertrauten wollten, das Kostgeld auf ein oder zwei Jahre müssen vorschießen lassen.

Würde man das gethan haben?

Wenn Sie es fein genug eingefädelt hätten, Sie wären nicht der Erste gewesen, der das gethan hätte.

Wenn ich Sie doch eher hätte kennen lernen, es sollte jetzt besser mit Ihnen stehen, Ihr schöner Plan wäre sicherlich nicht zurückgegangen. Doch, geben Sie nicht alles verloren. Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert.

Das Gespräch wurde nach und nach immer lauter, je genauer die Bekanntschaft wurde, die der Wirth mit den Weinflaschen machte. Er versprach mir goldne Berge, versicherte mir seine Freundschaft in so lebhaften Ausdrücken, daß ich eine recht große Eroberung gemacht zu haben glaubte. Einige kleine Eigenheiten abgerechnet, achtete ich ihn sehr, denn er war ja ein Seelenverwandter von mir.

Ich gefiel mir sehr in der Gesellschaft des Wirthes. Wir saßen oft ganze Tage auf seiner Stube und unterhielten uns über unsere Lieblingsmaterie. Er war der neuern Erziehung mit Leib und Seele ergeben, kaufte alle Schriften, die diese zum Gegenstand hatten, und hatte — man denke nur! — den Gedanken: eine Kritik der neuen Erziehung zu schreiben, denn er fand immer noch gar manches auszusetzen. Was nicht ganz neu war — mochte es auch noch so gut seyn, galt ihm gar nichts. Vorzüglich waren ihm die alten Sprachen ein Dorn im Auge.

Abends kam gewöhnlich ein Kollegium bei ihm zusammen, das aus lauter Adepten der neuern Erziehungsart bestand. Der Wirth führte den Vorsitz, und hatte die entscheidende Stimme, die er sich, wie ich nachher einsah, wohl durch seinen steifen Bau erworben

haben mochte. — Das Leben dauerte einige Wochen fort, denn ich war jetzt zu ſehr in meinem Gemüte, um mich aus demſelben herauszuſehnen, denn ich hatte ja täglich Gelegenheit über meine Lieblingsmaterie zu ſprechen.

Eines Morgens kam mein Wirth ſehr früh auf mein Zimmer. Das machte mich ſtutzig, denn das frühe Aufſtehen war bei ihm eben nicht Tagesordnung, ob er gleich ein Gaſtwirth war, bei denen das eigentlich Tagesordnung ſeyn ſollte; aber er war, wie in Allem, ſo auch hierin, ein Genie, das ſich nicht ſklaviſch an die Regeln band, ſondern mit einem leichten Sprunge über dieſelben voltigirte.

Geſtern Abend konnte ich Sie nicht ſprechen, hub er an, weil mich ein nöthiger Beſuch hinderte, unſerer Sitzung beizuwohnen. Mir that das ſehr wehe. Herr! Sie werden ſtaunen, hören, und Staunen wird Ihre Sprache lähmen, Ihre Zunge feſſeln.

Nun? fiel ich ihm haſtig ins Wort, denn mir war allemal Angſt, wenn er ſeine langen Exkurſionen anfieng.

Er sah mich immer noch sehr listig an, und lächelte dabei recht selbstgefällig.

Ich bitte Sie, sprach ich, spannen Sie meine Neugier nicht so grausam auf die Folterbank — lassen Sie mich wissen — —

Sie sollen, Sie müssen alles erfahren. Werden nun sehen, daß ich der unbedeutende Mann nicht bin, für den mich mancher wohl noch immer halten dürfte.

Dieser Verdacht ist wenigstens auf mich nicht anwendbar. Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze.

Sehn Sie, mein Herr, einer meiner Freunde, mit dem ich in G . studirte, hat in L . . ein Erziehungsinstitut errichtet. Ich kenne ihn genau, er ist mein Special- und alter Freund Sehn Sie, es wollte so nicht recht fort mit ihm, er hatte Theologie studirt, und machte — wie es der grobe unaufgeklärte Pöbel nennt, einen dummen Streich. Ein offner Kopf, ein Genie war er, in allen Stücken gerecht ad utrumque paratus, — was that er? Er warf sich geschwind ins Erziehungsfach, — studirte die neuesten Schriften, nahm sein väterliches Erbe, borgte

von einem guten Freunde noch ein Kapital, und rasch war ein Institut für Knaben und Mädchen zu Stande, alles auf mein Wort! — nach der neuesten Mode; befindet sich jetzt ganz wohl.

Nun, und dieser Ihr Freund, fiel ich ihm rasch in die Rede —

Sehn Sie, mein scharmanter Herr Faustin, — der Mann braucht eben einen Lehrer, weil eben einer seiner Oberlehrer nach N. . . als Professor der Erziehungskunde gekommen ist.

Aber welchen Einfluß hat denn das auf mich?

Verstehen Sie mich denn nicht? entgegnete er mir halb böse. Der Edukations-Rath, der, wie gesagt, mein sehr guter Freund ist, schreibt das an mich, fragt mich sogar um Rath, ob ich nicht ein taugliches Subjekt für die vakante Stelle wisse. — Herr, verstehen Sie mich noch nicht? setzte er hitzig hinzu.

Nun, und was geht denn das mich an? fragte ich ganz bescheiden.

Sehen Sie denn das nicht ein? Sehen Sie denn nicht, daß ich für Sie sorgen will?

Wie? für mich wollen Sie sorgen? fragte ich ganz erstaunt.

Nun ja doch! Sie sind der Mann, der in eine solche Stelle paßt! Sie haben Lust zum Erziehungswesen, das habe ich lange an Ihnen bemerkt; Sie haben Talente (er gab sich eine recht wichtige Kennermiene, wie er das sagte) es fehlt Ihnen weiter nichts, als ein wenig Routine. Mehr nicht, sage ich! verlassen Sie sich darauf. Ich habe schon an meinen Freund geschrieben, er kennt Sie nun nach meinem Briefe ganz genau, und mit der nächsten Post kommt bestimmte Rückantwort. Seyn Sie indeß ohne Sorgen, ich gelte, wie bei allen meinen gelehrten Freunden, so auch bei dem Edukationsrath etwas. Meine Vorsprache schon ist eine vollgültige Empfehlung. Jetzt leben Sie wohl; so viel zur Nachricht: mich ruft ein wichtiges Geschäft.

Wie ich allein war? dachte ich erst über das nach, was mir mein Gönner, denn das war er ja in vollem Sinne des Worts, mir gesagt hatte. Noch schien mir alles ein Traum, und ich eilte hinunter, noch einmal zu fragen: ob denn das wahr sey, was er mir vorhin gesagt habe. Er war zu meiner großen Betrübniß schon ausgegangen, und es war nicht zu erwarten, daß er vor Mittag zurück kommen würde. Mit bangen Zweifeln, von Furcht und Hoffnung ängstlich herumgetrieben, brachte ich den Vormittag zu. Endlich erschien mein Gönner wieder zur Mittagsstunde, denn diese versäumte er zu Hause sehr ungerne.

Sagen Sie mir nur, redete ich ihn an, ist denn das wahr, was Sie mir heute früh sagten, oder hat mich etwa nur ein schöner Traum getäuscht?

Es ist alles, wie ich Ihnen sagte! antwortete er mir, Sie können Ihr Glück machen.

Mein Freund, der Edukationsrath ist die rechte Hand des Fürsten von B . . und gilt alles bei ihm. Der Fürst fährt eine

Woche um die andere hinaus, und speißt mit meinem Freunde, speißt mit ihm, geht mit ihm spatzieren," sag ich Ihnen. Kurz, er lebt mit ihm auf dem vertrautesten Fuß. Sie kennen doch den Fürst von B . . O! das ist ein lieber Herr! so gut, so menschlich, und so aufgeklärt. Warlich er trinkt, wenn es seyn muß, mit dem Bauer aus einem Kruge; hat lauter aufgeklärte Räthe, die nicht an dem alten gothischen Herkommen kleben, sondern Genie's sind. O! Sie werden den Fürsten kennen lernen, und liebgewinnen.

Eine schöne Zukunft öffnete sich nun vor meinen Augen. Ich segnete den Augenblick, in welchem mir der glückliche Gedanke in den Kopf gekommen war, eine pädagogische Reise zu machen. Ich segnete den Prediger, segnete den Streit, den ich mit ihm gehabt hatte, denn beide waren doch gewissermaßen die Ursache zu einem Glücke, das mir, als gewiß, schon entgegen lachte. Der Wirth mein großmüthiger Gönner, erschien mir in einem glänzenden Lichte. Alles, was er sagte, hatte bei mir ein großes Gewicht;

seine Meinungen, — die ich nach der Zeit erst in ihrem wahren Lichte sah — schienen mir damals Orakelsprüche, und jedes Wort, das er sprach, war aus der wahren Quelle der Weisheit geschöpft.

Wer je auf etwas gehofft hat, das er sehnlich wünschte, wird sich meinen Zustand denken können. Aengstlicher wartet nicht das liebesüchtige Mädchen auf den Augenblick, in welchem die strenge mürrische Mutter sie verläßt, und nun der Geliebte sich herein schleichen kann; ängstlicher harrt gewiß kein Almanachsdichter auf die erste Rezension seiner Reime, als ich auf einen Brief vom Konsistorialrath. Endlich kam er an, — und man denke sich meine Freude: ich war — mit 200 Thaler Gehalt angenommen. Mit einem Entzücken, das mir die Sprache lähmte, fiel ich meinem Gönner um den Hals. Ich konnte ihm nur schlecht mit Worten danken, aber warlich mein Dank war aufrichtig und herzlich.

Ja! ja! mein Freund! sprach mein Gönner. Nun sehen Sie es doch! hatte ich nicht Recht?

Eine neue Umarmung dankte ihm herzlicher, als es Worte konnten.

Auf den Abend kündigte mein Gönner in unserer pädagogischen Versammlung an, daß ich in wenigen Tagen als erster Lehrer nach L . . abgehen werde. Mit welchen Augen sah man mich nun nicht an! Es war als [illegible] ein Wesen höherer und besserer Art [illegible] wäre. Ach! diese einzige Bemerkung störte die reine Freude, die ich in meinem Innern fühlte, ein wenig.

Warum! rief ich aus, müssen auch aufgeklärte Menschen noch an Vorurtheilen kleben

[illegible]

Sich:

Sie sah mir von einem Manne, der meine ganze Achtung hat, recht sehr empfohlen worden. So redete mich ein Mann an, der sich mir durch diese Worte sogleich als Director ankündigte.

Ich antwortete ihm mit einem tiefen Bücklinge.

Seyn Sie mir tausendmal willkommen! fuhr er fort, und der Ton seiner Stimme hatte etwas, das mein Herz sogleich gewann. Willkommen als Bruder und Freund, denn das sind Sie, weil Sie mit mir vereint zu einem Zwecke arbeiten.

Mein Herz schlug in stärkern Schlägen, und mein Auge strahlte von höherer Freude.

Ich kann es nicht ſagen, welche Wirkung dieſe wenigen Worte auf mich machten. Der Mann, der mir mit ſo viel Freundlichkeit und Herablaſſung entgegen kam, war in meinen Augen ein Weſen höherer Art geworden.

Gehen Sie jetzt auf ihr Zimmer, ſagte er nach einer Pauſe, Sie werden Ruhe nöthig haben. Morgen ein Mehreres.

Ich gieng mit einem Herzen voll der reinſten Hochachtung gegen den Mann, deſſen zuvorkommendes Betragen ihm gleich bei der erſten kurzen Unterredung meine ganze Seele gewonnen hatte. Ich wartete mit einer bänglichen Sehnſucht auf die Stunde, in der ich ihn wieder ſprechen würde, und beſchäftigte mich den ganzen Tag über mit nichts, als mit ihm, ſeinem einnehmenden Weſen, und ſeinem zuvorkommenden Betragen. Wie groß, ſagte ich zu mir ſelbſt, wie groß muß nicht das Herz dieſes Mannes ſeyn, und wie belohnend ſein Bewußtſeyn, der den edelſten Zwecken ſeine beſten Kräfte aufopfert, und ſeine Mitarbeiter, die in einem gewiſſen Sinne doch ſeine Untergebenen ſind, ſo freundſchaftlich behandelt.

Am andern Morgen kam der Doktor, der sich Arzt nannte, oder gleich, wie ich nachher erfahren habe, unders hieß, auf meine Stube.

Das erste, was ich mir von Ihnen ausbitten wollte, hub er mit der freundlichsten Miene an, ist Ihre Freundschaft, schenken Sie mir dieselbe, dann bin ich beruhigt, und habe viel gewonnen.

Mein Gefühl überwältigte mich. Edler! großer Mann! rief ich voll Feuer aus, groß, wie ich noch keinen fand, und mein Kopf sank auf seine Hand, die er mir entgegen streckte, und die ich mit Thränen der Rührung benetzte.

Heil mir! rief ich endlich mit einer Stimme, die von Freudenthränen noch immer erstickt wurde, aus, Heil mir! daß ich einen Mann kennen lernte, der —

Still! still, mein Guter! unterbrach er mich. Ich habe Ursache dem Schicksale zu danken, das mir einen Mann zuführte, von dessen Eifer ich mir so viel Gutes für meine Anstalt, und eben dadurch auch für

die Wahrheit, verſpreche. Ihr edler Eifer, und die Thränen, die ich in Ihren Augen ſehe, ſind mir vollgültige Bürgen, daß Ihr Eifer, in dem Kampfe, den er gegen Aberglauben, alten, durch eine lange Reihe Jahre gleichſam geheiligten, Herkommen, zu kämpfen hat, nicht ermatten wird. Seyn Sie mir noch einmal willkommen! Jetzt laſſen Sie uns die Anſtalt beſehen, und erlauben Sie, daß ich Sie mit ihrem künftigen Poſten bekannter mache.

Wir giengen, und mein Erſtaunen, meine Verwunderung nahm immer mehr zu, je näher ich den eigentlichen Plan Amars kennen lernte. Welche Gefühle erwachten nicht erſt in meiner Bruſt, als der Schneider kam, mir ein Maas nahm, und in einigen Tagen die Uniform des Inſtituts, in der Lehrer und Zöglinge giengen, brachte. Denke ich jetzt daran, ſo lächle ich allemal mitleidig über mich ſelbſt; und dazumal lächelte ich meine Uniform ſelbſtgefällig an, die vor mir auf den Stühlen ausgebreitet lag. Und wie zufrieden belächelte ich mich nicht erſt im Spiegel, als ich die Uniform angezogen hatte. Traun, ein kölniſcher Krautjunker, der

zum erſtenmal mit ſeiner königlichen Umſicht, die ihm alle doch die Staats-Angelegenheiten nicht, den er verachtet und beſtraft, durch die Strafen des Gedächtens gehet, in dem er eine große Rolle zu ſpielen vermeint, wenn er die friedſamen Einwohner durch das Gewirr ſeiner Opern, und die ſtaunenden Schaaren durch Zweideutigkeiten und durch ein airiges Libertinage auf ſich aufmerkſam macht, träumt, der kann — ſo viel das mir geſagt ſeyn mag — nicht ſelbſtzufrieden mit ſich ſeyn, als ich es in dieſen Augenblicken, die ich wohl ſelige Augenblicke nennen möchte, mit mir ſelbſt war.

Vanitas vanitatum! rufe ich jetzt, da ich das ſchreibe. Freilich iſt der Unterſchied zwiſchen jetzt und damals ſehr groß. Jetzt ein beſcheidenes — aber doch enges Wochenſtübchen, ein graues, aber reinliches Bettchen, und damals, als ich mich ſo ſelbſtgefällig bildete, eine geſchmackvolle meublirte Stube in einem ſehr reizend gelegenen Hauſe, und eine ſchöne prächtige Ruheſtätte.

Sic tranſit gloria mundi! rufe ich mir, und hätte mich recht gründlich in meinen

Friedrock, den ich zwar nicht mit einem gefälligen Lächeln, aber doch mit einem dankbaren Blicke anschaue, und mich seiner jetzt mehr freue, als der schönen, eleganten Uniform.

Die goldnen, schönen Tage, die mir meine erhitzte Phantasie vorspiegelte, und die ich im Voraus schon genoß, und so schön und reizend fand, daß ich allein die Aussicht auf dieselben, die jetzt so nah vor meinen Augen lag, um keine Güter der Welt vertauscht hätte; ach! diese schönen Tage sollte ich nicht genießen, und diese reitzenden Hoffnungen, mit denen sich meine Phantasie so gern beschäfftigte, sollten verschwinden, ehe ich ihren goldnen Saum haschen konnte.

Hier gönne man mir einen Ruhepunkt. Ich muß hinaus ins Freie: Gottes schöne Natur soll mich mir selbst wieder geben.

Siebentes Kapitel.

Das geht gut, aber —

Ich war als Lehrer der lateinischen Sprache angestellt. Es verstehe sich von selbst, daß wir keinen klassischen Schriftsteller lasen, denn die neuern theoretischen und praktischen Erzieher hatten ja laut und vernehmlich erwiesen, daß es sogar den Handwerksleuten einleuchtend worden war, — wie schädlich es sey, mit jungen Leuten diese Schriftsteller zu lesen, die von schlüpfrichen Gemählden der sinnlichsten Liebe wimmelten. Ich war natürlich der Meinung der neuern Erzieher, und hätte um keinen Preis einen klassischen Schriftsteller zum Lesen vorschlagen mögen. — Fünf Zöglinge waren — wie mir der Direktor versicherte — weiter in der lateinischen Sprache, als mancher Professor Humaniorum auf einer Universität. Die andern sieben waren mit den Anfangsgründen noch nicht ganz einig. Fünf Zöglinge sollten dem besten

Profeſſor Humaniorum im Lateiniſchen nichts nachgeben, das ſchien mir freilich — trotz meinem Enthuſiasmus, eine kleine Uebertreibung, aber ich glaubte es denn doch, weil ich mir von einer Anſtalt der Art alles Gute verſprach — und ſie einem Treibhauſe verglich, in dem die Gewächſe zeitiger reifen. Mein Enthuſiasmus wurde ſehr ſtark abgekühlt, wenn ich, um zu wiſſen, wie ich meine künftigen Lehrſtunden nach den Kenntniſſen und Fähigkeiten meiner Zöglinge einzurichten hätte, ſtellte ich mit denen, die die geſchickteſten ſeyn ſollten, eine kleine Prüfung an. Ich hatte den Direktor gebeten, derſelben beizuwohnen.

Er verſprach zugegen zu ſeyn, doch machte er mir vorher noch einige Einwendungen, die mir ſagten, daß er dieſe Prüfung für unnütz halte. Doch, ſetzte er gleichgültig hinzu: Sie ſcheinen es ſehr zu wünſchen, und ich gebe Ihnen nach, ob es gleich ſonſt nicht gewöhnlich iſt. — Sie können dann nach dieſer Prüfung den Standpunkt um ſo richtiger faſſen, den Sie im Verkauf ihres Unterrichts nicht aus den Augen verlieren dürfen. Sie werden über die Kennt-

ich mit Aengstlichkeit hütete, daß ihm dieses [illegible] eben keinen sonderlichen Spaß machte. Endlich schien er sich — wie wohl mit Mühe, zu erholen. Er wischte sich das Gesicht, als wollte er den Angstschweiß herunterwischen, räusperte sich dreimal, — und ich sah es ihm an, daß er etwas reden wollte. Ich näherte mich ihm bescheiden, doch voll Würde.

Es thut mir sehr leid, hub er an, daß diese Prüfung nicht nach Ihren Wünschen ausgefallen ist. Vielleicht liegt die Schuld aber an uns beiden, und nicht an den Zöglingen, von deren Kenntnissen ich sonst, wie gesagt, die rühmlichsten Beweise habe. Sie sind das Latein nicht gewohnt; nehmen Sie doch etwas anders; diktiren Sie ihnen zum Beispiel aus diesem Lesebuche eine Geschichte, und Er sagte das mit einem selbstgefälligen Lächeln) ich glaube das Blatt wird sich wenden.

Er gab mir das Buch hin, in welchem er mir eine Geschichte aufgeschlagen hatte.

Diese hier! wenn ich bitten darf, sagte er.

Ich gehorchte ihm, diktirte eine deutsche Geschichte, die von den fünf Zöglingen sogleich lateinisch nachgeschrieben wurde. Ich sah das nachgeschriebene durch, — und fand, daß die meisten richtig nachgeschrieben hatten. Amar kam, wie ich gewohnt hatte, mit einer triumphirenden Miene auf mich zu.

Nun? fragte er.

Das ist etwas ganz anders, als vorher, erwiederte ich ihm. Aber woher dieser auffallende Unterschied? fragte ich ihn.

Der war auch in der That sonderbar genug; zwar fand man noch gar vieles an dem Latein der jungen Leute zu tadeln, und die Aeusserung Amars, die ihren Fleiß so vortheilhaft auszeichnete, blieb — noch immer was sie war — eine sehr starke Uebertreibung. Ich stand da, und wußte nicht, was ich sagen sollte; — Amar sah mich mit triumphirenden Blicken an.

Sehen Sie, sagte er nach einer Pause, das geht alles natürlich zu. Gewohnheit thut alles — die Zöglinge sind die Sprache Cicero's noch nicht gewohnt. — Sehen

Sie nur ſo ſchönes elegantes Latein ſo ſchreiben.

Ich hätte wider die Schönheit und Eleganz ihres Lateins noch manches einzuwenden gehabt, aber ich ſchwieg, und verſicherte Amarn, daß ich vollkommen zufrieden wäre. Er nahm meine Verſicherung mit einer Miene an, als ſey er ſchon lange bei ſich ſelbſt davon überzeugt.

So endigte dieſe Prüfung. Ich war nun immer nicht zu dem Zwecke, den ich mir vorgeſetzt hatte, denn noch immer tappte ich im Finſtern.

Ich wurde den Tag nach dieſem Vorfall, der mir immer noch viel zu ſchaffen machte, eingeführt: das war ein Tag der Freude im ganzen Inſtitute. Alles war in der größten Galla, und auf allen Geſichtern lag eine Würde, ein Ernſt, der auch auf mich übergieng. Dieſer Tag ſtörte mich wieder mit dem Vorfalle von geſtern aus. Die Feierlichkeit geſchah in dem ſogenannten großen Gottesſaale. Dies war — beiläufig

[illegible] Ort, wo öffentliche Gottesverehrungen gehalten wurden, [illegible] melodischer Gesang, der besonders zu dieser Feierlichkeit gemacht war, erhub sich, die Melodie war einfach, aber kräftig. Nach dem Gesange hielt Amar eine Rede, die aber durch ein sonderbares Bestreben kräftig und rührend zu sprechen, das überall hervorleuchtete, eben keinen günstigen Eindruck auf mich machte. Die Rede war geendigt, und auf einen Wink von Amar standen die Anwesenden auf, — mich winkte er in die Mitte des Saals, vor einen kleinen Altar, an welchem ich die Worte: Menschenliebe und Aufklärung! las. Das waren Worte, deren geheime Magie mächtig auf mein Herz würkte. Mit einem vollen Herzen sprach ich den Eid nach, und gelobte mir heilig, ihn treulich zu erfüllen.

Menschenliebe und Aufklärung! sprach [illegible] leise zu mir. Ich [illegible] nun ein erwählter Helfer der Menschenliebe und Aufklärung zu seyn, [illegible] was seit der kurzen Zeit, die ich im Innersten [illegible] hatte, meinen Enthusiasmus herabgestimmt hatte, alles war verschwunden, selbst

das Andenken an das schlechte Latein, hatte sich in den entferntesten Hintergrund meiner Seele geflüchtet. Ich diente ja an einem Altar, dessen schöne Inschrift mir immer vorschwebte, und sich mit tiefen Zügen in mein Herz gegraben hatte. Ich schwebte wieder in einer lieblichen Welt von schönen Träumen.

Und jetzt — jetzt — rufe ich mit Schillers Daniel: Träume kommen aus dem Magen!

Achtes Kapitel.

Auch diese Träume sollten verschwinden, so stand es im Buche meines Schicksals. Ich gieng schon nicht mit dem heitern Sinne an meine Geschäfte, denn immer fiel mir die erste Prüfung ein. Menschenliebe und Aufklärung! rief ich mir selbst zu, als wollte ich mich gleichsam dadurch betäuben, und die leiseste Erinnerung an den neuern Cicero

verdammen. Ich hätte doch ein Mittel zu thun, und wenn es mich kosten würde, was es wollte, selbst meine beste Schaume. — Das Buch, das mir der Direktor zu den Uebersetzungsübungen gegeben hatte, war ein Gemengsel von allerhand Geschichten und dergleichen Siebenklächelchen, wie man sie in tausend und aber tausend Büchern der Art findet. Ich las einige Seiten durch, und mein Erstaunen stieg immer höher; aber zugleich bemächtigte sich auch meiner eine bittere wehmüthige Empfindung — Das Buch, aus welchem ich den Zöglingen die lateinische Sprache lehren sollte, wimmelte von Fehlern wider den Sprachgebrauch, den Geist der Sprache, — ja — so unglaublich das scheinen dürfte, — sogar von Fehlern wider die Sprachlehre.

Ich warf das Buch unwillig, mit einem verächtlichen Blick weg.

Hat man denn schon lange dies Buch in den lateinischen Uebungsstunden gebraucht? fragte ich einen Zöglings.

Die sahen mich mit verwunderungsvollen Gesichtern, als wenn sie meine Frage noch nicht verstanden hätten. Ich merkte sie wohl, wandte mich schnell und sprang mit einem Sprunge wie ich war zur Thüre hinaus, eilte zum Erziehungsrath Amar.

Er erschrack, wie ich in die Stube trat, denn ich mochte gewiß heraus aussehen.

Was ist Ihnen begegnet, mein Freund? fragte er mich, indem er aufstand und sich mir näherte.

In der That etwas sehr Sonderbares empfand ich in mir. Ich hatte mich nun ein wenig gesammelt. Amar sah mich bald mit forschenden, bald mit verlegenen Augen an.

Ich will doch nicht hoffen, fieng er an, daß irgend ein unangenehmer Vorfall —

Und doch fiel ich ihm ins Wort. Sie müssen alles wissen.

Sie sind ja aber ganz verstört. Setzen Sie sich zu mir, und erzählen Sie mir alles recht.

Er

[illegible]

Hätte mir doch mein Gedächtniß seine Gestalt aufbewahrt in der er jetzt vor mir saß, und könnte sie doch meine Feder dem Leser getreu und anschaulich schildern! Es ist wenig — kaum ein Schatten von dem, was er war, wenn ich sagte: er war in diesem Augenblick der personificirte Schreck. Ach! mein es war mehr — noch weit mehr als das. Sein Bewußtseyn, dessen Reinheit nicht vor meinen Richterstuhl gehörte, mußte ihn überrascht haben. Sein Gesicht bedeckte Todtenblässe, und wurde sichtbar immer länger, vor seinen Augen schien eine totale Verfinsterung zu stehen. — Aber alles das dauerte auch nur einige Augenblicke; er ermannte sich sogleich wieder.

Nun sagte er, Sie haben recht! So gehe ich meine Strafe auf einer Stelle, der der Sache nicht gewachsen ist. Mich

halten, andere wichtige Geschäfte — die Sorge für's Ganze hielt mich ab, die Durchsicht der Uebersetzung selbst zu übernehmen. Ich mußte sie daher leider, ihrem Vorgänger allein überlassen. — Dank der Vorsehung, die mir in Ihnen einen so thätigen und geschickten Mann, dessen Herz zugleich so warm für Menschenliebe schlägt, zugeführt hat — Aber rathen Sie mir, was fangen wir nun mit dem Buche an?

So wie es jetzt ist, taugt es plattterdings nicht zum Unterricht.

Das sehe ich selbst ein, — aber geändert muß es werden. — Die alten Schulmonarchen, die unsere Freunde überdieß nicht sind, hätten dann gewonnenes Feld, — und könnten uns weidlich herumtummeln. Unsere Ehre müssen wir retten, es koste auch, was es wolle.

Und ein anderes und besseres Buch zum Unterricht herbeischaffen.

Das meine ich auch.

Wie wäre es nun, wenn wir einen alten Klassiker nähmen?

Er krazigte und schnitte sich, als wenn er einen bösen Geist sähe, sahe hinter sich hinter sich herum, und wiederholte das Wort „Klassiker“ gedehnt, als wenn es ihm Mühe machte, dasselbe nur auszusprechen.

Was? wo denken Sie hin, fuhr er heftig fort. Meint nun uns nimmermehr wird das geschehen. Wir dürfen die Siegel nicht streichen — was würden unsere Feinde sagen; man hat so die Augen immer auf uns gerichtet, und die kleinste Blöße, die wir geben, könnte alle die guten Seiten und Vorzüge, die selbst der Neid uns nicht absprechen kann, verdunkeln. — Wissen Sie was, ich will Ihnen einen Vorschlag thun.

Nun?

Wir drucken einen Anhang zu diesem lateinischen Lesebuch; in diesem Anhange nun führen wir alle die vorkommenden Fehler als Druckfehler auf; so ist unser Ehre gerettet.

Ich sah ihn mit grosen Augen an, — und mußte mir Gewalt anthun, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Sie haben übersehen, entgegnete ich, daß die ganze Arbeit nichts taugt, daß sie, um mit einem Worte alles zu sagen, schülerhaft, und noch mehr als das ist.

Aber wie helfen wir uns denn? Ich dächte doch mein Vorschlag wäre gut, — und rettete uns aus der Verlegenheit, verspottet und bloßgestellt zu werden.

Ich hatte einmal alle Ernsthaftigkeit nöthig, um mich des Lachens zu enthalten; aber ich zwang mich doch, und zergliederte ihm so schonend, als mir möglich war, die übeln Folgen die das haben könnte, und die Ursachen, warum sein Vorschlag nicht annehmlich wäre. Er gab mir endlich Recht.

Nun wohl, sagte er, es sey. Uebernehmen Sie die Arbeit — ich will Sie reichlich entschädigen. Wir wollen alle vorhandenen Exemplare vertilgen, und Sie, bearbeiten das Ganze nach ihren besten Einsichten. Freilich kostet mir das viel, aber wir müssen unsere Ehre retten. Gehen Sie, in unsere Schulbuchdruckerei, — ich will dem Faktor den Auftrag geben, daß alles andere

Vor der Hand liegen [illegible] Neuen Sp[illegible]
überdies noch [illegible] meine Erkenntl[illegible]
keit.

Ich gieng, und machte mich sogleich a[illegible]
meine Arbeit. Die Unterredung mit Am[illegible]
hatte mich irre gemacht. Ich mochte mir [illegible]
nicht, mir deutlich zu gestehen, was [illegible]
von Amars gelehrten Kenntnissen herstamm[illegible]
te; ja, ich vermied sogar sorgfältig jede E[illegible]
innerung — auch die entfernteste — a[illegible]
seine Unterredung. In einigen Wochen [illegible]
ich so weit, daß die ersten Wagen gebau[illegible]
werden konnten, damit wir doch unsere [illegible]
bungen nicht einstellen durften.

Die jüngern Zöglinge waren in allem
was zur Erlernung einer Sprache gehört
noch weit zurück. Alles war vernachlässigt
worden, und ich hatte alle Mühe, ihnen nu[illegible]
die ersten Begriffe deutlich und rein beizubrin[illegible]
gen. Nach gerade sah ich selbst ein, daß
die spielende Art, mit der man ihnen eine
todte Sprache beibringen wollte, zu nichts
frommte, als die Zeit zu zersplittern. Die
jüngern Zöglinge hatten eine Spielmaschine,
mit der sie sich in den ersten Anfangsgründen

der lateinischen Sprache üben konnten. Ich hasste — wie natürlich, dieser Methode anfangs mit Leib und Seele angehangen, und nur die Erfahrung konnte mich bekehren. Anstatt daß die Knaben lernen sollten, — spielten sie; und wer mochte ihnen das verdenken? Sie waren ja Knaben, und man gab ihnen das Spielzeug in die Hände. So waren sie denn gewohnt alles spielend zu lernen, — und machten sich das trefflich zu Nutze.

Ein anderer Uebelstand für mich war der, daß ich wöchentlich einmal die Aufsicht über die gymnastischen Uebungen und Spiele hatte. In diesen Künsten war ich sehr ungeschickt, und doch forderte es meine Pflicht, daß ich nicht nur diesen Spielen mit beiwohnte, sondern auch selbst einige mit versuchte, denn die übrigen Lehrer thaten das auch. Das waren denn in der That, (wie ich nachher erfuhr) die Stunden, die sie mit der größten Gewissenhaftigkeit und mit der größten Lust abwarteten. Ich selbst stellte mich anfangs sehr links an, und nahm mich recht ungeschickt, so daß mich meine Zöglinge oft

auflachten. Zwar ſah ich nicht ein, welchen Rapport die Menſchenliebe und Aufklärung mit dieſen Uebungen, die oft halsbrechend genug waren, haben, überſchnelligirte, kloſterte, ſchoß Purzelbäume, um doch in keinem Stücke den andern nachzuſtehen. Eine lange Zeit wurde mein Körper nicht heil, denn bald beſchund ich mir die Naſe, bald ein Bein, bald etwas anders — kurz mein körperliches Ich war dem von Beulen und Schwären beſäten körperlichen Ich des Lazarus nicht ungähnlich. Zum Ruhme des Direktor Amars muß ich denn doch auch ſagen, daß unſere Zöglinge in allen körperlichen Uebungen Meiſter waren — und daß ſie, wenn dieſe Künſte anders dazu nöthig ſind, auf die Art zur Beförderung der Menſchenliebe und Aufklärung viel beitragen. Ohnlängſt keine Uebertreibung, wenn ich ſage, daß wir mit unſern Zöglingen alle Tage an Meſſen und Jahrmärkten herumziehen könnten, — ja ſicherlich ſogar vor fürſtlichen Perſonen, die, zur Ehre der Menſchheit ſey es geſagt, dergleichen Künſte eines ganz beſondern gnädigen Schutzes würdigen — könnten wir uns mit unſern Zöglingen in Gaukelkünſten alle Tage ſehen laſſen. Sie ſind

tet wie Katzen, sprangen wie die Affen, tanzten auf dem Seile, kurz sie wären Meister in allen diesen edlen Künsten. Kein Vergehen wurde härter bestraft, als wenn sich einer der Zöglinge ungelehrig in diesen gymnastischen Uebungen stellte. Ein Knabe, der eine natürliche Wasserscheu hatte, und durch nichts so weit zu bringen war, das Schwimmen zu begreifen, mußte anderthalb Monat einen Tag um den andern fasten, und wurde für immer unfähig erklärt, auf der Tafel der Verdienste einen ehrenvollen Platz zu erlangen.

Das jammerte und ärgerte mich zu gleicher Zeit. Was? rief ich in Ueberwallen meines Unwillens aus, ist es denn zum Wohl der Menschenliebe und zur Beförderung der Aufklärung nöthig, daß ein Mensch schwimmen lernen muß, und daß er einen Tag um den andern hungern muß, weil er das nicht begreifen kann? Ich öffnete meine Gedanken Amarn. Er hörte mich lächelnd an.

Ein Glied, mein Freund, sagte er — greift in das andere. Ein unbedeutend scheinender Umstand biethet dem andern die Hände,

ſchlingt ſich geſellig [illegible] und dann [illegible]
erſt wird ein ſchönes Ganze.

Ich fragte ihn weiter, [illegible] und
wie [illegible] mir [illegible] hatte, befriedigte mich
nicht, aber er ſprach in einem Tone fort,
der mich noch weniger befriedigte. [illegible]

Alſo um Menſchenliebe und Aufklärung
zu befördern, muß man ſchwimmen, und
kann man das nicht lernen, ſo muß man
hungern! tief ich noch einmal aus. Und
warum alles das? um Menſchenliebe und
Aufklärung zu befördern! Iſt denn etwa die
Kenntniß der lateiniſchen Sprache, die ſie
in dieſem Inſtitute im Cours zu ſeyn ſcheint,
auch ein Beförderungsmittel der Aufklä-
rung?

Ich ſchüttelte bedächtig den Kopf. Und
es ſollte nichts Neues unter der Sonne ge-
ſchehen? rief ich aus.

Neuntes Kapitel.

Mein Enthusiasmus war in ein kaltes Bad gebracht worden, und schon um ein merkliches abgekühlt. Aber — er mußte denn wohl noch nicht abgekühlt genug seyn, denn er wurde endlich sogar in einem Sturzbade abgekühlt.

Ich arbeitete eifrig an der Uebersetzung des lateinischen Lesebuchs — und hatte auf die Art viele Geschäfte mit dem Faktor der Schulbuchdruckerei zu thun. Er war ein alter redlicher Mann, — und wie ich denn wohl in einem nähern Umgange merkte, ein Mann von vielen, selbst gelehrten Kenntnissen. Mich schien er liebgewonnen zu haben, denn er unterredete sich oft sehr lange mit mir.

Sie sind ein rechter fleißiger und geschickter Mann, sprach er eines Tages zu mir. Sie halten die alte, solide Gelehrsam-

keit noch in Ehren, — ſchreiben ein ſchönes Latein — — und Herr, nehmen Sie mir's nur nicht übel — Sie ſind warlich viel zu gut für dieſes Narreninſtitut. Bänden mich nicht gewiſſe Verhältniſſe, ich hätte längſt mein Bündel geſchnürt.

Lieber Mann, entgegnete ich ihm ſanft, Ihr Eifer treibt Sie zu weit. Die Anſtalt hat viel Gutes. —

Pfui! Herr Kaufkin! antwortete er hitzig, Sie ſollten ſich ſchämen, ſo etwas nur zu ſagen. Könnte viel Gutes haben — wohl wahr, aber hat ſie es denn? Nein! ſage ich, Herr! mir können Sie glauben, ich laſſe mich nicht von dem Schein täuſchen! Aber wiſſen Sie woran es liegt, daß die Anſtalt nichts taugt?

Ich ſah ihn mit großen Augen an.

Wiſſen Sie das? fuhr er in ſeinem Eifer fort. An dem Direktor — am Oberhaupte liegt es, der iſt der faule Baum, der keine guten Früchte trägt, das Glied, das die ganze Anſtalt ſchändet, das man alſo abhauen ſollte, weil es ärgert.

Sie thun ihm wahrlich Unrecht. Sein Eifer für das Beſte der Menſchheit, für Aufklärung und Veredlung des Menſchengeſchlechts iſt groß.

Und bei dem allen kann er nicht drei Zeilen richtig Latein ſchreiben, ſprach er mit Heftigkeit, und doch ſollen es die Knaben lernen.

Sie thun ihm gewiß Unrecht, ich muß es noch einmal ſagen.

Herr, machen Sie mich nicht toll! rief er in Feuer und Flammen gerathend. Wollen Sie Beweiſe? Ich kann ſie Ihnen geben, denn ich habe das Manuſcript ſeiner Ueberſetzung von dem bewußten Leſebuch noch in meinen Händen.

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Nein! das war zu viel! Herabgeſtürzt von allen meinen Himmeln — ſo ſtand ich da. Mein Fall war der Fall eines platoniſchen Dämons in die irdiſchen ſumpfichten Gegenden.

Ja, ja, Herr! fuhr der redſelige Kaſtner in ſeinem Eifer fort: nicht alles iſt Gold,

wahrlich! — Es ist heutiges Tages nichts leichter als Aufsehen zu machen. Man darf sich nur mit der gelehrten Modephraseologie bekannt machen, und immer hochtönende, schönklingende Worte im Munde führen, auf alles Alte verächtlich herabsehen — und man ist dadurch ein gemachter Mann. — Prüfen Sie nur alles unpartheiisch, und Sie werden sehen, ob ich recht habe.

Da lagen meine Erwartungen, meine Hoffnungen, und meine goldenen Träume vor meinen Füßen. Mein Enthusiasmus mußte gerade so stark seyn, als er war, um mich noch aufrecht zu erhalten, und meinen Glauben nicht gänzlich sinken zu lassen. Ueber die gelehrten Kenntnisse des Direktors war ich nun wohl entschieden; aber er konnte ja, auch ohne eben diese gelehrte Kenntnisse zu besitzen, doch ein in seinem Fache recht brauchbarer Mann seyn! Man sieht, mit welchen Sophismen ich mich täuschte. — Doch ich enthalte mich aller Reflexionen; der Verfolg meiner pädagogischen Laufbahn muß sie selbst an die Hand geben.

Noch immer schien es, als sey ich unter allen meinen Kollegen der ausschliessend begünstigte Liebling; aber auch dieser Traum sollte verschwinden.

Der Lehrer, der bis jetzt Naturgeschichte, Mathematik, und die mit diesen Wissenschaften verbundenen Wissenschaften vorgetragen hatte, wurde anderwärts versorgt, und Amar bat mich, ich möchte seine Stelle einstweilen versehen. Ich entschuldigte mich. Ich muß Ihnen nur frei gestehen, sagte ich ihm, daß ich in diesen Wissenschaften nicht eben so stark bin. Er sah mich mit Blicken an, die Erstaunen und Verwunderung, und noch etwas, das ich mir nicht gern gestehen wollte, ausdrückten.

Sie verstehen von diesen Wissenschaften nichts? fragte er mich in einem schneidenden Tone; der mir durch die Seele gieng.

Nicht genug, um Jünglingen, die schon gute Vorkenntnisse in denselben haben, Unterricht geben zu können.

Das ist mir nicht lieb — und in der That naives Bekenntniß von ihrer Seite.

Das verdroß mich! Was hebe mich zu nichts her, wenn ich es nicht ganz verſtehe, erwiederte ich; aber wenn ich mich zu etwas verbindlich mache, ſo ſtehe ich auch dafür, daß ich es nach meinen beſten Kräften mache.

Brechen wir davon ab, ſagte Amar, drehte mir den Rücken zu, und gieng. Eine Behandlung der Art verdroß mich, aber ich mußte ſie verſchmerzen; um meinen Verdruß etwas zu dämpfen, machte ich einen Spaziergang; mein alter Faktor begegnete mir.

Warum eine ſo krauſe Stirn in Gottes ſchöner Natur? fragte er mich; ich errathe es bald; haben etwa einen Verdruß mit der perſonificirten Menſchenliebe und Aufklärung gehabt. So nannte er, wenn er bei guter Laune war, den Direktor Amar.

Nicht wahr, ich habe es getroffen! fuhr er mit ſeiner geläufigen Zunge fort, die, ſo bald er wollte, kourterartig lief. Ja! ja! es wird noch öfters ſo gehen, denn die Aufklärung und Menſchenliebe mache dem Direktor oft den Kopf warm.

Ich erzählte ihm den Vorfall; er hörte mir geduldig zu, aber um ſeiner Lippen ſchwebte ein ſchalkhaftes Lächeln.

Sie haben nicht klug gehandelt.

Ich ſah ihn an; noch immer das ſchalkhafte Lächeln auf ſeinen Lippen.

Aber ich habe gewiſſenhaft — als redlicher Mann gehandelt.

Das läugne ich nicht, aber Sie haben zu gewiſſenhaft und darum eben nicht klug gehandelt. — Der Direktor nimmt es ſelbſt mit den Kenntniſſen nicht genau, wenn er nur dadurch etwas erſparen kann. Hätten Sie ſeinen Antrag angenommen, ſo würde er eine artige Summe erſpart haben, denn Ihnen hätte er — außer Ihrem beſtimmten Gehalte, noch ein kleines Geſchenk gemacht. Er opfert ſich gern für Menſchenliebe und Aufklärung auf, nur darf ſein Intereſſe nicht mit ins Spiel kommen, das ſchont er mehr denn ſeine Lunge, die er für Aufklärung und Menſchenliebe gewiß noch aufopfert, wenn es ſo fortgeht.

Ich ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Sehen

[illegible] Sehen Sie, lieber Gönner, so ist es [illegible] der Aufklärung und Menschenliebe, [illegible] nem harten Mühdigen verfolgt, und da muß er sich denn ins Enge ziehen; und wenn er die Stelle, die er Ihnen antrug, nicht Jahr nicht besetzt, so kann er diesem [illegible] bisher schon befriedigen. Sie haben es ausgeschlagen, — unter Ihren Kollegen findet er sicher einen, der den Antrag mit Vergnügen annimmt, wenn er auch nur Mathematik so weit verstünde, wie der [illegible] Kaiserinn Aufklärung und Menschenliebe [illegible]

Aber wenn man nun der Sache nicht gewachsen ist? Der Faktor schüttelte lächelnd den Kopf. Die neuern Gelehrten, besonders die Herren Erzieher, denken in dem Falle sehr aufgeklärt. Unsere lieben Vorfahren dachten denn freilich in diesem Stücke ehrlicher.

Der alte Faktor hatte nicht [illegible] Einer der Unsrigen dächte nicht so gewissenhaft wie ich, — nahm die Stelle an, und befand sich recht wohl dabei. Es traf sich, daß ich einstmals in einem Gespräch mit ihm auf dieses Kapitel kam: Es geht alles in

der Welt, ſagte er zu mir, wenn man uns Gelehrten Verſtand mehr als Gelehrſamkeit zu*) Ich danke es dem Geſchicke, daß ich von dem erſtern mehr, als von dem letztern beſitze. Hat man Genie, ſo lernt man ſich in alles ſchicken; — iſt man bloß gelehrt, ſo iſt man immer unbehülflich, hat nicht die Wendung des Geiſtes, die uns zu allem geſchickt macht, uns in alle Formen leicht ſchmiegen lehrt. Dank meinem beſſern Genius, der mich zeitig genug erwachte, und mich auf die rechte Bahn führte. — Ich kam auf eine von den Koſten, mich mit alten Texten und todten Sprachen plagen, die uns ſo wenig

Hier hätte ich ihn gern unterbrochen, um ihm einige Einwendungen zu machen, aber ſeine Zunge war zu geläufig.

Mein beſſerer Genius erwachte, wie geſagt früh genug. Die neuern Erzieher machten dazumal Aufſehen, — mir war es

*) Was einem der Mann nicht alles zu ſagen weiß.

Anmerk. d. Herausg.

gelungen einige ihrer Schriften zu erhalten. Ich verschlang sie mit einem Heißhunger, den Sie sich unmöglich vorstellen können. Der Gedanke, mich meiner Fesseln, die mich nun immer mehr drückten, zu entledigen, bemächtigte sich meines ganzen Wesens. — Aber noch eh' ich meinen Plan ausführen konnte, fand man, eines kleinen Vergehens wegen, für gut, meinem Plane, auf eine für mich nicht eben so erfreuliche Art, in die Hände zu arbeiten. — Ich hatte mit einem Mädchen in P... Bekanntschaft, — und das Mädchen war schwanger von mir. Durch meine Unvorsichtigkeit wurde das zuchbar, ehe ich noch die Sache im Stillen abmachen konnte. Es war für mich ein Spaß zum Todtlachen, als mir der Schulinspektor vor allen versammelten Lehrern und Schülern ankündigte, daß ich relegirt sey. Die wohlweisen Herren wußten nicht, welchen Gefallen sie mir dadurch thaten. Mein Vater machte freilich ein kraußes Gesicht, als er es hörte, aber der war schwach, und ich verstand die Kunst, diesen Fehler zu meinem Vortheile zu benutzen. Ich machte ihm große Schwindeleien vor, er glaubte sie, und versprach sich von seinem Sohne einen Mäzenatem. Meine erste

Sorge war nun, sobald als möglich, in einem Erziehungsinstitute als Lehrer angestellt zu werden. Ich machte verschiedene Versuche — keiner wollte gelingen. Endlich — löste sich der Knoten meines Schicksals. Eine Gesellschaft Schauspieler besuchte meine Vaterstadt; ich trieb nebenbei die Dichtkunst, und wurde auf die Art mit dem Schauspieldirektor bekannt. Dieser hatte eine schöne Tochter, die mir manche unruhige Stunde machte, — und mich das Studium der neuern Erziehungsmethode ganz vergessen ließ. Ich schien dem Mädchen zu gefallen; meine Eitelkeit vollendete das, wogegen sich noch je zuweilen mein Enthusiasmus für das Erziehungswesen gesträubt hatte; ich wurde Schauspieler, zog einige Jahre in die Welt herum, erwarb mir, woran es keinem Erzieher fehlen darf, einen Schatz praktischer Kenntnisse der Welt und der Menschen. Nachgerade merkte ich denn, daß ich nicht der einzige Glückliche sey, der in den Armen dieses schönen Mädchens den Himmel genösse. Ich wollte eifersüchtig werden. Sie lachte mir ins Gesicht.

Sie können gehen, mein Herr, sagte sie mit einem kalten Tone zu mir, denn wenn

ich nicht gethan hätte, mein Vater hätte sie nicht so lange bei der Gesellschaft geduldet. Sie sind zum Liebhaber auf dem Theater (ich spielte nämlich diese Rolle) verdorben; unter vier Augen spielen Sie diese Rolle besser.

Der Spaß verdroß mich. Denn ich lebe und sterbe des Glaubens, daß ein Genie zu allem Geschick und Talente habe. Ich federte nun meine Entlassung, erhielt sie, und warf mich nun wieder in das Erziehungswesen, d. h. ich las und studierte alles, was über diese Wissenschaft geschrieben wurde. Oft stieg der Gedanke in mir auf, für angehende Schauspieler ein Erziehungsinstitut zu errichten; aber es war und blieb nur ein Gedanke. Endlich glänzte mir ein Stern der Hoffnung entgegen. Ich war mit Anton auf Schulen gewesen, und schon damals waren wir Freunde, denn Genien finden sich leicht; er hatte Theologie studirt, und — wie der gemeine Haufe des vornehmen und niedern Pöbels glaubt, zu früh für die Bevölkerung gesorgt — denken Sie nur! und mußte daher stille stehen auf einer Laufbahn, für die ohnedies seine Kräfte zu edel waren. Wie doch je zuweilen aus den Vorurtheilen

der Menſchen etwas Gutes entſtehen kann? Amgt war ſogleich entſchieden, was er nun anzufangen hatte; — er errichtete dies Erziehungsinſtitut, und traf mich eben in meiner Vaterſtadt, wie er hieher nach L. reiſte. Es fehlte ihm noch ein Lehrer, — und ſo wurde ich aufgenommen. Ich darf Ihnen wohl nicht erſt ſagen, daß ich an meinem Platze bin.

Dieſer Menſch, — ich kann mich nicht überwinden, nach einer langen Reihe von Jahren nicht überwinden, ſeinen Namen zu nennen, der ſo unverſchämt leichtſinnig über einen Gegenſtand ſprach, der, nach meiner Ueberzeugung, mit aller Ernſthaftigkeit behandelt werden mußte, — dieſer Menſch machte mich ganz irre. Ich gelobte mir nun heilig, ſorgfältiger und kälter zu prüfen, — dies wurde mir denn nun auch leichter, da der Thermometer meines Enthuſiasmus merklich gefallen war.

Ein Vorfall, der ſich kurz nach dieſem Geſpräche ereignete, gab meiner Aufmerk-

kaukeit und meinem Verachtungsgeiſte einen noch ſchärfern Sporn. Den Leſern wird aus den vorhergehenden Kapiteln, der neuere Cicero noch erinnerlich ſeyn, eben der Cicero, deſſen ſolide kaum, ſollende Kenntnis der lateiniſchen Sprache meinen Enthuſiasmus gleich anfangs ſo ſehr abgekühlt hatte. Dieſer Cicero, den ich Anton nennen will, war ein Knabe von achtzehn Jahren, ſchön und feurig, und hatte in ſeinem ganzen Betragen etwas, das bei dem erſten Anblick für ihn einnahm. Trotz dem, daß ſeine Kenntniſſe nicht ſo beſchaffen waren, als man mich hatte überreden wollen, liebte ich ihn doch unter allen am meiſten. Er merkte das, und ſchmiegte ſich von Tage zu Tage immer mehr an mich an. Auf einmal wurde dieſer, ſonſt immer munterer, heiterer Jüngling finſter, verſchloſſen. Mir fiel das auf, denn die Veränderung war zu ſichtbar und zu auffallend; ſelbſt gegen mich wurde er ſcheu, und an ſeine gewohnte Offenheit trat ein ängſtlich zurückgehaltenes Weſen, eine Verſchloſſenheit, die ich unmöglich mit ſeiner vorigen heitern Laune, ſeinem gewohnten offenen Weſen vereinigen konnte — Selbſt meinen Umgang, den er ſonſt gefliſſentlich ſuchte, floh er jetzt. Ich verdop-

prüfte meine Aufmerksamkeit, und lauerte sorgfältig auf eine Gelegenheit, bei der ich ihn allein sprechen könnte. So sehr ich diese Gelegenheit suchte, so ängstlich schien er sie zu vermeiden: aber der Zufall war mir endlich doch günstig.

Ich traf ihn einstmals im Garten in einer Laube sitzend. Ich stand so unvermuthet vor ihm, daß er mir nicht entwischen konnte. Zutraulich setzte ich mich neben ihn, ergriff eine seiner Hände, und sah ihm dabei forschend in die Augen.

Er hatte geweint, — und noch standen Thränen in seinen Augen.

Lieber Anton, sagte ich, du bist seit einiger Zeit so traurig, — fliehst deine Gespielen, fliehst mich, sonst deinen Vertrauten, — und suchst die Einsamkeit.

Ein Seufzer, von einem leisen: ach Gott! begleitet, war seine Antwort.

Deine Heiterkeit, fuhr ich fort, dein Frohsinn ist verschwunden. Was fehlt dir? entdecke dich mir, ich bin dein Lehrer, aber

ich bin auch dein Freund, ich glaube dir das bewieſen zu haben.

Er wollte meine Hand zu ſeinen Lippen führen, ich verhinderte es.

Ich weiß das wohl — ſagte er — aber verzeihen Sie mir! ſcheiten Sie mich nicht einen Undankbaren, bei Gott Sie thäten mir da Unrecht; aber ich kann es Ihnen nicht ſagen, was mir fehlt.

Ich beruhigte mich dabei noch nicht; ſondern bat ihn auf die rührendſte Art, daß er ſich mir entdecken ſollte. Je mehr ich bat, je heftiger weinte er; aber alle meine Bitten, ſelbſt einige Kunſtgriffe, die ich anwendete, waren vergebens.

Haſſen Sie mich nicht, — ſprach er auf einmal — aber dringen Sie auch nun nicht weiter in mich. Bei Gott! Sie ſollen alles erfahren, nur jetzt — jetzt nicht!

Mit dieſen Worten, die er in einem rührenden Tone ſprach, machte er ſich aus meinen Armen los, und eilte fort.

Ich ſah ihm mit verwunderungsvollen Blicken nach, aber es war mir ohnmöglich,

ihm zu folgen, oder noch weiter in ihn zu dringen.

Einige Tage nach diesem Gespräche traf ich ihn wieder im Garten. Er wurde mich in der Ferne gewahr, und eilte mit einer erkünstelten Fassung auf mich zu.

Sie werden auf mich zürnen! sagte er, aber Sie werden mich auch entschuldigen, wenn Sie mich einige Augenblicke ruhig angehört haben.

Er sah mich an mit einem Blick — der mein Innerstes durchdrang, und schien immer beredter zu werden, je näher der Augenblick kam, in welchem er sich mir entdecken wollte.

Wie soll ich es Ihnen nur sagen — hub er mit wehmüthiger, von Thränen erstickter Stimme an. Warlich ich bin unschuldiger, als ich scheine, Gott ist mein Zeuge! setzte er nach einer Pause hinzu.

Sey ruhig, Anton! sagte ich zu ihm, fasse dich; — deine Phantasie mahlt dir ge-

wie alle mit schrecklichen Farben — es ist gewiß nicht halb so schrecklich, als du es denkst, und deine erhitzte Phantasie dir vorspiegelte.

Er schwieg eine lange Zeit, endlich fragte er mich, ob ich Luisen von B. . . kenne.

Ich bejahte es. Luise von B. . . wurde in dem weiblichen Erziehungsinstitute erzogen, und war die Tochter eines reichen, vermögenden Edelmanns in Westphalen. Sie war schön, und eben siebzehn Jahre alt. Ihre Eltern hatten es sich bei Amar ausbedungen, daß sie bis in ihr zwanzigstes Jahr in dem Institute bleiben sollte, weil sie dann sogleich an einen weitläuftigen Anverwandten, der jetzt auf Reisen war, verheiratet werden sollte.

Aber was soll das Anton? fragte ich ihn. Wie gehört Luise von B. . . hieher?

Ach! seufzte er — Sie werden es gleich hören. Luise von B. . . ist schwanger.

„Was? rief ich, Luise von B... ist schwanger. „Rede mir kein Wort weiter, ich weiß alles.

Sehen Sie, sagte Anton, mir ahndete es, daß ich Sie erzürnen würde; aber ein Mensch mußte es wissen. Ich hatte das meiste Zutrauen zu Ihnen. Stehen Sie mir in dem Sturme, der mir bevorsteht, bei, daß ich nicht untergehe — nicht gänzlich untergehe.

Aber mein Gott Anton! rief ich mit bebender Stimme, was hast du gemacht?

Ach! ich weiß es nur zu gut! — antwortete er seufzend, aber doch gefaßter, als ich mir vorstellte.

Aber Anton, du mußt mir alles erzählen, mußt mir nichts verschweigen, damit ich weiß, wie ich mich in diesem verwickelten Handel benehmen soll.

Das will ich wohl, sagte Anton, aber nur jetzt nicht, es ist zu weitläuftig — ich will es, wenn ich Kräfte dazu habe, schrift-

lich thun; jetzt wäre es mir unmöglich, — und wenn man mir Kronen böthe.

Nun so thue es, Anton. Schreibe mir alles, — verschweige mir nichts, auch den kleinsten Umstand nicht.

Ich war zerstört, niedergeschmettert. Alles — alles kam mir noch wie ein bänger Traum vor. Was wird Amar sagen? dachte ich bei mir selbst. Was wird die Welt sagen? setzte ich hinzu, die Welt, die uns mit scharfen Augen beobachtet, und den kleinsten Fehler, den wir begehen, zum Verbrechen macht.

Von einem Entschlusse zum andern getrieben, wußte ich nicht, was ich anfangen sollte. Sollte ich Amar alles entdecken, — noch eh' ich von Anton nähere Erklärung hatte? — das wäre unredlich gewesen, denn ich hatte ihm ja versprochen, so lange zu schweigen, bis ich von ihm alles würde erfahren haben.

Ich ſchwieg daher noch. Ach meine goldnen Träume hatt ich aus, und faſſets Hände, mußtes ihr ſo ſchnell verſiegen.

Zehntes Kapitel.

Anton's Geſchichte, welche bedeutende Winke enthält.

Nach einigen Tagen erhielt ich von Anton folgende Geſchichte ſeiner Verirrung, die ich ſo ſchmucklos, als er ſie aufgeſetzt hatte, mittheile.

Ich kann Ihnen verſichern, daß die Triebe, welche man, wie ich nachher erſt erfahren habe, Geſchlechtstriebe nennt, mir bis auf einen gewiſſen Zeitpunkte ganz unbekannte geblieben waren. Aber — zu meinem größten Unglück ſollten ſie es nicht lange mehr ſeyn. Ich kannte ſelbſt gewiſſe widernatürliche Ausſchweifungen und Abarten dieſer Triebe nicht einmal dem Namen nach.

Endlich, — ach, wodurch kann ich diese Zeit nicht aus meinem Gedächtnisse, und zugleich aus meinem Leben hinwegwünschen! Unglücklich wurde ich auf die unschuldigste Art vertrauter mit diesen Trieben, und von dieser Zeit an rechne ich mein Unglück. Amar hieß mich eines Tages nach geendigten Schulstunden auf sein Zimmer kommen. Nach einer gutgemeinten, herzlichen Einleitung warnte er mich vor den heimlichen Sünden, denen die Jugend besonders ergeben wäre. Er trug das Gemählde mit schrecklichen Farben auf; aber ich schauderte nicht, denn ich verstand ihn nur halb, weil ich mit Wahrheit versichern kann, daß mir die heimlichen Sünden, von denen er sprach, nicht einmal vom Hörensagen bekannt wären. Ich gestand ihm das offen und frei. Er erklärte sich nun deutlicher, gab mir zugleich über gewisse Geheimnisse, an die ich nicht einmal dunkel war erinnert worden, so viel Aufschluß, daß ich seit diesem Augenblick eine starke Veränderung in mir spürte. Amar breitete sich in seiner Unterredung mit mir sehr weitläuftig über die physische Verschiedenheit beider Geschlechter, über die Bewegung des Menschen aus, und bediente sich dabei einiger Ausdrücke

die meiner ſchlummernden Sinnlichkeit einen weiten Spielraum gaben. Von dem Augenblicke an betrachtete ich die Mädchen mit ganz andern Augen. Vor den heimlichen Sünden, die ich mir nun wohl erklären konnte, hatte mich Anar gewarnt, — hatte ihre Folgen mit ſchrecklichen Farben geſchildert; aber in dem, was er mir von der Zeugung des Menſchen ſagte, waren ihm, vielleicht ihm ſelbſt unbewußt, einige Ausdrücke und Bilder entwiſcht, die meine Bruſt mit einer ſüßen Beklommenheit und einem dunklen Ahnden füllten.

Bis jetzt war ein Mädchen für mich etwas ganz bedeutungsloſes geweſen. Der Unterſchied der Geſchlechter, nach verſchiedenen Zwecken, und doch zu einem Zwecke beſtimmt, war mir nie eingefallen. Aber jetzt erhielt das ſonſt für mich bedeutungsloſe Wort, Mädchen, einen Sinn, und ich betrachtete nun die Mädchen mit andern Augen. Gewiſſe Triebe erwachten in meinem Innern, vor den Folgen der heimlichen Sünden hatte man mich gewarnt — und doch beſchäftigten mich dieſe Triebe von Tage zu Tage immer mehr. Jetzt erſt bemerkte ich, daß Laiſe

von

[illegible] Augen [illegible] Feuer, und es thut mir wohl, in diese schwarzen, glühenden Augen zu sehen. Nun will ich Sie lange mit der genauen Erzählung meiner Thorheit bekannt machen, wie ich nur darum bat, daß Sie die Veranlassung kennen lernen sollten.

So endigte Anton seine Erzählung, als er noch die rührendsten Bitten hinzugefügt hatte, daß ich ihn in dem Sturme, der ihm drohte, nicht verlassen sollte. Das gelobte ich mir denn auch heilig, und darf mir das Zeugniß geben, daß ich gethan habe, was in meinen Kräften stand.

Dieser Vorfall erregte wunderbare Gedanken in meiner Seele; — aber zur Steuer der Wahrheit muß ich auch bekennen, daß mein schon wankender Glaube an die Infallibilität des neuern Erziehungswesens jetzt einen mächtigen Stoß erhielt, der ihn in seinen tiefsten Vesten erschütterte.

Ja! ja! die Proben und die Versuche! tiefslich aus. Sie mögen sich auf dem Pa-

piren recht artig auszunehmen, recht schön Alles, wenn man sie liest, aber die Praxis!

Gott weiß, wie unvorsichtig Amar zu Werke gegangen war; fast konnte ich das aus Antons Worten mit Gewißheit vermuthen.

Da lagen meine Erwartungen, meine Hoffnungen, meine Wünsche! Ich durfte Anton nicht ansehen, denn in seinem bleichen kummervollen Gesichte las ich zugleich die Geschichte meines eignen Kummers. Wie sehr dauerte mich der Arme! Traurig schlich er umher, warf, wenn er mir begegnete, einen scheuen, fragenden Blick auf mich; redete ich ihn an, so war etwas ängstliches in seinem Wesen, das mich erschreckte. Amar mußte es früher oder später erfahren, und am besten war es doch wohl, wenn ich ihn selbst von dem Vorfalle unterrichtete. Schon seit einigen Tagen trug ich mich mit dem Vorsatze, und wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit. — Aber es wollte sich keine finden; bald hatte er Geschäfte, bald war ein Besuch aus der Nachbarschaft da, oder es fiel sonst etwas anders vor, das

nicht hinderte, meinen Wunsch auszuführen. Endlich entschloß ich mich, der neuen Ehe, der Welt, — dem unsere Dichter alle ihre Lieder widmen sollten — mir ins Gesicht und kam mir zuvor. Bleich, verändert und verstört trat eines Morgens Amalie auf mein Zimmer.

Mein Gott! rief er mit matter, erschöpfter Stimme, und warf sich in einen Stuhl.

Stunden über diesen sonderbaren Zustand. Amalie fesselte meine Zunge.

Ach! mein Gott! rief er nach einer langen Pause. Ich bin verloren — alles — alles ist verloren.

Aber mein Gott! was ist denn vorgefallen, das Sie in diesen schrecklichen Zustand setzt?

Sie wissen es also nicht? fragte er mich, stand auf, und gieng, die Hände ringend, im Zimmer auf und ab. —

Ich wollte etwas sagen, er unterbrach mich schnell. Ach! mein Gott! nichts hätte mir schrecklicheres begegnen können.

Aber was ist denn das?

Anton ist fort! — rief er mit dem schneidenden Tone der Angst. Luise von B.. ist schwanger von ihm! Meine Aussichten, meine Hoffnungen — alles ist zerstört. — Da steh ich, preis gegeben dem Hohngelächter, dem Gezische meiner Feinde!

Das ist ja auch mein Fall! sprach ich leise zu mir selbst. Sind denn nicht auch meine schwärmerischen Hoffnungen getäuscht, meine kühnen Plane zerstört worden?

Ich habe Befehl gegeben, fuhr Amar fort, daß man dem Flüchtling nachsetzt, — ich will keine Kosten, keine Mühe sparen, um ihn wieder zu haben.

Und dann? fragte ich.

Und dann, wiederholte er, wie betroffen — dann soll er sein Vergehen schrecklich büßen. Meine Ehre muß gerettet werden, und sollte auch —

Einem Menschen Unrecht geschehen, sollte auch ein Unschuldiger leiden! fiel ich ihm schnell ins Wort.

Was soll das? fragte er mich.

In diesem Augenblicke war ich entschlossen, ihm die lautre Wahrheit zu sagen, mochte es mich auch kosten, was es immer wollte.

Anton ist vielleicht nicht so schuldig, als Sie denken, sagte ich, vielleicht sind Sie selbst — so wenig Sie das jetzt auch glauben dürften, die unschuldige Ursache seines Vergehens und seines Unglücks.

Ich sagte das ernst, aber mit einem sanften bescheidenen Tone.

Was? fuhr er auf. Wie sagen Sie?

Schweigend gieng ich an mein Pult, nahm Antons Brief, und gab ihm denselben zu lesen.

Und was soll dieser Brief gegen mich beweisen? fragte er mich ganz gleichgültig.

Nichts soll er wider Sie beweisen, sagte ich, nur sanfter und nachgiebiger gegen den armen Anton soll er Sie machen.

Und ich soll die Schuld allein tragen, soll der Welt, meinen Feinden zum Hohne

lächter verstehen. Mein mein guter Faustin, das geschieht nicht. Ich hoffe, Anton soll bald gefunden werden, und wie sein Verbrechen, soll seine Strafe seyn.

Und was gewinnen denn Sie dadurch?

Diese Frage schien ihn einen Augenblick verlegen zu machen, aber auch nur einen Augenblick.

Ich weiß nicht, sagte er in einem stolzen Tone, ob ich Ihnen Rechenschaft zu geben habe. Ich bin Mann, — und was ich thue, muß ich verantworten.

Mein Herr Edukationsrath — ich gebe ihnen das alles gern zu — aber überlegen Sie selbst, daß meine Vorschläge keine Befehle sind, daß Sie mich selbst stillschweigend aufgefordert haben, Ihnen unverhohlen einen Rath zu geben, indem Sie mir den Vorfall erzählten. Ueberlegen Sie, daß —

Daß ich zu thun und zu lassen habe, was ich will, entgegnete er hastig und ganz gebracht.

Ich habe Ihnen das verhin schon zugegeben. Und also —

Hätten Sie schweigen sollen.

Wenn ich nun aber aufgefordert werde, zu reden. —

Wir wollen abbrechen, — ich thue doch, was mir gefällt.

Siebtes Kapitel.

Allein war ich, und die Geschichte dieser Begebenheit mit Arsenen, die Unterredung mit Amar beschäftigte mich so lebhaft, — daß ich nichts anders denken konnte.

Der Mann also, rief ich nach einer Pause, als mich Amar verlassen hatte, der Mann, der so viel von Menschenliebe und Aufklärung spricht, will einen Knaben, der durch seine Unvorsichtigkeit mit einem Laster bekannt wird, das die Ruhe seines Lebens, seine Freuden stört, — der Mann will diesen Knaben strafen, und kann es nicht einsehen, daß nur er, und nicht dieser Knabe,

staatswirthschaft. — Wie verblendet der Mensch doch zu zuweilen ist! —

Alles, meine Ruhe, die hohen Begriffe, die ich mir von Amar machte, — alles das war verschwunden bis auf das letzte kleinste Fleckchen. O! das war schmerzlich für mich!

Eines Morgens steh ich am Fenster, und auf einmal höre ich den Klang der Allarmtrommel. Diese Trommel gab den Zöglingen und Lehrern beyderley Geschlechts zu verstehen, daß etwas Wichtiges vorfalle, und wir mußten dann binnen einer halben Stunde in dem großen Saale versammelt seyn, denn wir beobachteten in allem, wo es nur gehen wollte, eine militärische Ordnung, und waren in der That in Kleinigkeiten groß. Ich kleidete mich an, und eilte in den großen Saal. Alle waren schon versammelt; — Amar in der Staatsuniform, saß ernsten Gesichts auf einem Sessel.

Man bringe die beiden Verbrecher! sagte er endlich.

Eine bange Ahndung ergriff mich. Ich wollte hin zu Amar, wollte ihm ein Wort sagen; aber bald ermannte ich mich, und be-

schloß, die Entwickelung der Sache abzuwarten. — Die Thüre gieng auf, Anton trat herein, und Luise von B . . folgte ihm zitternd. In Antons bleichem Gesichte erblickte ich keine Spur von Furcht; nur ein sanft verschmolzener Zug von Trauer lag in den schönen Zügen seines Gesichts. Luise von B . . war bleich, ihre Lippen zitterten, und ihr ganzes Wesen war in einer schrecklichen Spannung. Sie schlug ihr großes blaues Auge nicht auf. Die beiden Unglücklichen wurden in die Mitte des Saals geführt. Anton warf je zuweilen einen versöhnenden Blick auf die Gefährtin seines Unglücks, und wenn ihn Luisens Blick je zuweilen traf, — dann verbreitete sich in seinem Gesichte ein edler Stolz, der allen Gefahren und allen Gewaltthätigkeiten Trotz bieten zu wollen schien.

Amar hub seine Rede an, — und — (ich schämte mich in seine Seele) erzählte vor einer Versammlung von Knaben und Mädchen, von denen die meisten noch ganz jung waren, Antons und Luisens Vergehen, auf eine Art, die nichts — gar nichts verschleierte. Ich erschrack, denn die Knaben

sahen einander verlegen an, andere lächelten einander mit verstohlnen Blicken zu. Endlich trug er auf eine öffentliche Züchtigung der beiden Unglücklichen an. Mein Innerstes empörte sich. Die Lehrer sollten die Züchtigung unter einigen, die Amar verschlug wählen. Ich erstarrte; denn, zu geschweigen, daß die Strafen unmenschlich waren, so waren sie überdieß noch unschicklich, wenn sie in Gegenwart der Lehrlinge beiderlei Geschlechts sollten vollzogen werden. Seufzend schlug ich die Hände zusammen; aber in demselben Augenblick stand auch der Gedanke fest vor meiner Seele; sie soll nicht vollzogen werden, diese schändliche Strafe, es koste auch, was es wolle! Indem ich mich mit diesem Gedanke beschäftigte, sah ich mich zufällig um, und wurde den alten ehrlichen Fakter hinter mir gewahr.

Lächelnd klopfte er mich auf die Schulter, und sah mich mit einem pfiffigen Gesichte an.

Den Armen soll auch nicht viel gethan werden, sagte er.

Aber wie? fragte ich.

Verlassen Sie sich auf mein Wort, ich stimme auch mit Gewissen er mir

Meine Furcht schien unnöthig, denn ich kannte den Faktor, das er Wort halten würde. Amar sah sich einsichtsvoll Ansehen, stand auf, und gab den andern meinen Lehrern nun auf, über einige von ihm vorgeschlagene Strafen zu stimmen. Ich wurde muthiger durch den Trost, den mir die Worte des Faktors einflößten, und schrieb auf den Zeddel, den mir Amar gegeben hatte: Keine Strafe.

Jetzt hatten alle gestimmt, und Amar legte mit einem triumphirenden Blicke die zwei ersten Zeddel weg, weil diese wahrscheinlich seiner Meinung zusagten.

Endlich öffnete er meinen Zeddel, und schüttelte mit einem boshaften Lächeln den Kopf. Das habe ich erwartet, sagte er zu mir, — doch zum Glück wird es nicht viel helfen.

Jetzt hatte er den letzten Zeddel eröffnet, das boshafte freudige Lächeln verschwand aus seinem Gesichte, und machte einem tödtlichen

Schrecken Blick. Er strengte sich gewaltsam an, seinen Schreck zu verbergen, aber es war vergebens.

Was soll das, Herr Faktor? fragte er endlich stotternd.

Mit einer unerschütterten Miene trat der Faktor auf ihn zu.

Ich bitte Sie, sagte er sanft, folgen Sie meinem Rathe. Ich stehe sonst nicht dafür — setzte er in einem gebieterischen Tone hinzu, daß —

Nun wohl! sagte Amar, Sie kennen den Vater dieses jungen Menschen, und es ist mir ein Beweis Ihres guten Herzens, daß Sie sich für ihn verwenden; ich bin Ihnen, noch von langer Zeit her, eine Gefälligkeit schuldig, und will sie heute abtragen. Geh, sagte er zu Anton, und danke diesem Manne hier.

Ist nicht nöthig! sagte der Faktor zu Anton, und reichte ihm die Hand, die er mit sichtbarer Rührung an sein Herz drückte. Dem alten Manne standen Thränen in den Augen.

Amar sah wie finstre Schatten bald auf Antony, bald auf dem Fakior sitzen, mit einem Entschlusse zu kämpfen, der ihm wichtig seyn mußte. Man hörte keinen Laut, — und einer nach dem andern schlich sich fort.

Zwölftes Kapitel.

Was war denn das?

Aber mein Gott! sagte ich zu dem Fakior, als wir allein waren, wie haben Sie es angefangen, diese Unglücklichen zu retten?

Ich muß jetzt schweigen, darauf habe ich Amarn mein Wort gegeben, und werde es halten. Fragen Sie mich weiter nicht; vielleicht ändern sich gewisse Verhältnisse bald, und dann bin ich nicht mehr an mein Versprechen gebunden.

So sehr ich ihn auch bat, so heilig ich ihm eine ewige Verschwiegenheit versprach,

so war ihm doch über den Punkt nichts abzugewinnen. — Amar war seit jenem Auftritte finster und niedergeschlagen, und betrieb seine Geschäfte mit einem Widerwillen, der nur zu sichtbar war. Aaron wurde seines Säuglinges entlassen, und Lulse zu ihren Eltern geschickt. — Aber Amars Besorgnisse waren nicht ungegründet gewesen; dieser Vorfall that ihm einen merklichen Schaden. Die Sache mußte bekannt werden, und gab seinen Feinden offnes Feld. Man behandelte ihn in Flugschriften bald mit unbarmherziger Strenge, bald mit dem bittersten Spotte. Von Aaron und Lulsen erfuhr man weiter nichts; — vielleicht hat der Herausgeber Gelehrtheit, im Verfolge seiner Reisen den Lesern diese beiden Unglücklichen noch einmal aufzuführen; jetzt muß er, so ungern er es in mancher Rücksicht auch thut, Abschied von ihnen nehmen, und sie ihrem Schicksale überlassen.

Dieser Vorfall, den die Göttin Fama nur zu bald und zu weit, mit den gehässigsten Zusätzen entstellt, verbreitete, that Amarn

Und noch abwarten, und hörte nicht auf die Vorstellungen des alten Doktors, der mir täglich sehr dringend anbog, daß ich auch dem Beispiele meiner Kollegen folgen solle. — Ich konnte das aber nicht über mich gewinnen, und wartete lieber — bis mir Amax, in einem sehr höflichen Handschreiben, meinen Abschied gab, — und mir auf die feinste Art zu verstehen gab, daß ihm sein Kassier nicht erlaube, mir jetzt den schuldigen Gehalt zu bezahlen — So leicht ich auch das alles hatte voraussehen können, so unerwartet kam mir doch der Schlag — Der größte Theil meines Geldes war aufgezehrt, — und ich hatte kaum so viel, mich einige Monate nothdürftig hinzuhalten. Ich eilte, bestürzt und niedergeschlagen wie ich war, zum Doktor.

Haben Sie den Laufpaß erhalten? fragte er mich, wie ich in seine Stube trat.

Ich bejahete es durch ein Achselzucken.

Haben Sie sich doch nicht rathen lassen, fuhr er fort. Ich habe alles vorausgesehen, — aber man hörte nicht, wollte alles besser wissen, und bauete so sehr auf die schönen

Tor-

Thaten, mit denen Einer freigebiger ist, als mit dem Gelde? denn schöne Thaten kosten ihm ja nichts. — Ja! ja! junger Mann, dergleichen Sachen sind recht gut, — nur muß man sie nicht bloß theoretisch, sondern praktisch behandeln.

Das, was der alte Faktor sagte, war nun eben auch nicht Balsam für meine Wunden. Aber was half es; ich mußte tragen, was mir das Schicksal auferlegt hatte, und durfte nicht murren, weil ich mir die Schuld selbst zuzuschreiben hatte, denn ich hatte — das sah ich denn nun wohl, — zu unvorsichtig gehandelt.

Ich verließ also das Erziehungsinstitut, das ich aus der Ferne im gefälligsten Lichte gesehen hatte, und zog mir, freilich zu spät, aus meinen Erfahrungen die weise Lehre, daß man alles in der Nähe betrachten sollte, ehe man sich zu große Erwartungen macht, und sich durch den Schein täuschen läßt. — Daß der, das sah ich denn nun wohl, gar nicht der Mann, der einer Anstalt der Art vorstehen konnte; seine Kenntnisse waren seicht, — und überhaupt stehet er die Be-

quemlichkeit wehr, als er in seiner Lage sollte. Der alte Faktor der mich begleitete, gab mir über manches einen nähern Aufschluß. Auch erfuhr ich jetzt von ihm, wodurch er Amarn habe zwingen können, den armen Autenmenschlicher zu behandeln. Amar hatte ein junges schönes Mädchen bey sich, das er für seine Schwester ausgab. Man glaubte dies um so eher, je ähnlicher ihm dieses Mädchen sah; und doch war sie mit nichten seine Schwester, sondern eine weitläuftige Anverwandte, die er wider den Willen ihrer Eltern entführt hatte. Amar lebte mit diesem Mädchen im vertrautesten Umgange, und der alte Faktor, der ein ächter Spürhund war, — der alles auswittern mußte, wußte nicht allein um die Verhältnisse in denen Amar mit diesem Mädchen stand, sondern er hatte auch verschiedene kleine Streifereien, die Amar noch überdieß auf Amors Wildbahn in der umliegenden Gegend machte, ausgewittert, und konnte auf die Art wohl ein Machtwort reden. Auch erhielt ich von dem Faktor noch nähere Aufschlüsse über manchen meiner Mitarbeiter, und nun erschrack ich freylich, als ich die Menschen näher kennen lernte, die — für den edelsten Zweck, — für die Bildung

eines kommenden Geschlechts arbeiten wollten. Sie hatten nicht nur die dazu nöthigen Kenntnisse nicht, sondern sie zeichneten sich auch durch einen unmoralischen Wandel aus. Ich hatte das nicht beobachten können, weil ich still und eingezogen, und — ich darf das ohne Stolz sagen, — nur meinem Berufe lebte. Die meisten waren Abenteurer, die auf keine Art, — weil sie weder Kenntnisse hatten, noch sich in die Verhältnisse des wirklichen Lebens schmiegen wollten — in der Welt ihr Fortkommen hatten finden können. Amor war, im Ganzen genommen, ein Schwachkopf, der andere durch schöne Reden und hochtönende Worte täuschte, und auf die Art wieder getäuscht wurde. Schlauköpfe beutzten seine Schwäche, sprachen mit geläufiger Zunge über die Gegenstände, die er gern hörte, und — angelten seine Gunst durch den Köder der Schmeichelei. Er war das Spielwerk ihrer Launen, und hieng mehr von ihnen ab, als — was doch eigentliche Regel gewesen wäre — sie von ihm.

Die wohlthätigen, für die ganze Menschheit heilsamen Absichten, mit denen man auf eine eben nicht gar zu feine Art prahlte,

verschwanden bald, wenn man sie einer höhern Beleuchtung würdigte — das Ganze all die schönen Sentiments, die man so freigebig dem Publikum an den Hals warf, waren Goldflitterchen und Nürnberger Puppenkram. Die Art, wie man den Lehrlingen Kenntnisse beibrachte, war zu einer der erbärmlichsten Spielereien herabgesunken. — Alles wurde nach militärischer Ordnung gethan, — und dadurch ein großer Theil der edlen Zeit versplittert, die wir auf eine nützlichere Art hätten anwenden können. — Auch erzählte mir der Faktor, daß die Anverwandte Amars, die ein äusserst wollüstiges Weib war, sogar mit einigen der Lehrer, ja sogar mit einigen der erwachsenen Zöglinge, Liebschaften unterhalten habe.

Gott im Himmel! rief ich aus, wie grausam bin ich getäuscht worden, wie leichtgläubig war ich nicht! — Ich glaubte ein ehrenvolles Mitglied einer Gesellschaft zu seyn, die, wie sie vorgab, für das Beste der Menschheit sorgte, — und am Ende haben die Zöglinge weiter nichts gelernt, — als Seiltanzen, Springen und dergleichen brodlose Künste, durch die ohnmöglich die Generation

beſſer und verbeſſert mich, und die der Menſchheit nichts frommen können.

Ich verwünſchte den Wirth, der mich an Amar empfohlen hatte, verwünſchte die neuere Erziehungsart, die, weil ſie eben von vielen falſch verſtanden, und ſchief angewendet wird, ſo viel Unheil ſtiften kann, und endlich verwünſchte ich mich ſelbſt, und meine Leichtgläubigkeit dazu.

Zweiter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Traurige Aussichten, — und zuletzt noch ein Titel; darum sollte man doch nicht murren, wenn einen auch das Unglück einmal in die Lehre nimmt.

Ja! so ists! man sollte doch nicht murren, denn das Ende unsers Elends ist oft sehr lustig. — Ohne Aussichten, ohne Vermögen kam ich nach B . . wo der Fürst seinen Hof hielt, dem ich aus dem Erziehungsinstitute bekannt geworden war. Meine kleine Baarschaft neigte sich täglich immer mehr ihrem Ende zu. Ich war — warum sollte ich es nicht gestehen? in einer traurigen Lage. Endlich wollte es der Zufall, daß mich der Fürst auf der Promenade traf. Er sah mich im Vorbeigehen an, — und ich wunderte

mich nicht wenig, als mir der ihn begleitende Kammerjunker nachkam, und mich fragte, ob ich nicht Fauſtin hieße?

Ich bejahete ſeine Frage.

So kommen Sie morgen aufs Schloß! der Fürſt will Sie ſprechen, ſagte er, und verließ mich.

Ich gieng zur beſtimmten Stunde hin. Der Fürſt will Sie ſelbſt ſprechen, hieß es, Sie müſſen wohl noch ſo lange warten bis die Audienz vorbei iſt. Er hat das ausdrücklich befohlen.

Ich hätte gern noch zwei Tage gewartet, denn ich träumte nun ſchon von einer beſſern, ſorgenfreien Zukunft. Endlich wurde ich vorgelaſſen; der Fürſt ſprach in den gnädigſten Ausdrücken mit mir, fragte nach Amar, und bedauerte deſſen unglückliche Lage. Ich hütete mich ſehr, ihm etwas zu ſagen, das nachtheilig für Amar geweſen wäre, denn der Fürſt ſchien ihm noch ſehr gewogen zu ſeyn. Endlich wurde ich mit den gnädigſten Verſicherungen, daß man bald für mich ſorgen wolle, entlaſſen. Nun lebte ich wieder

neu auf, denn ich hatte ja das Wort des Fürsten, daß er an mich denken wolle.

Einige Tage nach diesem Vorfall gieng ich in einen öffentlichen Garten, wo sich an bestimmten Tagen die feinere Gesellschaft von B . . versammelte. Ein Mann, den ich nicht kannte, machte sich an mich; fieng ein gleichgültiges Gespräch an, und fragte mich endlich nach meinem Namen. Ich nannte ihm denselben, — und auf einmal änderte sich das Betragen dieses Mannes.

Verzeihen Sie, mein Herr! sagte er zu mir, wenn ich Sie nicht mit der Ihnen schuldigen Achtung behandelt haben sollte. Ich würde untröstlich seyn, wenn Sie das übel aufnehmen sollten.

Ich verstand den Mann nicht, und konnte mir seine geschmeidige Höflichkeit nicht erklären.

Ich weiß nicht, mein Herr, entgegnete ich ihm endlich, warum Sie so viel Umstände mit mir machen. Ich bin ein ganz unbedeutender Mensch. —

Aber Sie sind ja Faustin der Jüngere. —

und ein reducirte Lehrer aus einem eingegangenen Erziehungsinstitute.

Aber Sie haben die Gnade des Fürsten.

Der Fürst ist so gnädig gewesen, mir das zu versichern.

Er hat sich eine ganze Stunde mit Ihnen unterhalten. Das ist ein seltener Fall, glauben Sie mir das, ich kenne die Höfe. Das können sich nur wenige seiner erklärten Günstlinge rühmen. Sie werden durchgängig beneidet, das sag ich Ihnen.

Da thut man wahrlich Unrecht.

Sie können hier große Verbindungen eingehen — den ersten Familien werden Sie willkommen seyn. Glauben Sie mir das, ich kenne die Menschen.

Erlauben Sie mir, daß ich bis jetzt an dem zweifle, was Sie mir da sagen.

Sie werden sehen, daß ich wahr gesprochen habe. Ich bin zwar ein unbedeutender Mann, bin nur Kanzelist in der Regierung, aber unser eins erfährt denn doch

auch so zuweilen etwas. Die Großen beehren doch die Kleinen Leute auch je zuweilen. — Wie gesagt, es ist allgemein aufgefallen, daß der Fürst so lange mit Ihnen sprach — man hat alles bemerkt, sogar daß er Ihnen auf der Promenade nachgeschickt hat. —

Nicht möglich! erwiederte ich, und lachte in meinem Herzen über die Armseligkeiten, und darüber, daß man einen so großen Werth darauf legte.

Wie ich Ihnen sage, erwiederte mein Mann. Ich belauschte, fuhr er mit gespächiger Zunge fort, ich belauschte vorgestern zwei Räthe. Lieber Kollege, sprach einer zu dem andern, Sie können gar nicht glauben, wie gnädig der Fürst von dem Fremden (hier nannte er Ihren Namen) spricht. Er hat die Idee, ihm den Titel eines Raths zu geben, ja er ließ sich sogar etwas von einer Pension verlauten. Sehen Sie, so sagte man, und das muß denn wohl Sensation erregen. — Wie gesagt, — denken Sie an mich —, ich habe wahr gesprochen.

Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken sollte, denn ich besaß nicht

Eitelkeit genug, alles zu glauben, was er mir sagte. — Aber ich muß euch aufrichtig gestehen, daß es doch Augenblicke gab, in denen sich mein Herz zu der Hoffnung neigte, daß doch vielleicht dies Wohlwollen des Fürsten mir etwas helfen könne. Endlich empfahl sich der Mann, der mir eine so freudige Nachricht gebracht hatte, und bat mich, — um die Fortdauer seiner Freundschaft, in so flehe und wehmüthigen Ausdrücken, daß ich auf den Gedanken kam, er müsse in mir schon im Geiste den künftigen dirigirenden Minister sehen.

Der Mann hatte doch wahr gesprochen, und war in der That nicht so unbedeutend, als ich anfangs glaubte. In wenig Wochen hatte ich den Karakter als Fürstlicher Rath, und eine Pension von zweihundert Gulden. Ich war wie aus den Wolken gefallen, — und weiß in der That nicht mehr, was ich im ersten Rausche meiner Freude gethan habe, — so viel aber kann ich sagen, daß es gewiß ein recht alberner Streich war. Ich eilte zum Fürsten, um ihm zu danken. Er nahm

mich gnädig auf und sagte mir viel Schmeichelhaftes; aber er sagte mir zugleich etwas, das meine Eitelkeit beleidigte.

„Ich habe alle Arten von Gelehrten an meinem Hofe, sagte er zu mir, nur an einem Manne, wie Sie sind, fehlte es mir noch. Ich habe Philosophen, Dichter, Geschichtschreiber, Politiker, aber noch hatte ich keinen der sich dem Erziehungswesen ausschliessend gewidmet hätte. Um doch alles vollständig zu haben, so behielt ich Sie da.“

Meine Freude war hin. Also bloß wie ein anderer Fürst auf schöne Pferde, Hunde, fremde Thiere oder andere dergleichen Liebhabereien fällt, fällt dieser auf die Liebhaberei Gelehrte und Schöngeister zu halten. Wie fremde Thiere, oder Hunde behandelt er also die Glieder eines der ehrwürdigsten Stände. Das ist doch — ich verschluckte das letzte Wort, das eben nicht so fein klang.

Das waren so ohngefähr die Gedanken, die sich mir unwillkührlich aufdrangen, und mir die Freude über mein Glück verbitterten. Indeß verschwand mein Unmuth bald durch

dem Rausch, in dessen Wirbel ich bald fortgezogen wurde.

Ach! das menschliche Herz ist ein eigners, — aber auch ein recht schwaches Ding.

Ich war, in bürgerlicher Rücksicht, ein ganz anderer Mensch geworden. Der ehemalige bekannte Faustin, um den sich niemand kümmerte, weil er nichts war, als ein redender Hofmeister, war nun auf einmal fürstlicher Rath — hatte eine Pension, und — als Zugabe, die Gnade des Fürsten. Es traf sich oft, daß ich mit dem Fürsten in den Park *) den er angelegt hatte, spatzieren gieng. Welche neidische Blicke man mir da zuwarf, wie man lächelte, wenn ich einem meiner Bekannten freundlich zusprach. Ach! und die Höflinge! die waren so geschmeidig gegen mich, wie ein Aal; und dann

*) Daß ja dies Wort keinen der Leser irre führe, die überhaupt nichts lesen können, ohne durch Deuten ihrem Scharfsinne zugleich im Vorbeigehen ein Kompliment zu machen.

Anmerk. d. Herausg.

ach! die Mädchen! warlich, wenn ich hätte Ernst machen wollen, ich wette, ein halbes Dutzend Fähndriche, die Tag- und Nachtgedanken der lieben holden Geschöpfe, wären meine Kours gekommen. Und dann vollends die Weiber, die sich das ewige Einerlei der Ehe, — durch eine kleine Nebensponsate in etwas angenehmer machen, — ach! den spuckte der neugebackne Rath gar mächtig im Kopfe. —

Woher ich das alles so genau wissen kann? Das ist, mit Erlaubniß, eine recht albierne Frage. Genug, es war so, und damit Basta. Man brauchte ja nur Augen zu haben, um zu sehen, nur Ohren um zu hören.

Am possirlichsten unter allen benahm sich ein angesehener Gelehrter, der auch e'n Schriftsteller in der deutschen Welt nicht unbekannt ist. Ich hatte ihm, weil ich gallibre, daß er mir auf irgend eine Art etwas helfen könnte (denn er war die rechte Hand des Kürsten) auf Anrathen eines Freundes die Aufwartung gemacht, und mich ihm empfohlen. Er empfieng mich mit stolzer Miene, behan-

delte mich mit tödtender Kälte, und sagte mir geradezu, daß für Leute meiner Art hier wenig zu hoffen sey. Jetzt, da ich durch die Gnade des Fürsten so ausgezeichnet wurde, war er der Erste, der mir mit kriechender Höflichkeit entgegen kam, und um meine Freundschaft buhlte. Ich behandelte ihn wie er es verdiente, und mein Gewissen rechtfertigte diese Behandlung.

Der Fürst, der mich einer so ausgezeichneten Gnade würdigte, lag eigentlich an der Geniesucht krank, und hatte die Eigenheit, daß seine Minister, Räthe und Beamte lauter Schöngeister seyn sollten. Ein Gedicht, — hätte es auch nicht einmal den Namen eines Gedichts verdient, hatte einen unwiderstehlichen Reiz für ihn, und erregte einen gar mächtigen Kitzel bei ihm. Ein Reim, ein Epigramm oder ein Impromptü, — das alles war der große Talisman durch den man alles bei ihm möglich machen konnte. Die meisten seiner Beamten hatten sich ihre Stellen gereimt, ersungen oder erphilosophirt. Im Kabinette arbeitete er selbst sehr fleißig, —

und arbeitete, als wenn er einen Spazierritt auf dem bekannten Miethklepper der Jünger von Apollo's Schaar machte. Nebenbei trabte er noch je zuweilen auf dem ſchulgerechten Gaule der Philoſophie, aber der Gaul gieng dem leichtbeſchwingten Schöngeiſte zu ſchwer und zu bedächtig. Man konnte keine größere Empfehlungen an ihn haben, als das Zeugniß, daß man einige Zeit unter Apolls Fahne gedient hatte, — wäre dies Zeugniß auch nur ein teſtimonium paupertatis geweſen. —

Ein guter Mann war der Fürſt im vollſten Sinne des Worts — und er wäre gewiß noch mehr geweſen, wenn er ſich nicht in den Kopf geſetzt hätte, ein zweites Athen oder das W . . r der neuern Zeit aus ſeiner Reſidenz machen zu wollen. Die Jünger Apolls, die dieſer Gott am meiſten begünſtigte, und in den Dienſten des Fürſten ſtanden, wurden auch von dieſem kleinen Erdengotte am meiſten begünſtigt. Die kritiſchen Journale waren das für ihn — was für die abergläubiſchen Heiden die Orakel waren; und er hieng an den orakelartigen Ausſprüchen dieſer Geſchmacksprieſter mit einer Treue

und

und Festigkeit, die nichts erschüttern konnte. Ein diesem Geschäffte bestimmter Secretair mußte ein regelmäßiges Tagebuch über alle erschienene Rezensionen halten, und dies Tagebuch fragte denn der Fürst sehr häufig um Rath, wenn eine Stelle zu besetzen war.

Wie viel Böses konnte dann nicht oft eine ungerechte, vielleicht gar boshafte Rezension wider die Absicht ihres Verfassers stiften! — Die Folge von dieser Dichter- und Schöngeisterjagd des Fürsten war, daß mancher nicht an seinem Platze war, und daher in den Geschäfften eine Verwirrung und Unordnung entstand, die einen schädlichen Einfluß auf das Ganze haben mußte. Der vorsitzende Rath im Finanzkollegium war ein Versifex, wie es im heiligen römischen Reiche nur einen geben kann, und reskribirte an seine Unterbeamten je zuweilen in Versen. Einer der Justizbeamten schickte jeder Kriminalunterſuchung eine weitläuftige philosophische Abhandlung aus dem peinlichen Rechte voraus, — und vergaß darüber je zuweilen das corpus delicti zu eruiren. Er ließ keinen Gefangenen in Ketten legen, — und daher geschah es, daß sich oft einer oder der

andere seine natürliche Freiheit verschaffte. — Die Justizpflege war überhaupt in dem Fürstenthume B . . . zu einer lächerlichen Farce geworden; besonders lustig und poßirlich war das Verfahren in Kriminalsachen. Nach einem Befehle des Fürsten, mußte der Schattenriß von jedem Kriminalverbrecher mit zu den Akten genommen werden, — weil ehe über den Verbrecher ein Urtel gefällt wurde, allemal noch zuvor von einem geschworenen Physiognomienseher die moralischen und geistigen Anlagen des Verbrechers gewürdigt wurden, und es war Befehl des Fürsten, daß nach dieser geistigen und moralischen Taxation das Urtel eingerichtet werden mußte. —

Ueberdies hatte der Fürst eine besondere Galerie von den Schattenrissen merkwürdiger Verbrecher angelegt, — und ließ sich dergleichen Schattenrisse von allen Gegenden der Welt kommen. Saß in einem benachbarten Lande ein Verbrecher, und der Fürst bekam Wind davon, so wurde ein förmliches Requisitionsschreiben an die Gerichte, bei denen der Verbrecher saß, erlassen, und unter Versicherung, daß man das Gleiche erwiedern

würde, um den Schattenriß und eine kurze Geschichte des Verbrechers und seiner Vergehungen gebeten. — Dir hatte der gute Fürst mit dem bekannten Naturaliensammler, der aus Thümels Reisen noch im freundlichen Andenken ist, einerlei Schicksal, — d. h. er wurde gar stark betrogen. Spaßvögel schickten ihm Schattenrisse von bekannten Gelehrten oder Staatsmännern ein, und erdichteten ihm eine ausführliche Geschichte von Verbrechen, an die das Original des Schattenrisses vielleicht nicht einmal im Traume gedacht hatte. Dies gab denn zu mancherlei Späßchen und lächerlichen Anekdoten Anlaß, mit denen man sich, auf Kosten des Fürsten trug, — und die man mit den gehässigsten Zusätzen verbreitete.

Als ich in B . . lebte, kamen zwei berühmte deutsche Gelehrte, die auf einer angesehenen Universität Professoren waren, nach B . . Sie hätten Empfehlungsschreiben an einen Minister, dieser stellte die beiden Gelehrten dem Herzoge vor, der sie denn, wie natürlich, sehr gnädig aufnahm. Der Fürst ließ ihnen alle seine Herrlichkeiten zeigen, und sie wurden — wie natürlich, auch in die

Schattenriß - Galerie der Verbrecher geführt. Wie erstaunte nicht der eine Gelehrte, als er einen seiner Freunde, einen Prediger im Hessischen, hier unter merkwürdigen Verbrechern fand, und überdies noch sahe, daß man ihm eine Menge der abscheulichsten Verbrechen angedichtet hatte, an welche der gute Mann vielleicht nicht einmal im Traume gedacht hatte — Der eine Gelehrte, den ich F . . . nennen will, lächelte und erklärte dem Inspektor über diese Galerie diesen auffallenden Irrthum; man wollte es nicht glauben, aber der Gelehrte führte zu viele Beweise für seine Behauptung an, ja er schrieb sogar an den Mann, der dem Fürsten den Schattenriß eingeschickt hatte, — und — die Sache verhielt sich so, wie der Gelehrte gleich anfangs versichert hatte. Man lachte, und spottete über diesen Vorfall, und der Fürst schämte sich — aber es blieb nach der löblichen Gewohnheit der Götter dieser Erde — beim Alten, das heißt, man sammelte, vor wie nach, Schattenrisse berüchtigter Verbrecher, und ließ sich, vor wie nach, betrügen.

Ueberhaupt waren die Vorschriften, die man bei dem Verfahren in Kriminalsachen

gegeben hatte, sehr lächerlich, — und es schien, als habe der Verfasser derselben vorher, ehe er sie abfaßte, einen empfindsamen Roman gelesen, oder als sey er eben von einer Reise aus dem Monde zurückgekommen. —

Zweites Kapitel.

Der Kanzellist, den die Leser noch im frischen Andenken haben müssen, begegnete mir einstmals wieder in dem nämlichen Garten, wo ich ihn zuerst gesehen, und er mir mein werdendes Glück verkündigt hatte. Er grüßte mich ehrerbietig; aber es war zugleich etwas scheues in seinem Wesen, das mir auffiel. Ich nahete mich ihm zutraulich, — redete ihn freundlich an.

Nach und nach wurde er offener, und gestand mir denn, daß er mich öfters gesehen, aber sich nie an mich habe wagen wollen, weil ich ein so großer Mann geworden sey.

„Ich lächelte! Sie hätten es immer wagen können, sagte ich, denn Sie haben mir mein Glück ja zuerst verkündigt. Ich bin Ihnen so noch Dank schuldig.

Mein Mann schmunzelte freundlich. Sie sind gütig, recht sehr gütig, sagte er mit der freundlichsten Miene und dem geschmeidigsten Tone von der Welt. Ich dachte es gleich, daß ich mich in Ihnen nicht würde geirrt haben.

Sie glaubten denn also doch, daß ich vergessen würde, wer ich ehmals war.

Die großen Männer haben je zuweilen wunderbare Launen.

Ich bin weder ein großer Mann, noch habe ich auch wunderbare Launen.

Das Gespräch lenkte nach und nach in das gewöhnliche Gleis ein; wir wurden es nach gerade müde, uns mit Schmeicheleien zu füttern, und wie Swift sagt, wir hörten auf, ein paar Esel zu seyn, die einander lecken, — wurden in deutlichen Worten vernünftiger, und sprachen von gewöhnlichen

Dingen. Der Mann gefiel mir, er war zwar kein groſses Genie, und durch ihn würde keine neue Entdeckung im Gebiete der Wiſſenſchaften gemacht worden ſeyn, aber er war doch nicht gänzlich von allen Kenntniſſen entblöſst, wie das der Fall mit ſehr vielen von ſeinen Kollegen iſt, die von weiter nichts zu reden wiſſen, als von ihren eigentlichen Geſchäfften. — Das einzige, was mir an ihm nicht gefiel, — und was ich, je länger ich mit ihm ſprach, je deutlicher merkte, war ein gewiſſer kriechender Sinn und ſchmeichleriſches Weſen. Ich liebte von jeher dieſe Art Leute wenig; aber ich fand doch für den Kanzelliſt, der ſich Honeck nannte, einige Entſchuldigungsgründe.

Er hat, ſagte ich zu mir ſelbſt, von Jugend auf unter fremden Leuten gelebt, hat ſich, vielleicht auf die kümmerlichſte Art ſein Brod verdienen müſſen, iſt überall gedrückt, und oft wohl gar unterdrückt worden. Da hat er ſich denn die Lehre abſtrahirt, daſs man ſich ſchmiegen, und durch die Welt drücken müſſe, wenn man ſein Glück in der Welt machen wollte, und dieſe Lehre iſt un-

merklich festere Grundsatz bei ihm geworden, der sich in allen seinen Handlungen äussert.

Auf die Art suchte ich Honecks kriechendes Wesen zu entschuldigen. — Er hatte mich zu sich gebethen, und ich nahm seine Einladung um so lieber an, je ekelhafter mir schon jetzt das Thun und Wesen der Menschen war, unter denen ich bis jetzt hatte leben müssen. Honeck hatte eine reizende Tochter, und ich traf fast jeden Abend einen jungen Mann da, der sich durch sein ganzes Benehmen als der Erklärte von Amalien (so hieß Honecks Tochter) ankündigte. Auch sagte mir der alte Honeck deutlich genug, daß dieser einmal sein Schwiegersohn werden würde. Der junge Mann hieß Waller, war Accessist in dem Justizamte, und ein wohlgebildeter, und nicht ungeschickter Mensch. Er schien Amalien mit ganzer Seele zu lieben, und hatte dies so wenig Hehl, daß er es mir mehreremal versicherte, Amaliens Verlust würde ihn tief, — sehr tief schmerzen. Ich war gern in seiner Gesellschaft, — und freute mich der Liebe der jungen Leute recht innig. Endlich vermißte ich Wallern auf einmal, — er kam Abends nicht mehr zu Honeck.

Ich fragte wo er wäre, und man gab mir eine Antwort, aus der ich sah, daß mans lieber hätte, wenn ich von der Sache nichts weiter erwähnte. Das that ich denn auch. — Amalie schien sich mir, jedoch unmerklich zu nähern; aber dies Nähern hatte so etwas Schüchternes, das ich mir nicht erklären konnte, und über das ich auch weiter nicht nachdachte. Weiberseelen, sagte ich zu mir selbst, sind fein und spitzig, — und das darf man nie vergessen.

Schon war es, wenn ich ihn Abends besuchen wollte, öfters nicht zu Hause, und Amalie bat mich dann immer, die Rückkunft ihres Vaters, die sich nicht lange mehr verziehen könne, zu erwarten. Jetzt erst fand ich, daß Amalie schön, sehr schön war, und da ich von jeher nicht eben Ursache hatte, der Festigkeit meiner Grundsätze einem schönen Mädchen gegenüber, viel zu trauen, so gelobte ich mir selbst die größte Vorsicht und Achtsamkeit auf mein Herz, damit nicht etwa Amor Asmodi mir einen dummen Streich spielen möchte. Ich hielt es daher für räthlich, mich den gefährlichen Augen Amaliens nicht zu sehr auszusetzen, — und nicht eins

mal ein kleines Scharmützieren zu wagen, aus dem leicht ein gefährliches Treffen, das meine gänzliche Niederlage bewirken konnte, hätte werden können. Das Klügste, was ich nun zu thun hatte, war, daß ich nun nicht mehr zu Honeck ging; und andere Gesellschaften, die ich ich bisher eine Zeitlang vernachlässigt hatte, wieder aufsuchte. Man spöttelte über meine Bekanntschaft mit dem Kanzellisten, und einige Fräulein, die gewiß keine Tugend mehr zu verlieren hatten, nahmen es sich sogar heraus, die Tugend seiner Tochter in ein zweideutiges Licht zu setzen — Ich konnte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß niemand bereitwilliger ist, die Tugend ihrer ärmern und niedern Mitschwestern mit ihrem bösen Leumund zu bagatisiren, als die sogenannte vornehmere Damenwelt. Beneiden sie den Bürgerstand um einen Vorzug, den die meisten von ihnen schon verloren haben, und wollen sie die Bürgerklasse wenigstens in diesem Stücke sich selbst ähnlich machen? Wer getraut sich das zu beantworten!

Drittes Kapitel.

Ein Gemählde.

In B . . galt das Fräulein von F . . für die erste Schönheit; ihr Vater war ehedem Hauptmann gewesen, und lebte von einer kleinen Pension. Ich hatte sie einigemal in Gesellschaft getroffen, und Gelegenheit gehabt, auch ihre Bildung zu bewundern. Dieses Fräulein von F . . schien sich jetzt vorzüglich an mich zu attaschiren; ich ließ mir das gern gefallen, denn es schmeichelte doch meine Eitelkeit, daß das schönste Mädchen in B . . einen Jagd- oder Kammerjunker stehen ließ, um sich mit mir zu unterhalten.

Wissen Sie auch, sagte der Kammerjunker Y . . eines Tags zu mir, — wissen Sie auch, daß man Sie allgemein beneidet?

Warum? fragte ich etwas befremdet.

Wie Sie sich nur so stellen können, mein allerliebster Herr Rath! Hat uns da das schönste Mädchen im ganzen Lande weggefischt.

Ich lachte laut. So weit ist es nun noch nicht, sagte ich.

Aber mein Gott! entgegnete der Kammerjunker. die schöne Welt sagt es sich ja schon ins Ohr.

Lassen Sie das gut seyn, erwiederte ich, die schöne Welt sagt sich manches ins Ohr, woran auch gar nichts ist. Erinnern Sie sich daran, was unsere feinen Hofdamen der armen, aber gewiß tugendhaften Tochter des Kanzellisten Honeck nachsagten, und doch wette ich, daß sie ihr im höchsten Grade unrecht thaten.

Es war ja nur ein Bürgermädchen, wer wird über diese viel Aufhebens machen.

Herr Kammerjunker, sagte ich ernst, sehr ernst, Sie beleidigen mich zugleich mit, ich bin auch ein Bürgerlicher.

So war es nicht gemeint, mein Goldmann. Sie müssen das nicht so hoch aufnehmen. Ei Gott bewahre! das müssen Sie

nicht (einlenkend). Fräulein von F. . . ist in der That schön, sehr schön.

Und ist ein gebildetes Mädchen, das viel Verstand hat.

Ja! so sagt man. Sie hat gute Eltern gehabt, — denn sie ist in keiner Pension gewesen, und erst seit zwei Jahren am Hofe, und hat sich doch binnen der Zeit recht gut formirt. Das muß man sagen. Sie beschämt viele der ältesten Hofdamen.

Es entstand nun in unserm Gespräch eine Pause, denn der Kammerjunker hatte mich beleidigt, und zwar an der empfindlichsten Seite beleidigt. Endlich that er seinen Mund auf, und redete wie folget:

Liebster Herr Rath, erlauben Sie mir eine einzige Frage.

So viel wie Sie wollen.

Aber Sie müssen mir diese Frage nach Ihrer besten Einsicht beantworten.

Das will ich, wenn ich kann.

Sie sind ein Gelehrter, ein Studirter, und werden es wohl wissen.

Man weiß nicht alles, wenn man auch noch ſo gelehrt iſt.

Nun, das müſſen Sie gewiß wiſſen, warum hätten Sie ſtudirt Sehn Sie, ich höre jetzt in Geſellſchaften ſo oft ſagen: das Mädchen hat Verſtand. Das verſtehe ich nicht! Woran ſieht man denn das, daß ein Mädchen Verſtand hat?

Herr Kammerjunker, entgegnete ich ihm ernſt und feſt, Sie ſpotten meiner.

Bei Gott nicht! ſagte er, und das Schaafsgeſicht, das er dazu machte, bewies mir, daß er nichts weniger im Sinne habe als zu ſpotten.

Sehn Sie, fuhr er fort, wenn man ſagt, ein Mädchen hat Geiſt, ſo verſtehe ich das ſchon. Sehn Sie, das heißt ſo viel, als es hört mit der gleichgültigſten Miene der Welt Zweideutigkeiten an, und erwiedert ſie auf eben die Art; es verſteht die Kunſt, recht geiſtreich zu mediſiren. Sehn Sie, das weiß ich wohl, aber was heißt es, ein Mädchen hat Verſtand?

Ich konnte mich des Lachens kaum enthalten. Sehn Sie, sagte ich, daß auch die Gelehrten nicht allemal alles wissen, denn sie sind noch nicht darüber einig.

So? fragte er mit einem Blicke, aus dem das Erstaunen der Dummheit sprach. Das wäre? Sind noch nicht darüber einig? Das ist doch zum Tollwerden.

Ich könnte Ihnen noch mehr sagen, worüber die Gelehrten noch nicht einig sind.

Nun? das wäre. —

Sie haben sich seit langen Zeiten gestritten, ob die Weiber Menschen wären.

Der Kammerherr wollte sich vor Lachen fast ausschütten.

Ist das denn auch wahr? fragte er mich einmal über das andere. Ich versicherte ihm das, und erzählte ihm diesen bekannten Streit ausführlicher, nur nahm ich mir die Freiheit, eine kleine willkührliche Aenderung anzubringen. Ich verlegte nämlich den Streit in unser Jahrhundert.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, hub der Kammerherr an, nachdem er sich fast halb todt gelacht hatte, wie viel Dank ich Ihnen schuldig bin. Nun soll mir nur ein Fräulein kommen, und etwa die Nase zu hoch tragen, ich will sie nun recht in die Enge treiben. Ja das will ich. Die Gelehrten sind doch zu etwas nütze — und auch sogar am Hofe. Das hatte ich nicht gedacht. Ich bin Ihnen tausend Dank schuldig.

Wirklich begieng der Kammerherr nach einigen Tagen die Ungeschicktheit, einige Damen in einer öffentlichen Gesellschaft aufzuziehen, — und ihnen, nicht mit eben zu viel Feinheit unter die Augen zu sagen, es sey ja so unter den Gelehrten noch nicht ausgemacht, ob die Weiber Menschen wären. Er hatte die Unverschämtheit zu sagen, und sogar auf Parole zu versichern, daß er es gewesen sey, der durch eine wichtige Schrift über diesen Streit, der Sache einen Ausschlag gegeben hätte. Ich war ein Augenzeuge seiner Unverschämtheit, — und hätte ihn gern beschämt, aber ich mäßigte mich doch, zwang

meinen Aerger in mich zurück, — und hörte dem elenden Schwätzer mit einer lächelnden Miene zu.

Vertraget die Narren, wenn ihr klug seyd, dachte ich mit dem heiligen Paulus, — lächelte noch einmal, und schwieg.

Viertes Kapitel.

Ei sieh da! auf den war es abgesehen.

Eines Tages gieng ich im B. . schen Garten spazieren; der Abend fieng schon an zu dämmern, — und lud mich ein, doch einige Zeit in Gottes freier Natur zuzubringen. Ich setzte mich still in eine Laube, und überließ mich meinen Gedanken. Auf einmal höre ich hinter mir in einer kleinen Entfernung zwei Stimmen. Es war eine männliche und eine weibliche. Mir däuchte es, als hörte ich meinen Namen nennen. Ich werde aufmerksamer; man nannte meinen

Namen noch einmal, und zwar ſehr deutlich. Neugierde lockte mich in eine Laube, wo ich alles beſſer hören konnte. Kein Wort entgieng mir von dem Geſpräch.

Die männliche Stimme. Alſo ſie glauben, daß er gefangen iſt.

Man ſprach von mir, wie ich hier noch einmal anmerken muß.

Die weibliche Stimme. Ich müßte keine Augen haben.

Die männliche Stimme. Was wäre auch Ihnen unmöglich!

Die weibliche Stimme. Glauben Sie das nicht! Es war warlich nicht ſo leicht, Fauſtin zu fangen. Es iſt ein wunderlicher Kopf, und iſt obendrein ſo ſehr beſcheiden, — beſcheiden bis zum Lächerlichen.

Die männliche Stimme lacht überlaut.

Die weibliche Stimme. Da ſind unſere Hofkavalier und die jungen Krieges-

helden doch ganz anders. — Aber glauben Sie auch, daß Fauſtin in den Adelſtand erhoben werden wird, — denn ich möchte doch nicht gern um einiger ſüßen Nächte willen, meinen Adel verloren haben?

Die männliche Stimme. Ich gebe Ihnen mein Wort, der Fürſt ſoll ihn noch dieſes Jahr in den Adelſtand erheben. Sie glauben nicht, wie ſehr er für Fauſtin eingenommen iſt.

Die weibliche Stimme. Deſto beſſer für uns. Aber die ganze Sache muß eiligſt betrieben werden. Mein Zuſtand läßt ſich bald nicht mehr verbergen.

Die männliche Stimme. Sorgen Sie nicht, was in unſeen Kräften ſteht, wollen wir thun. Es iſt ja unſer eigner Vortheil.

Die weibliche Stimme. (lachend) Habt ihr ſo ſicher darauf gerechnet. Wie, wenn mir nur die Grille in den Kopf käme, eine treuere Gattin zu ſeyn, als ich eine Geliebte war? Wenn ich nun das

Unrecht, das ich Fauſtin anthue, durch Treue wieder gut machen wollte, wie dann, mein Herr?

Die männliche Stimme. (laut lachend) Sie werden doch nicht ſo bürgerlich denken. Sie brächten ja all' die ſüßen Herzen, die Ihrer Schönheit huldigen, in Verzweiflung.

Die weibliche Stimme. Aber wie, wenn es mir nun aus ſehr triftigen Urſachen in den Kopf käme, die Helden zu meinen Liebhaberrollen nicht mehr aus den Hofleuten zu wählen? Wie dann?

Die männliche Stimme. Gott bewahre, daß es Ihnen einfiele, dieſen tragiſchen Gedanken wahr zu machen!

Die weibliche Stimme. Nun, tragiſch wäre der Entſchluß eben nicht zu nennen. Ich wollte ſogar behaupten, daß er ſehr vernünftig wäre.

Die männliche Stimme. Daß man Ihnen doch immer recht geben muß.

Die Stimmen wurden nach und nach leiser, und verloren sich in ein süßes Flüstern, und auch dieses Flüstern wurde nach und nach stiller und heimlicher. Ich war in einer tödtlichen Angst, griff an meine Stirne, und glaubte, ich sey schon unter die zahlreiche Nachkommenschaft des Akchons aufgenommen. Ein kalter Schauer lief mir vom Kopf bis zu den Füßen herab, und ich wußte nicht, ob ich V . . im Augenblick verlassen und auf immer meiden sollte. — Mein Verstand war davongelaufen, und ich hatte alle Mühe den Flüchtling wieder zurückzurufen. — Das Klügste, was ich jetzt zu thun hatte, war zu sehen, wer das saubere Pärchen sey, das mich nicht nur um meine Freiheit und meine Ehre betrügen wollte, sondern noch obendrein gemeint war, mir mit einer Frau zugleich eine Mitgabe zu geben, für die sich selbst der habsüchtigste Kandidat des Ehestandes, der mit dem Vater seiner künftigen Hausehre über die Mitgabe oder die Procente derselben lange in Unterhandlungen gestanden hat, — gar höflich bedanken würde.

Indem ich mich noch mit diesen Gedanken beschäftigte, traten die Verschwornen

hervor. Wie staunte ich nicht! Alles um und neben mir wankte, — und ich glaubte, die Erde versinke unter mir, und ich mit, als ich das schöne Fräulein von F . . den Stolz und die Krone der Residenz, an dem Arme des Kammerherrn von Tischbein erblickte, eben desselben Kammerherrn, der noch vor wenig Augenblicken den Lesern ein mitleidiges Lächeln, und eine fromme gutgemeinte Bitte für seinen Verstand wird abgezwungen haben. — Ich starrte diesem Paare in Einem fort nach, wischte mir mit einem bedenklichen Kopfschütteln die Stirne. Eben schien ein freundlicher Strahl des Mondes auf das so schöne Gesicht dieses Mädchens, das man beim ersten Anblick für eine Heilige gehalten hätte.

O Natur! rief ich aus, ballte die Faust, und meine Zähne schlugen unwillkührlich knirschend auf einander, wie konntest du einem so verpfuschten Geschöpfe eine so täuschende Larve geben? Verzerrt sollten ihre Züge seyn, damit ihr Gesicht eine Warnungstafel wäre! Warum diesem Teufel dies so täuschende, himmlische Gesicht, dies reine, schöne Auge? —

Der Gedanke, daß die zartere Hälfte des Menschengeschlechts sich so leicht zu den schändlichsten Verbrechen hergiebt, griff mich mit allen seinen gräßlichen Vorstellungen, die seine Gefährten waren, an.

Der Glaube an menschliche, besonders weibliche Tugend, ist so süß, — und ich hatte von jeher so fest an des Weibes Tugend geglaubt — und hier wurde dieser schöne Glaube auf einmal so grausam zerstört, von einem Geschöpfe gestört, das ich ehrte, wie man ein Heilig ehrt.

O Weiber! Weiber! was soll man zu den Verbrechen des Mannes sagen, wenn ihr eure zartere Seele so leicht und so leichtsinnig mit Lastern befleckt!

Fünftes Kapitel.

Die Rollen werden einstudirt.

Gott weiß es, wie ich nach Hause kam. Ich warf mich unausgekleidet auf das Bette, und die schreckliche Geschichte dieses Abends beunruhigte mich unaufhörlich. Mir war es unbegreiflich, wie man einen Menschen, der niemand beleidigt hatte, der keinem im Wege stand, und zufrieden war, wenn man ihn unbemerkt seinen Weg gehen ließ; mir war es unbegreiflich, wie man einen Menschen der Art ins Unglück stürzen könne.

Was kostete es mir nicht, in die Gesellschaft zu gehen, wo ich den Kammerherrn und das Fräulein von F.. treffen mußte. Aber die Nothwendigkeit zwang mich, diese Gesellschaften jetzt nicht zu meiden, — und meinen Feinden immer in der Nähe zu seyn, um ihre Machinationen beobachten zu können. — Fräulein von F.. war äusserst

artig und gefällig gegen mich, aber auch nur das, und weiter nichts. — Ich erstaunte, daß sie ohne zu erröthen, nur ein Wort mit mir sprechen konnte; und doch war sie unbefangen, als wenn ich ihr Bruder gewesen wäre. Nach und nach rückte sie, aber ganz unmerklich, mit ihren Absichten näher. Sie unterhielt sich in Gesellschaft länger und ausschließend mit mir, — und bat mich endlich sogar sie zu besuchen, weil ihre Mutter durch Unpäßlichkeit verhindert werde, auszugehen, und mich doch gern kennen lernen wollte. Es wäre Thorheit gewesen, wenn ich dieß Anerbieten, das dem Plan, den ich mir entworfen hatte, zusagte, von mir hätte weisen wollen. Ich gieng, sobald ich konnte, zu der Mutter des Fräuleins von F..., und fand in ihr eine Dame, die ehedem sehr schön gewesen seyn mußte, viel Welt und Verstand hatte. Ich hätte vergnügte Stunden mit diesen zwei Menschen verleben können, wenn mir nicht der Gedanke an die Laube, und den abscheulichen Plan, den man in derselben gegen mich schmiedete, dies Vergnügen ganz und gar verekelt hätte. Beide, Mutter und Tochter (denn auch die erste mußte von diesem höllischen Plane unterrichtet seyn) waren

ein paar angenehme Geſellſchafterinnen, und im Umgange auſſerordentlich liebenswürdig. Die Frau von F . . hatte den ganzen Umfang der Kenntniſſe, die ein Weib haben muß, um eine liebenswürdige Geſellſchafterin und eine gute Gattin zu ſeyn.

Das Fräulein von F . . bat mich, ich ſollte ihr Unterricht im Italiäniſchen geben. Ich konnte es nicht abſchlagen, ſo ſchwer es mir auch eingieng, dieſe Bitte zu erfüllen. — Die Sache gieng ihren gewöhnlichen Gang fort, als ein unerwarteter Vorfall meiner Aufmerkſamkeit auf kurze Zeit eine andere Richtung gab. —

Ich hatte mit dem Kanzelliſt Honeck allen Umgang abgebrochen, und man erinnert ſich wahrſcheinlich noch der Urſachen, die mich dazu beſtimmten. Man denke ſich mein Erſtaunen, als ich auf einmal von Waller, Amaliens Liebhaber, folgenden Brief erhielt.

„Geblendet durch die Verſprechungen des Vaters meiner Amalie, getäuſcht durch die Rolle ſelbſt, die Sie, mein Herr, hier ſpielen, habe ich Ihnen einen Theil meines

Glücks aufgeopfert. Ich schäme mich selbst jetzt meiner Schwäche, und bitte Sie, mein Herr, sich über die Hoffnungen, die Sie dem Kanzelliſt Honek gemacht haben, deutlicher zu erklären, denn ich bin nicht gesonnen, ein Glück, das mir in Amaliens Arme so nahe liegt, aufzugeben für ein ungewisses Etwas, das vielleicht weder mein noch Ihr Glück machen wird. Wenigstens ist das ja noch nicht so gewiß, als mancher es den Leuten gern überreden wollte. Ich erwarte durch den Ueberbringer dieses vorläufig eine Erklärung. Aber sobald als möglich, denn ich habe Eil. Morgen können Sie mich sprechen, und sich, wenn es nöthig seyn sollte, weitläuftigen erklären. Heute muß ich in Geschäfften verreisen."

Ich verstand den räthselhaften Ton dieses Briefs auf keine Art, konnte nicht einmal, mit allem Scharfsinne, den ich anwendete, nur von fern errathen, was Waller sagen wolle. Mir war alles unbegreiflich. Ich setzte mich also hin, und schrieb ihm folgendes:

„Ich ich Ihnen die verlangte Erklärung geben kann, müßte ich mich wohl erst mit Ihnen über den Gegenstand verständigen, über den Sie Aufklärung verlangen. Sie selbst können nach Aufklärung in dieser mir ganz dunkeln Sache nicht begieriger seyn, als ich es selbst bin. Ich bin bereit Ihnen morgen, oder wenn Sie sonst wollen, die Erklärung zu geben, die Sie verlangen, — nur müssen wir uns erst besser verstehen."

Kaum konnte ich die Stunde erwarten, wo ich zu Wallern gehen konnte, um über diesen, mir so räthselhaften Brief und die Beschuldigungen, die er mir in demselben machte, Aufklärungen zu erhalten. Mit der Frühe des andern Tages eilte ich noch vor der Stunde, in der man gewöhnlich Besuche giebt, zu ihm hin.

Sein Empfang war kalt, und in seinem ganzen Wesen eine verhaltne Wuth, die er, trotz dem sichtbarsten Streben es zu thun, doch nicht verbergen konnte.

Mein Herr, sagte ich zu ihm, es herrscht unter uns ein kleines Mißverständniß, das ich gern gehoben wünschte.

Waller. Ein kleines Mißverständniß? (laut auflachend) Mein Herr, ich bin offen, und sage Ihnen daher, daß Ihre Anrede mich nicht gewinnen kann. Ein kleines Mißverständniß, sagen Sie? Bei Gott, mein Herr! es steht Ihnen recht gut, meiner noch zu [illegible].

Er gieng mit unruhiger Miene, in einer großen Bewegung, hastig im Zimmer auf und ab, und warf nur je zuweilen einen Blick auf mich.

Erstaunen über diese Anrede, diese Behandlung ließ mich kaum Worte finden, und das mochte ihn in seiner Ueberzeugung, daß ich schuldig sey, noch mehr bestärken.

Mit einem bittern Lächeln trat er vor mich hin.

Nicht wahr, sagte er mit einem Tone, der mich ganz irre machte, nicht wahr, Sie wollten mich nur von dem Mädchen entfernen,

um dann Ihren Plan besser durchsetzen zu können? Nicht wahr, das wollten Sie? Nun so reden Sie doch, oder schlägt das Gewissen?

Er faßte mich bei diesen Worten etwas unsanft an der Brust. Das gab mir meine Besinnung wieder.

Mein Herr, sagte ich, Ihre Anrede hat mich zwar in Erstaunen gesetzt, aber nicht erschreckt. Sie müssen sich warlich irren.

O! ich irre mich gewiß nicht! sagte er mit einer lauten Lache. Ich kenne Sie zu gut.

Mein Herr, ich sage Ihnen frey und unverholen, wie ein Mann, daß es ungerecht ist, mich verdammen zu wollen, ehe Sie wissen, ob ich schuldig bin, und daß es lächerlich ist, mit Beschuldigungen auf mich loszufahren, ehe ich noch selbst weiß, was ich Ihnen gethan haben soll.

Er sah mich mit großen Augen an, und schüttelte bedenklich lächelnd den Kopf. Der entschlossne Ton, in dem ich das zu ihm sagte,

mochte ihm doch in Etwas seine Besinnung wieder geben.

Ich habe Ihnen ja in meinem Briefe schon geschrieben, daß ich von allen den Beschuldigungen, die sie überdies noch so undeutlich ausdrückten, nichts verstanden habe.

Waller setzte sich ruhig nieder, und sah mich starr mit einem forschenden Blicke an.

Ware das möglich, murmelte er vor sich hin, was Sie da sagen?

Es war eine Pause, in der wir uns lange starr ansahen.

Haben Sie nie Absichten auf Amalien gehabt? fragte er mich mit bebendem Tone der Stimme.

Jetzt erst wußte ich, was er wollte. Lächelnd gieng ich auf ihn zu.

Ist das Ihre einzige Sorge, sagte ich ruhig und gelassen zu ihm, so seyn Sie ruhig. Wenn es weiter nichts ist.

Weiter nichts? fragte er mit dem vorigen, wilden Tone. Weiter nichts? Ich

nug nichts mehr hören, jetzt weiß ich mein Elend. Sagen Sie mir, ist das Mädchen unschuldig oder nicht? — Nicht wahr, der Vater hat es an Sie verkuppelt, weil Sie reich sind, und bessere Aussichten haben, als ich? Nicht wahr, so ist es?

Jetzt ertheilte ich einiges Licht. —

Danken Sie es der Achtung und Liebe, die ich seit dem Augenblick, da ich Sie kennen lernte, für Sie gehabt habe, daß ich nicht auch so hitzig und unbesonnen handelte wie Sie, es wäre vielleicht für uns beide nicht gut.

Sie hören mich ja nicht einen Augenblick ruhig an, — fahren mit Scheltworten über mich her, noch ehe Sie wissen, ob ich schuldig bin. So viel, mein Herr, sagte ich lächelnd und mit dem sanftesten Tone, so viel sollten Sie als Jurist doch wissen, daß man niemand verdammen muß, ehe man weiß in welchem Grade er schuldig ist. Das ist Gerechtigkeit, die man auch dem größten Verbrecher schuldig ist.

Wer-

Verzeihen Sie mir, mein Herr, sagte Waller nach einer Pause, während welcher er mit einem Entschlusse zu kämpfen, und eine gewaltsame Empfindung unterdrücken zu wollen schien, vergeben Sie meine Uebereilung. Ach! Sie wissen nicht, wie grängenlos ich das Mädchen liebte.

Ich. Das glaub ich Ihnen wohl! Berechtigte Sie das aber zu einer Ungerechtigkeit gegen mich?

Waller. Sehn Sie, der Schein war freilich wider Sie. Das werden Sie selbst sehen.

Ich. Aber mein Gott! so erklären Sie sich doch deutlicher. Bei Gott! ich verstehe Sie nur halb, und muß das meiste nur errathen.

Waller. Lesen Sie hier diesen Brief von Amalien, und dies Billet von dem alten Honeck, das wird Ihnen alles deutlicher erklären, als ich es Ihnen erzählen könnte.

Er gab mir beides, und wie sehr staunte ich, als ich folgendes las.

Sechstes Kapitel.

Amalie an Waller.

Mein Vater, Gott weiß, welche Absichten ihn dazu bestimmt haben, hat mir anbefohlen, deinen Umgang zu meiden, und Dir bis auf eine gewisse Zeit völlig zu entsagen. Gott! wie schmerzt mich das, — und doch kann ich es nicht ändern. Du kennst seine unerbittliche Strenge, trage es geduldig, mein guter Karl. Ich schreibe Dir diese Zeilen mit einem gebrochenen Herzen. Lebe wohl! Gott gebe mir Kraft und Muth!

Das schrieb Amalie, aber nun lese man den Brief ihres Vaters, und schaudere vor seiner Niederträchtigkeit.

Mein Herr!

Ich erlaubte Ihnen bis jetzt den Umgang mit meiner Tochter, weil ich glaubte, daß Sie sich eifriger um ein Amt bemühen würden.

Ich sehe aber daß das nicht geschieht. Verdenken Sie es mir daher nicht, wenn ich Sie ernstlich bitte, allen Umgang mit meiner Tochter vor der Hand abzubrechen. Ich will ganz offen mit Ihnen reden. Der Rath Faustin scheint meiner Tochter nicht ganz ungeneigt zu seyn, das habe ich lange weg. Er ist der Liebling unsers Fürsten, und dürfte mit der Zeit noch seine rechte Hand werden. Man weiß nicht, was aus ihm wird, drum seyn Sie vorsichtig. Er selbst hat mir neulich nicht undeutlich merken lassen, daß er für Sie sorgen würde, wenn Sie sich über gewisse Vorurtheile hinaussetzen könnten. — Lassen Sie ihm also das Späßchen mit Amalien, und seyn Sie kein Narre; er kann Ihr Glück machen. Man muß heut zu Tage, wo es so schwer ist sein Unterkommen zu finden, alles benutzen. Nehmen Sie meinen wohlgemeinten Rath an, so wird es Ihnen für die Zukunft nützlich seyn.

Ich erſtarrte, warf bald einen Blick auf Waller, bald einen auf den Brief, den ich noch immer in meiner Hand hielt.

Sehn Sie, mein Herr, hub Waller nach einer langen Pauſe, mit ungewiſſem, furchtſamen Tone der Stimme an, ob ich nicht Urſache hatte, Sie für einen —

Er ſprach das Wort nicht aus. —

Sagen Sie es nur gerade heraus — Sie hielten mich für einen Schurken.

Waller ſah mich an, und ſein Blick ſagte mir, daß ich ſeine Gedanken errathen hatte.

Sehn Sie, junger Mann, fuhr ich fort, daß Sie Ihre Hitze zu einer Ungerechtigkeit verleitete. — Ich will mich gleich in Ihren Augen rechtfertigen.

Kommen Sie mit mir!

Wohin? fragte Waller.

Zu Honeck.

Ich thue das ungern.

Aber es muß seyn. Ich will mich in Ihren Augen rechtfertigen.

Haben Sie keinen andern Weg, dies zu thun?

Nein! es ist der sicherste. Ich bin Ihnen und mir Genugthuung schuldig.

Waller folgte mir, aber wie es schien, wider Willen. Honeck war zu Hause; er erschrack doch ein wenig, wie er mich in Wallers Gesellschaft erblickte, und stotterte eine Bewillkommung hervor, die unzusammenhängend war, und ihn deutlich genug verrieth. Er wollte viel Umstände machen.

Das Geschäfft, das wir mit Ihnen abzumachen haben, wird kurz seyn, sagte ich mit einem kalten und festen Tone zu ihm.

Was hab ich Ihnen denn versprochen, mein Herr, sagte ich, wenn mir dieser junge Mann gefällig genug wäre, mir seine Geliebte auf einige Zeit abzutreten?

Was? fragte er mit einem Armensünder-Gesichte.

Ich wiederholte ihm meine Frage noch einmal.

Nichts? sagte er stotternd. —

Nun Herr, und Sie scheuen sich nicht, ihr eignes Kind verkuppeln zu wollen?

Es war alles nur ein kleiner Mißverstand, sagte er noch immer in einer peinigenden Verlegenheit. Sehn Sie, Sie wissen ja wie junge Leute sind, ich wollte verhüten, daß die beiden Leutchen, Herr Waller, da — und meine Tochter nicht zu genau mit einander bekannt würden.

Elender Sünder, und noch elenderer Lügner! sagte ich mit einem Blick der tiefsten Verachtung, und verließ das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Betrachtungen.

Ein Vater kann seine eigene Tochter verkuppeln? rief ich aus, und ballte die Faust. O Menschen, was seyd ihr geworden!

Waller gieng schweigend neben mir her. — Sie liebten Amalien? fragte ich ihn.

Mehr wie mein Leben.

Aber warum waren Sie schwach genug da nachzugeben, als der Vater des Mädchens etwas von Ihnen verlangte, wogegen sich ihre ganze Liebe auflehnen mußte?

Sie können Recht haben, erwiederte er. Aber wenn Sie nur in meiner Lage gewesen wären.

Wie so?

Ist man mit einem Mädchen bekannt, — und hat die Unvorsichtigkeit begangen, ihr etwas von Liebe zu sagen, so quält sie einen nun unaufhörlich mit der Ehe. Man kann nicht geschwind genug zu einer Versorgung kommen.

Das entschuldigt Sie aber doch wohl nicht.

Ueberdieß sind hier die Versorgungen nicht sogleich da, wenn man eine sucht.

Ja wohl! seufzte ich.

Ich schied von dem jungen Manne, nachdem ich ihm noch einige gute Lehren mit auf den Weg gab, die er wohl nur mit halben Ohren hörte. Auf meiner Stube stellte ich Betrachtungen über die Bosheit, die Verdorbenheit der Menschen an. Ach! ich sollte noch manche schmerzliche Erfahrung machen, deren Andenken sich blutig in mein Herz drückte.

Meine Besuche bei dem Fräulein von F.. hatten ununterbrochen ihren Fortgang.

Eines Tags eilte ich in der Abenddämmerung zu ihr; — ihr Mädchen sagte mir, ihre Gebieterin sey im Garten, und erwarte mich daselbst.

Ich fand das Fräulein von F . . in einem Gartenhäuschen.

Die Hitze hat mich hieher getrieben, sagte sie, wie ich hinein trat. Sie saß auf einem Sopha, in einem leichten, verführerischen Halbanzuge, der ihre schöne Form nur leicht verhüllte, und dem lüsternen Auge manche Schönheiten fast ganz darstellte.

Setzen Sie sich zu mir.

Ich that es. — Aber in dem nämlichen Augenblick, wo ich diesem verführerischen Geschöpfe so nahe war, fiel mir die bewußte Laube ein, und ich hielt meinen Sinnen insgeheim eine recht scharfe Warnungspredigt. — Fräulein von F . . hatte in einem Buche gelesen, und verbarg es sorgfältig, wie ich hereintrat. Stumm saß sie eine Zeitlang neben mir. Ich fieng bald das, bald jenes Gespräch an; — sie sprach kein Wort, sah mich nur je zuweilen mit einem Blicke an,

in dem das ganze künstliche Feuerwerk ihren Augen brannte.

Sie scheinen heute nicht gut disponirt zu seyn? fragte ich endlich.

Keine Antwort erfolgte. Sie sah starr vor sich hin, und ein leiser Seufzer hob ihren Busen.

Was sagten Sie? fragte sie endlich nach einer langen Pause, leicht und wie von einer Zerstreuung sich sammelnd.

Ein schwerer Kummer scheint in diesem Herzen zu wohnen, sagte ich.

Wer hat Ihnen das gesagt? fragte sie rasch, und schlug ihre schönen Blicke auf ein gegenüber hängendes Bild, das Amor und Psyche vorstellte. Mein Auge folgte unwillkührlich der Bewegung, die das ihrige machte. Sie merkte es, stand auf, gieng an den Flügel, präludirte zu einem Adagio, stand dann in einer heftigen Bewegung wieder auf, gieng einigemal auf und ab, warf dann einen Blick voll erheuchelter Sanftmuth auf mich. — Ihre Schritte wurden immer unruhiger, und ihre Bewegungen immer ängstlicher. Wenn

ihr Gespräch mit dem Kammerherrn noch immer so frisch in meinem Gedächtnisse gewesen wäre, ich glaube, daß mich diese einstudirte, und bis zur Täuschung natürlich gespielte Rolle doch endlich irre geführt hätte. Es gab sogar in diesen Augenblicken Momente, wo ich mir einbildete, daß ich falsch gehört haben — daß mich meine Augen getäuscht haben könnten. —

In diesem Augenblicke erwachte der Gedanke in mir, die Betrügerin mit gleicher Münze zu bezahlen. Maske für Maske! sagte ich zu mir selbst, und war entschlossen, diesen Gedanken, der mir wie ein Blitz durch meine Seele fuhr, zu befolgen.

Das Fräulein von J . . warf sich in einer traurigen Stellung auf das Sopha.

Ach Gott! seufzte Sie, und fuhr nachlässig mit der Hand über die Stirne, als wolle sie die Wolken, die sich da sammelten, verscheuchen.

Die Lage, in der ich jetzt war, wurde mir nach gerade doch etwas peinlich.

Es herrschte eine große Stille zwischen uns beiden, daß ich die leisen Seufzer des Mädchens, das darauf sann, sich in eine tragische Stimmung hineinzustudiren, hören konnte.

Ich bin heute sehr übel gelaunt, sagte endlich das Fräulein, und bemühete sich eine lächelnde, zufriedene Miene anzunehmen, die ihr aber, eine so gute Schauspielerin sie war, wie man aus dieser Probe schon sehen kann, doch nicht zu Gebote stand.

Sie müssen mir, fuhr sie in einem hingeworfenen Tone fort, schon verzeihen, wenn ich Sie heute nicht unterhalten kann. — Eine Verbeugung von meiner Seite.

Ich bin so übel gestimmt! — ihr Kopf sank bei diesen Worten schwermüthig in ihre kleine Hand, — ich weiß selbst nicht, wie ich je zuweilen bin!

Man ist nicht allemal gleich gestimmt, sagte ich ziemlich albern, denn ich war in nicht geringer Verlegenheit durch das Benehmen des Fräuleins.

Machen wir einen Gang durch den Garten, ſagte ſie, ſtand auf, und eh ich wußte wie das zugieng, ruhte ihr Arm in dem meinigen. Schweigend giengen wir eine lange Zeit neben einander her, — es war immer dunkler geworden. Eh ich mir Rechenſchaft geben konnte, wie es geſchehen ſey, ſaß ich in einer Laube neben der Streng; ihre Hand ruhte vertraulich in der meinen. Eine gefährliche Dunkelheit, die nur matt durch einzelne Strahlen des Mondes erhellet wurde, umgab uns. Julie drückte meine Hand, und führte ſie endlich in der Hitze des Geſprächs an ihren aus leicht verhüllten Buſen. Sie ließ keine Künſte unverſucht, welche die Sinnlichkeit erregen, die Phantaſie erhitzen, und den Verſtand irre führen können. Noch jetzt begreife ich nicht, wie ich Standhaftigkeit genug hatte, ſo lange gegen ihre vereinten Künſte auszuhalten. Julie ſchien endlich ſelbſt zu merken, daß mir auf die Art nicht beizukommen ſey, und — ich las eine verbißne Wuth in ihrem Geſichte. Sie änderte auf einmal den Ton, und ſuchte mich durch Mitleid zu beſtechen.

Jetzt ärgerte ich mich über mich ſelbſt, daß ich mir die Gelegenheit, Julien mit

gleicher Münze zu bezahlen, hatte entwischen lassen; aber ich hatte mich umsonst gesorgt, denn Julien schien daran gelegen, die Intrigue, die sie mir spielen wollte, sobald als möglich zum Ende zu führen.

Faustin! rief sie im theatralischen Tone, ich liebe —

Ich sah sie mit großen Augen an.

Ach! Faustin! fuhr Julie in dem angenommenen Tone fort, und sah mir mit einem schmachtenden Blick ins Auge, ach! vielleicht lieb ich unglücklich. — Sie versank in ein schwermüthiges Hinbrüten, schüttelte dann bedenklich den Kopf. Sagen Sie mir es immer, sagte sie mit einem furchtsamen bebenden Tone, daß ich unglücklich bin.

Ich glaubte nun, daß die Katastrophe dahin sey, wohin sie beide Helden des Stücks haben wollten.

Sie sind glücklich, sind geliebt, sprach ich zu ihr, wenn ich Ihnen das sagen kann, wenn Sie das beruhigt.

Mit einem schüchtern fragenden Blick sah Julie zu mir auf, und ich mußte alle meine Fassung zusammen nehmen, um die Rolle, die ich spielen mußte, nicht zu vergessen.

Heuchlerin, schändliche Betrügerin, Auswurf und Schande deines Geschlechts! das waren die Worte, die mir durch den Kopf fuhren, und auf der Zunge schwebten; aber ich schluckte sie gewaltsam hinunter, nahm meinen Verstand gefangen, und legte meinem Munde ein Papageyschloß an, daß er dieß heut heimlich machen konnte.

Das Fräulein schlang nun ihren Arm um mich, drückte mich an ihren halb offenen Busen: — doch halt! — Sie nehmen es mir nicht übel meine Leser und Leserinnen; ich breche in dieser sentimentalisch üppigen, und üppig sentimentalischen Scene ab, weil ich die abgestumpften Nerven unserer verlebten Jünglinge und Mädchen nicht kützeln will. Ich könnte das, was die Herren von Grosse und andere beliebte Schriftsteller durch ihre

üppigen Gemälde noch an Kraft dort laſſen haben, vollends hinwegkühlen, und da ſey Gott für! *)

Achtes

*) Es erregt eine wehmüthige Empfindung, wenn man bemerkt, und das kann man leider oft bemerken, daß einige deutſche Schriftſteller gefliſſentlich bemüht ſind, die Gemälde der Liebe in ihren Romanen — mit den üppigſten Farben zu ſchildern. Was wollen die Herren dadurch bewirken? Intereſſe und Theilnahme? Das iſt, mit ihrer Erlaubniß, ein ſchändliches Mittel — und von ihren Talenten legt es nur ein höchſt zweideutiges Zeugniß ab, und beweiſt höchſtens, daß ſie die Venus vulgivaga mehr kennen, als die himmliſche. — Darum biſt du ſo groß, edler Lafontaine, und unſere Mütter können dich ohne Sorgen in den Händen ihrer Töchter ſehen.

Achtes Kapitel.

Die Minen springen.

Um Mitternacht schlich ich nach Hause, und wischte mir mit einem behaglichen Schmunzeln das Maul.

War es so nicht besser, sagte ich zu mir selbst, als wenn du in der ersten Hitze Julien entdeckt hättest, daß du um ihren feinen Plan wüßtest, und ihn durchschauetest. Nein! nein! sagte ich, so ist es besser, und machte im Stillen meinem Verstande eine Lobeserhebung. Ich stellte Vergleichungen zwischen mir und Julien an, und sie fielen, wie man leicht denken kann, zu meinem Vortheile aus. Julie hatte mich im Bunde mit ihren saubern Helfershelfern überlisten wollen, — und war ich es nicht, der sie nun überlistet hatte?

Acht Tage nach dieser glücklichen und unglücklichen Nacht war ich allein beim

Fürsten. Julens Plan wurde schon sichtbarer; — der Fürst sprach ganz unverhohlen mit mir davon, daß er es gern sehen würde, wenn ich mich für immer an seinem Hofe fixiren wollte. — Und dazu wäre eine Mariage wohl das beste, setzte er lächelnd hinzu. Es giebt ja hier am Hofe Fräuleins genug, die Ihre Hand mit Freuden annehmen würden.

Ew. Durchlaucht erlauben, daß ich daran zweifle, sagte ich.

Es wird sich schon finden, sagte er lächelnd. Da ist zum Beispiel das schöne Fräulein von F..; sie scheint Ihnen nicht abgeneigt; der ganze Hof weiß es ja, wie man mir gesagt hat.

Es war richtig! sie ließen ihre angelegten Minen nun springen. Julie wurde von Tag zu Tage verliebter in den gutmüthigen Narren, der einfältig genug war, ihren Liebesversicherungen zu glauben, und sogar willens war, ihre Schande unter dem Mantel der Ehe verbergen zu wollen. Man lachte auf beiden Seiten, — aber wer hatte mehr Stoff zum Lachen?

Wenig Wochen nach diesem Vorfalle erhielt ich, nebst einem Handbillet, das Adelsdiplom; das war mir ein Zeichen, daß diejenigen, die gegen mich verbunden waren, nun mehro bald mit ihrem Plane hervorrücken würden. Meine zärtliche Doris Julianowitz, von Tage zu Tage girrender, so unglaublich sie am ersten Tage des Geständnisses der Liebe gegen mich gewesen war. Eines Tages wollte ich sie besuchen, — und fand nur ihre Mutter, die denn nach einer Einleitung, die sie Ehren halber machen mußte, sogleich mit dem Gedanken herausrückte, daß sie nichts einzuwenden hätte, wenn Fräulein Julie, die mich, wie sie mir den theuersten Versicherungen bezeugte, innig liebe, Räthin von Frustin würde. Zwar, setzte sie hinzu, ist ihr Adel freilich etwas neu, — vielleicht zu neu, doch man denkt ja in unsern Zeiten über diesen Punkt nicht mehr so streng, und ich hoffe, wenigstens habe ich das gute Zutrauen zu Ihnen, daß Sie durch Ihr Betragen, und vorzüglich durch Nachgiebigkeit beweisen werden, daß Sie das Opfer zu schätzen wissen, das Ihnen Julie bringt. Sie hat ansehnlichere Partien ausgeschlagen; — aber wie

nun unsere heutigen Mädchen sind, wo nun einmal die Liebe hinfällt! —

Zehnmal war ich willens, der alten, adelstolzen Dame ins Gesicht zu lachen, und ihr zu sagen, daß ich noch nicht recht einsehen könne, ob es denn ein sehr großes Glück für mich sey, wenn ich ein NB. armes Fräulein, das überdies noch nicht einmal unter die keuschen gehörte, zur Frau bekäme? Aber ich schwieg, und dachte bei mir: haltet mich immer für einen Narren, ihr lacht zuerst — und ich zuletzt.

Die Sachen waren also schon so gut als richtig — d. h. ich war überall der erklärte Glückliche, der die Hand der schönen Julie von F . . erhalten würde, die Hand eines Mädchens, um das mancher, der sie nicht so gut kannte als ich, unruhige Nächte und trübe Augen hatte, das manchen zum Narren, und — wenn es das nur gewesen wäre, der Schaden wäre noch zu heilen gewesen, — manchen sogar zum Narren in gebundner Rede machte.

Es war — für einen kalten Zuschauer, wie ich war — (denn daß ich der war, kann ich denn schon versichern, da ich meine Maasregeln genommen hatte) ein possierliches Schauspiel zu sehen, wie man sich geberdete. Die Verständigern, hier heißt das diejenigen, die das schöne Fräulein von F'.'. kannten, und es wußten, daß sie nicht unter die Unerbittlichen gehörte, waren ernst, — und fast gleichgültig, denn sie waren ihrer Sachen ja nun auf beiden Seiten gewiß. Die jungen Herrn, die noch auf Amors Wildbahn herumjagen, und es sogern sehen, wenn ein schönes Mädchen einem häßlichen Manne, oder einem, der unter ihrem Stande ist, zu Theil wird, spitzten sich schon auf eine recht erbauliche Liebelei mit der schönen Räthin von Faustin, der sie die pöbelhafte Denkungsart nicht zutrauten, daß es ihr etwa in den Kopf kommen würde, ihrem Manne treu zu seyn. Die Hauptakteure dieser Farce waren ganz still, weil sie sahen, daß sich das Stück der gewünschten und beabsichtigten Entwickelung näherte; aber Einer, auf dessen Unkosten man eigentlich spielte, war nicht gesonnen, die Entwickelung abzuwarten, sondern vielmehr gemeint, nach dem Beispiele der beliebtesten deutschen Schau-

spielbichter, den Knoten zu zerhauen; ja die geheime Geschichte seiner Seele, die vor uns so offen da liegt, wie eine Landkarte, sagt sogar, daß er den boshaften Vorsatz gehabt habe, die Mitspielenden auszuzischen. Es thut uns leid, daß wir das von ihm sagen müssen, und dadurch ein nachtheiliges Licht auf seinen Karakter werfen; aber mein Gott, wir sind ja alle Menschen, — und die Art, wie man mit ihm umspringen wollte, war doch auch nicht eben zu christlich.

Es ist doch warlich Strafe genug, wenn man nach und nach zum Hahnrei wird, — aber was ist es denn, wenn man noch vor der Hochzeit in diesen starken Orden aufgenommen werden soll?

Neuntes Kapitel.

Iſt vielleicht eine Goldgrube für unſere Theaterdichter.

Der Tag, an dem Fräulein von F.. durch Prieſters Hand das Privilegium bekommen ſollte, mir, ihrem unterthänigen Sklaven, Hörner aufzuſetzen, nahete mit ſtarken Schritten heran. Die Sonne beſchien ihn — wie einige Gelegenheitsritter vom Parnaſſe ſangen — nicht etwa mit ihren ſchönſten Strahlen, ſondern es war ein neblichter Tag, und faſt kam ich auf den Gedanken, daß die Gottheit dieſen Tag der offenbarſten Bosheit verhüllen wollte. Schon warteten die erbetenen Zeugen, ſchon ſtand im ſchönſten Schmucke meine ängſtlich zagende, holdverſchämte Braut! — nein! das Weib, das mich ſchon betrogen hatte, und noch ferner betrügen wollte; — der Held dieſes Schauſpiels fehlte nur noch, und der war ich, mit Erlaubniß geſprochen. Aber der Held hatte die boshafte Abſicht,

Leben Tage der Freude in einen Tag des Schrecklichen umgewandelt. Ich saß ganz wohlgemuthet, und noch unausgekleidet an meinem Schreibepulte, und schrieb die Entwickelung dieses Lustspiels, das nun durch die Katastrophe ein lächerlich-weinerliches Schauspiel wurde. Wohlmeinend wollte ich unsern Theaterdichtern rathen, die Entwickelung zu benutzen, — da — die Herren werden mir das schon zu sagen erlauben — da ihre Entwickelungen nach gerade sehr verbraucht sind.

Ich saß, wie schon gesagt, an meinem Schreibepulte, und es wird dem Leser noch erinnerlich seyn, womit ich mich da beschäftigte. Jetzt war ich fertig, siegelte die Briefe und schickte sie an die Behörden ab, dann warf ich mich, so eilend als möglich, in die Kleider, — (meine Habseligkeiten waren schon zusammengepackt, und ich trug sie recht bequem in einer Brieftasche, denn sie bestanden in einigen Wechseln — und Briefen; (mein Adelsdiplom war nicht darunter, wohin es kam, wird man bald erfahren, wenn man sich nur noch einige Augenblicke gedulden will)

schlüpfte zur Hinterthüre des Gartens hinaus, und war in wenig Minuten vor dem Thore, warf mich in einen Postwagen, der da auf mich wartete; — und der Wagen jagte davon. — Noch eh sich die mitspielenden Personen dieses lustigen Trauerspiels von ihrem Schreck erholt hatten, war ich schon über die Gränze, saß in einer elenden Bauernstube, — kratzte mich hinter den Ohren, und lächelte je zuweilen, wie man zu lächeln pflegt, wenn man einem tückischen, boshaften Streiche, den man uns spielen wollte, ausgewichen ist.

In B . . werden die Menschen nicht so ruhig seyn, sagte ich zu mir selbst, fuhr zufrieden lächelnd mit der rechten Hand über die Stirne, und in dem Augenblicke, durch die einzige Bewegung, die ich machte, wurde mir das Behagliche meiner jetzigen Lage noch fühlbarer. Die schmutzige Stube, in der ich mich befand, wurde mir zum glänzenden Zimmer, und das dicke, rothwangige Bauermädchen, das mich bediente, zur schönen Dame. Das Bild der schönen, aber verdorbenen, lasterhaften Julie, wich immer tiefer in den Hintergrund meiner Seele zurück.

Nun wärst du mit diesem schönen Engel der Finsterniß getraut, sprach ich zu mir selbst. Nun würdest du ärndten, wo du nicht gesäet hättest, fuhr ich weiter fort. Nein es doch so besser! setzte ich nach einer Pause mit einem frohen Lächeln hinzu. Ich fuhr auf, und umarmte das erwähnte rothwangige Bauermädchen recht herzhaft. Sie that einen lauten Schrei und fuhr zurück.

Ho! Närrchen! sagte ich, bei uns am Hofe sind die Mädchen nicht so spröde!

Das glaub ich selbst, Herr! sagte eine tiefe Baßstimme im entrüsteten Tone. Ich sah mich um, denn ich wollte den Eigner dieser Baßstimme gern kennen lernen, aber im Nu erhielt ich einen so derben Schlag hinter die Ohren, daß mir die Lust vergieng, nähere Bekanntschaft mit dem Eigner der Baßstimme zu machen.

Wo er zu Hause ist, Freund, fuhr die Stimme fort, mag es wohl Sitte seyn, daß man die Mädchen anderer ehrlichen Leute beim Kopfe nimmt und abherzt. Hier bei uns behält jeder seine Braut.

Gronik sagte ich! fühle mir ein Herz, trat der Baßstimme einige Schritte näher, die, wie ich jetzt sah, einem langen, baumstarken, jungen Kerl gehörte. Lieber Freund, fuhr ich im gutmüthigsten Tone fort, laß dir sich nicht irre führen. Die Weiber sind Betrügerinnen! Wenn ihm sein Glück, die Ruhe seines Lebens —

Was Glück, was Ruhe des Lebens, sagte der baumstarke Kerl mit der tiefen Baßstimme. Eben weil mir das Glück meines Lebens lieb ist, will ich das Mädchen heirathen. Kurz, ich gerieth mit dem Manne in einen so heftigen Wortwechsel, in den sich bald nachher auch der Vater und die Mutter des Mädchens, das ich beschimpft hatte, mischten, und den man damit endete, daß man mich zur Thüre hinaus warf.

Märtirer der Wahrheit! sagte ich laut zu mir selbst, wie ich zur Thüre hinaus flog, um mich zu trösten, und wanderte getrost fort.

Der Glaube dieses Menschen an weibliche Tugend muß groß seyn, sagte ich zu mir selbst, und gieng gelassen einen Weg

fort. Es war Nacht — der Weg war mir unbekannt, aber ich gieng getrost und ruhig fort. Der Mann nimmt es übel, daß du ihn warnen, ihn glücklich machen willst, sagte ich in meinem Selbstgespräche, das, wenn mir mein Gedächtniß nicht so ungetreu wäre, hier ganz stehen könnte, und den schönen Monologen in unsern neuesten Schau- und Trauerspielen billig an die Seite gesetzt werden könnte.

Was das doch für Menschen sind! fuhr ich in meinem Feuereifer, der mir diesmal so übel bekommen war, fort. Aber wer nicht hören will, mag fühlen. Die Stirne wird dem ehrlichen Manne auch je zuweilen noch jucken.

Aber mein Gott! wie vergeßlich man nicht ist! Eben fällt es mir ein, daß ich dem Leser noch die Entwickelung des Lustspiels schuldig bin, in dessen letztem Akte die Mitspielenden von einem stummen Erstaunen ergriffen werden.

Es soll sogleich alles folgen. Ich liebe die Mode des Unterbrechens, die unsere

Journalisten aufgebracht haben, damit der Leser die Absurditäten im ersten Stücke unterdessen vergessen, und Geduld habe, sich mit neuen belästigen zu lassen. Doch alles ohne Anwendung auf mich.

Zehntes Kapitel.

Fängt mit Briefen an, und endigt — mit: man wird es schon erfahren.

Sie müssen mir verzeihen, mein gnädiges Fräulein, daß ich heute an einem, für mich und Sie so wichtigen Tage so plötzlich vor Ihren Augen verschwinde, wie ein bezaubertes Schloß. Ich bin auch einige Zeit von Ihren Reizen bezaubert gewesen; aber warlich nur zum Spaße, ich konnte Ihnen ja den Gefallen thun. Ich war so glücklich Ihr Gespräch im B . . schen Garten mit dem Kammerherrn zu behorchen, und weiß den feinen Plan, den Sie entworfen hatten. Ich

ſollte, Ihr Mann werden, und unter dieſem Ehrentitel wollten Sie Ihre Ausſchweifungen verſtecken. Sie müſſen mir es verzeihen, daß ich bürgerlich genug denke, — und mir eine Frau wünſche, die auch bürgerlich genug denkt, Ausſchweifungen für entehrend zu halten. Die ſüßen Stunden, die ich bei Ihnen genoß, entſchädigen mich dafür, daß Sie einige Zeit in dem Wahne ſtanden, als könnten Sie mich betrügen. Aergern Sie ſich nicht, mein ſchönes Fräulein, — es könnte Ihren Teint verderben. Thun Sie das ja nicht! hören Sie! ich bitte Sie darum. Das Kindbette wird Ihnen doch nicht alle Ihre Reize rauben. Ich wünſche es nicht, obgleich dann Ihr Körper und Ihre Seele einander ähnlicher würden. Leben Sie glücklich! ſo glücklich als Sie können! u. ſ. w.

Den Kammerherrn, der Juliens Helfershelfer geweſen war, fertigte ich noch kürzer ab.

An den Kammerherrn von Tischbein.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Sehn Sie, daß ein Mann, der in Ihren Augen einfältig genug schien, in Ihr Netz zu gehen, den Kopf recht gut aus der Schlinge gezogen hat. Sie wollten mich auch zischen, — und ich zische Sie nun aus. Suchen Sie der schönen Julie von F.. bald wieder einen Mann, aber halten Sie ihn, wenn Sie ihn gefunden, auch fester, als den Ersten, und lassen Sie es sich zur Warnung für die Zukunft dienen, daß man Heimlichkeiten in keiner Laube abhandeln darf. Der Mond ist ein Schäcker, und gewisse Leute stehen mit ihm im Bunde u. s. w.

Dem Fürsten meldete ich, daß ich durch Umstände genöthigt sey, eine Reise zu machen, die mich wohl auf lange Zeit von seinem Hofe entfernen dürfte. Ich dankte ihm für seine Gnade, und erwähnte die wahre Ursache, die mich von B.. entfernte, zugleich so ausführlich, als sie die Leser schon wissen.

Und so war denn dieser Handel abgethan. Ich war nun ein Exbräutigam und ein Exrath, ein ci-devant noble, schüttelte den Hofstaub ab, und die Hofluft trällerte ich durch ein lustiges Liedchen hinweg. Also war die Atmosphäre um und neben mir und mein innerlicher Mensch dazu auf einmal so recht Knall und Fall wieder rein.

Sic transit gloria mundi; zu deutsch:

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten, d. i ich bin nun nicht mehr Rath, nicht mehr noble, und nicht mehr Bräutigam, sondern ein schlichtes peregrinirendes Genie, und treibe mich nun wieder bald da bald dort herum.

Wo nun zu? fragte ich mich selbst, und im Augenblick fiel mir auch sogleich ein, daß ich eine der ersten Städte Deutschlands noch nicht gesehen hatte. Marsch! immer weiter, sprach ich zu mir selbst, und gebot meinen Spatierstöckchen, daß sie frisch austreten sollten. Der Hunger — und noch mehr die drückende Hitze nöthigten mich eines Tages

früher in einen Gasthof in einer kleinen Stadt, durch die ich eben gieng, einzukehren. Ein ältlicher Mann saß an einem Tische, eben beschäfftigt, den thierischen Theil seines Ichs abzuwarten, d. h. zu essen. Ich setzte mich in einen Winkel der Stube, um ganz ungestört meinen Grillen nachzuhängen.

Der ältliche Herr sah mich immer von der Seite an. Endlich that er seinen Mund auf: wohin, mein Herr? fragte er.

Ich sagte es ihm.

So können wir die Reise mit einander machen. Kommen Sie her, — essen Sie mit mir. Ich that es — und nach Tische fuhren wir mit einander fort. Mein Reisegefährte fragte mir unterwegs auf die feinste Art ab, wer ich sey, welche Geschäffte mich in die berühmte Stadt führten. Ich fand kein Bedenken, ihm so viel von meiner Geschichte mitzutheilen, als er wissen konnte.

Ich weiß nicht, bei welcher Veranlassung es mir einmal einfiel, meinen Begleiter nach seinen Beschäfftigungen zu fragen.

Ich bin eigentlich nichts, entgegnete er mir sehr lakonisch, und doch bin ich, — wie man es nun nimmt, ein wichtiger Mann. Sehn Sie, — ich kann es eigentlich nun nicht sagen, welches Geschäfft ich treibe. Die Pfaffen verschreien mich als einen den Sitten und der Gottesfurcht verderblichen Mann, dem für seine Sünden einst die ewige Verdammniß zu Theil werden würde, und doch sind die Geistlichen im Stillen meine besten Freunde und Kunden. Der Politiker weiß nicht, ob er mein Gewerbe erlauben solle oder nicht, und doch sind alle im Stillen meine Freunde.

Ich wußte nicht, was ich aus dem Manne machen sollte. Er erklärte sich mir endlich deutlicher, — und ich erfuhr nun zu meinem großen Schrecken, daß er mit einer gewissen Klasse von Mädchen, die man nur ungern bei ihrem rechten Namen nennt, ein Gewerbe trieb.

An der Bewegung, die ich machte, wie er mir das so ganz kalt und gleichgültig erzählte, mußte er bemerkt haben, daß ich darüber erschrack, — und sich eine Regung des

Abscheues nur zu sichtbar in meinen Mienen blicken ließ.

Lernen Sie nur erst den Ort, wo ich lebe, näher kennen, und ich weiß gewiß, Ihr Erschrecken und Abscheu verliert sich nach und nach. —

Er sprach noch mancherlei, und mein gesunder Verstand sagte mir, daß er in einigen Punkten doch Recht haben könne. Ich machte ihm noch einige Einwürfe, die er mir aber so geschickt zu lösen wußte, daß ich schweigen mußte.

Kommen Sie nur erst mit mir — sagte er lachend, Sie werden die Sittenverderbniß noch näher kennen lernen. Herr! Sie werden sagen, daß ein Haus, wie das meinige, manchen Familien an Verdorbenheit weit hinten nach steht. Sehn Sie sich nur erst einige Zeit um, und dann wollen wir weiter mit einander sprechen. Herr! ich bin kein gemeiner Mann, das müssen Sie wissen. Mein Gewerbe muß seyn, und wenn man es ehrlich treibt, bleibt man auch bei Ehren. Mancher Staatsmann hält es nicht unter

seiner Würde, mich auch je zuweilen zu besuchen.

Alles, was mir der Mann sagte war mir so neu als unbegreiflich: aber ich sollte noch mehr erfahren, das mir anfangs eben so unbegreiflich war, und je näher ich mit den Verhältnissen bekannt wurde, doch nicht mehr so ganz unbegreiflich blieb. Mein Reisegefährte brachte mich in ein Privathaus, das, wie er mir versicherte, und ich nachher auch bestätigt fand, nicht im übeln Rufe stand. Mein Wirth war der Krigsrath Y . . der eine junge schöne Frau hatte — und sich überdieß noch (wie ich bald merkte) ausser dem Hause bei der Art Menschen, zu der mein Reisegefährte gehörte, Vergnügen suchte. Wir wurden bald mit einander bekannt, — er schien Gefallen an mir zu finden, weil ich mit ihm überall herum strich, und er war mir als ein Eingeborner darum fast unentbehrlich, weil mir daran lag, die berühmte Königestadt recht genau kennen zu lernen.

Wollen wir nicht heute zur Priesterin gehen? fragte er mich eines Tags.

Ich verstand ihn nicht. Er merkte es.

Haben Sie Luſt, heute mit ins Konzert zu gehen? fragte er mich.

Ich bejahete es. Seine Frau ſah ihn lächelnd von der Seite an, und hob den Zeigefinger drohend in die Höhe.

Charles! ſagte ſie in einem Tone, deſſen Bitterkeit durch das ſüße, bedeutende Lächeln gemildert wurde, nimm dich in Acht! lieber Charles! ſagte ſie noch einmal, du weißt, wie es dir vor zwei Monaten gieng.

Sey du nur ruhig mein Kind! ſagte er, küßte ſie leicht auf die Wangen — laß dir die Zeit nicht zu lang werden. (Mit bedeutendem Lächeln ſetzte er hinzu) Friedrich kann dir ja wohl vorleſen. Du haſt Recht, er lieſt in der That ſchön vor.

Wenn ich nichts anders anzufangen weiß, erwiederte ſie leicht und hingeworfen, ſo werde ich ihn rufen laſſen.

Das thue, mein Kind.

Nimm den Fremden hübſch in Acht! rief uns Madam noch lachend nach.

Der Kriegsrath faßte mich unter den Arm. Sie sehn, sagte, meine Frau hat viel Laune.

Ja, das seh ich! Aber wovor warnte sie denn Sie? Was ist Ihnen denn vor zwei Monaten begegnet?

Nichts, liebster Freund! Eine wahre Kleinigkeit. Heute vor zwei Monaten war ich auch bei der Oberpriesterin im Konzert. Ich fand unter den dienenden Priesterinnen ein allerliebstes Mädchen, schäckre mit dem Mädchen, und das Mädchen schäckerte mir denn eine kleine Krankheit an den Hals. Ich komme nach Hause, finde meine Gemahlin just bei guter Laune, sie zog mich auf —— ich wollte das nicht leiden, und ihr den Beweis davon geben, und dadurch schäckerte ich ihr denn die Krankheit auch an. Sehn Sie, das ist die ganze Sache.

Das ist die ganze Sache? fragte ich erstaunt.

Weiter ist es nichts? sagte der Kriegsrath ganz gelassen.

Aber mein Gottesleugnen ſtrafte ich ihm, iſt denn das nichts?

Er brach in ein lautes Gelächter aus.

Bei uns ſehr wenig! ſagte er, faßte mich unter den Arm.

Kommen Sie, wir müſſen eilen! leben Sie nur erſt noch einige Zeit unter uns.

Wir traten in einen ſchönen, hellerleuchteten Saal. Ein melodiſche Muſik, die mir ſchon auf der groſſen ſchönen Treppe entgegen tönte, hatte mein Herz ſchon zum Frohſinn geſtimmt, und meine Erwartungen geſpannt. Ich hatte eine Verſammlung gewöhnlicher Menſchen — aus den unterſten Klaſſen erwartet — aber wie ſehr ſtaunte ich nicht, als ich die Sache näher unterſuchte, und unter manchem Incognitokleide einen Stern oder ein Ordensband verſteckt ſah. Anfangs zwar glaubte ich, dies ſey nur erborgte Gröſſe und Würde, und man habe Urſachen, warum man das thue; aber mein Begleiter verſicherte mir das Gegentheil. Es

war also keine Maskerade, sondern alles blanke Natur.

Der Ton, der in dieser Gesellschaft herrschte, gefiel mir nicht übel; nur wunderte ich mich, daß ich, wie ich erwartet, keine Damen der willigen Gattung hier antraf. Ich theilte dem Kriegsrath diese Bemerkung mit.

Er lächelte.

Sehen Sie nur hinauf in die Logen! sagte er zu mir.

Er hatte recht, — denn ich erblickte da eine Menge der schön geputztesten Damen.

Und diese Damen? fragte ich.

Warten auf einen Liebhaber ihrer Reize, erwiederte er lachend.

In wenig Augenblicken hatte er sich aus dem Saale verloren, und ich erblickte ihn in einer der Logen an der Seite eines schönen Mädchens.

Bedenklich schüttelte ich den Kopf. Der Mann, sagte ich, hat eine junge, reitzende

ſtrau, die noch überdieß Verſtand und Geiſt hat, — und doch ſucht er noch in den Armen derjenigen Mädchen, die ihre Liebkoſungen verkaufen, Vergnügen.

Ich mochte dieſe Worte ſo laut geſprochen haben, daß ſie mein Nachbar hören konnte; wenigſtens ſagte mir das ſeine Frage.

Wen meinen Sie denn mein Herr? fragte er mich.

Einen meiner Bekannten! ſagte ich.

Sie ſind wohl ein Fremder?

Warum?

Sie verzeihen mir! Aber Ihre Aeuſſerung verräth eine Unkunde mit dem hieſigen Tone.

In wie ferne?

Weil man es hier für kein Verbrechen hält, wenn ein Mann, hätte er auch eine leibhaftige Schweſter der Liebesgöttin zur Frau, noch auswärts ein kleines Vergnügen ſucht.

So? das hab ich nicht gewußt!

Ja, so ist es. Wer Geld genug hat, unterhält sich noch ein Mädchen, — wem das sein Geldbeutel nicht erlaubt, ey nun der muß seine Vergnügungen mit andern theilen.

Das ist aber nicht gut, daß man so denkt und handelt.

Was kümmert uns das! Es gehört zum Tone, — und man würde sich lächerlich machen. —

Lächerlich machen, wenn man seiner Frau treu bliebe, sagte ich schnell einfallend, und laut genug, daß es die Umstehenden hören konnten, die sich denn auch sogleich mit neugierigen Blicken um mich herum drängten.

Ein Weisheitsprediger, meine Herren! sagte der Mann, mit dem ich mich unterhalten hatte.

Ein zweiter Zeno? fragte ein blutjunger Mensch, dem die Schöngeisterei aus den todtenfarbigen Wangen hervorguckte, — und der wohl nach und nach zum Zeno hatte werden müssen.

Es entstand ein allgemeines Gelächter, man persiflierte, man spöttelte, und einige lachten mir, ungezogen genug, gerade ins Gesicht.

Er wird sich schon noch zustutzen lassen, sagten verschiedene Stimmen. Laßt ihn nur einige Wochen noch hier seyn, noch einige Zeit unter uns leben. Es wird schon gehen.

Ich war in einer peinlichen Lage, und wünschte mich hundert Meilen weit weg. Endlich sah ich mir die Gelegenheit ab, nahm Hut und Stock, und entwischte mit der Angst eines Verbrechers.

Ein schallendes Gelächter folgte mir.

Ich war schon auf der Straße, und mir kam es vor, als folgte mir das schallende Gelächter immer noch nach. Ich eilte wie ein Missethäter, der dem Arme der Gerechtigkeit entspringen will, nach Hause.

Eilftes Kapitel.

Eh ich mir selbst Rechenschaft geben konnte, wie das zugegangen war, war ich bei der schönen Frau Kriegsräthin.

Woher denn so zeitig? mein lieber Herr, fragte sie mich mit ihrer hellen schönen Silberstimme. Was treibt Sie denn so zeitig nach Hause?

Der Unmuth! Madam, entgegnete ich ihr kalt und verdrüßlich.

Den haben Sie sich nicht vertreiben können, und Sie waren doch in so schöner Gesellschaft? fragte sie mich mit einem merkbaren Erstaunen, das aber zugleich etwas spöttelnd war.

Wo ist denn der Kriegsrath?

Er wird noch dort seyn.

So! so! sagte sie leicht und hingeworfen. Aber was ist Ihnen denn begegnet?

Ich habe Verdruß gehabt?

Mit wem? und worüber?

Ich erzählte der schönen Kriegsräthin den ganzen Vorfall. Sie hörte mir nur flüchtig zu.

Das hätte ich Ihnen vorher sagen wollen, sagte Sie. Sie kennen, wie es scheint, die hiesigen Sitten noch nicht.

Wie? Madam! sagte ich, Sie vertheidigen eine Sitte, bei der die Weiber verlieren müssen?

Wie, verlieren wir denn dadurch?

Ich dächte doch!

Sehn Sie, wie man sich irren kann. Wir gewinnen sehr viel, denn wir gewinnen dadurch die Freiheit, zu thun, was wir wollen, und die Erlaubniß uns zu entschädigen. Und ist das nichts?

Erstaunen über diese heillosen Grundsätze hielt meine Zunge gefesselt.

Wie, sagte ich endlich, wie kann man über die heiligsten Verträge, die Menschen

nur eingehen können, hier so leichtsinnig denken.

Leichtsinnig? fragte meine schöne Gegnerin, — es ist wohl möglich, daß man ein wenig leichtsinnig denkt: aber — glauben Sie das mir, es ist recht bequem, daß man so denkt?

Nicht möglich!

Und doch möglich! wie ich Ihnen gleich beweisen will. Die meisten Ehen, wie man sie hier unter uns eingeht, sind weiter nichts, als Verträge, die man bestimmt durch gewisse Nebenabsichten schließt; das Mädchen wird mannbar, und verlangt nun einen Mann, der ihr seinen Titel, seinen Rang und Ansehen giebt. Der Mann braucht ein Wesen, das seine Wirthschaft versieht, ihm in Stunden, die er zu Hause zubringen muß, so gut als es geht, die Langeweile vertreibt. — Er erheirathet Verbindungen oder Vermögen. Liebe? o man erläßt sich gegenseitig diese unbillige Forderung.

Erläßt sich diese unbillige Forderung?

Man

Man verläßt sie sich gegenseitig, wie ich Ihnen sage, und man thut wohl daran.

Man thut wohl daran? Wie? schöne Frau, Sie selbst sollten das glauben, was sie da sagen? Sie lästern ihr eigenes Herz.

Ich bitte Sie, mein Herr, mich nicht etwa für eine Närrin zu halten, die ihrem Manne mit einer Siegwartischen Liebe anhängt. Eh ich noch heyrathete, war ich längst von dieser Thorheit zurückgekommen.

Ich hätte mich also wirklich in Ihnen geirrt, das sollte mich schmerzen. Sie haben einen Zug von Gutmüthigkeit, Wohlwollen —

Et! Et! rief die nivoliche Kriegsräthin, und hielt mir den Mund zu. Sie sind ja ein Schmeichler, — und — das sagte sie mit einem reitzenden Lächeln — aus dem Munde eines Philosophen, eines so strengen Sittenrichters wie Sie, ist das Lob in der That zu verführerisch. — Sehen Sie, ich achte Sie, und darum eben rede ich offen mit Ihnen. Eine andere würde Ihnen ins Gesicht lachen. — Sie haben mich und meinen Mann beobachten können; wir lieben

einander nun eben nicht — aber wir vertragen uns doch recht gut. Er hat seine Vergnügungen, sucht sie ausser dem Hause, und denkt so billig, mir zu erlauben, daß ich sie auch suchen darf, wo und bei wem ich will. Er hat seine kleinen Liebschaften — und ich — nun ich bin ein Weib. Ich könnte großthun, und Ihnen sagen, daß unsere Ehe ein Muster einer guten Ehe ist.

O! ich glaube das wohl, da hier die Sitten so verdorben sind.

Es ist ein Kompliment, wenn gleich keins von den feinsten.

Ich bin gerade, Madam. —

O das merk ich! Es ist eine große Tugend, wenn man gerade und offen ist; aber hier dürfte sie übel angewendet seyn.

Ich machte noch einige Erfahrungen der Art, und ich muß sagen, daß die schöne Kriegsräthin wohl Recht haben konnte, denn ich fand nun, daß sie und ihr Mann noch nicht die schlimmsten waren. Nach und nach

besuchte ich auch in Gesellschaft des Kriegsrathes die Klasse von Häusern, in denen man die niedrigste Klasse von den dienenden Nymphen der Venus vulgivaga antrifft. Wir warfen uns aber, — wenn wir eine Streiferei der Art machten, in andere Kleider, um weniger kenntlich zu seyn. Ein Mann, dessen Gefühle durch die größten Ausschweifungen noch nicht völlig abgestumpft waren, konnte an diesen eckelhaften Geschöpfen, denen es sogar an der gewöhnlichen Bildung oder Verbildung einer Küchengrazie fehlte, Geschmack finden. Sie prangten in erborgten Kleidern, mit denen sie sich abentheuerlich und frech genug herausgeputzt hatten, daß sie den heiligen Christpuppen nicht unähnlich waren. Eine dicke Schminke bedeckte die bleichen, eingefallenen Wangen, von denen des Weibes größter und himmlischer Reiz, die — Schamhaftigkeit entflohen war, und aus dem tiefliegenden Auge sprach eine Frechheit, gepaart mit allen Lastern, in die der Mensch, in seinen größten Verirrungen, nur fallen kann.

Und doch, sollte man es glauben, fand man sogar unter den höhern Ständen noch Männer, die bei diesen Damen aus der nie-

drigsten Klasse noch Vergnügen suchten. Vorzüglich sollten das, wie mir mein Führer versicherte, die Herrn mit dem Degen thun. Mir war das unbegreiflich, aber ich lernte es nach und nach begreifen, als ich ein Gespräch zweier Ritter vom Degen behorchte, und sah, wie sehr bei ihnen alles Gefühl für Moralität abgestumpft war. Einer von diesen Herren rühmte sich gegen seinen Kameraden, daß er alle sogenannte galante Krankheiten praktisch an seinem eigenen Körper habe kennen lernen, — ja er rühmte sich sogar, daß ihn ein verteufeltes Unglück sogar zum Zeno wider seinen Willen gemacht habe; ja er war frech genug, seinen Kameraden, der noch unverdorbener zu seyn schien, mit seiner Unschuld und Unverdorbenheit aufzuziehen. — Nachher habe ich gefunden, daß man vorzüglich unter dem Militair — und — ich schreibe das mit einem bangen Herzklopfen — auch auf Akademien vorzüglich Leute findet, deren Begriffe verkehrt genug sind, Ehre in der Schande zu suchen. Wenn doch diese unbesonnenen Menschen bedächten, daß sie der Mann von Ehre verachtet, wenn er so etwas hört. Und die Genannten machen doch einen ehrwürdigen

Stand im Staate. Kein Krieger kann ohne Moralität bestehen, und kein Gelehrter kann ein in der That ehrenwerthes Mitglied der Staatsbeamten werden, wenn er keine Moralität hat. Der junge Offizier mißhandelt einen armen, vielleicht alten Krieger, gegen den das Geschick ungerecht genug war, ihm das adelichen Von nicht zu geben, wegen eines kleinen Vergehens; prügelt ihn, wenn ein kleiner Fehler vorfällt, — und er selbst macht sich indessen der schändlichsten Vergehungen und Verbrechen schuldig; denn ist es nicht das größte Vergehen, sich selbst, und das göttlichste am Menschen, seine Moralität, zu schänden, und sie mit lächelnder Miene durch eine der schändlichsten Gaukeleyen zu entehren? Akademien sind die Pflanzschulen, aus denen der Staat seine öffentlichen Lehrer, seine Geschäftsleute, und seine Aerzte erhält, — und wie kann der Staat Zutrauen zu diesen Menschen haben, wenn sie sich öffentlich entehren. — O Jünglinge — es ist nicht die Galle der Satyre, die vielleicht meine Feder jetzt einmal bitter macht, es ist das Wohlwollen des redlichen Mannes, der es gewiß gut mit euch meinet, wenn ihr auch

ſagen müſt, daß er bitter wurde. — Wer könnte da kalt bleiben?

Zwölftes Kapitel.

Da klingt es ganz anders.

Aber, ſagte der Kriegsrath, der ſich zu meinem Cicerone gemacht hatte, eines Tages zu mir, Sie haben nun ſo mancherlei geſehen, das Ihren Unwillen rege gemacht hat, jetzt will ich Ihnen auch etwas zeigen, das Ihren Beifall finden wird.

Ich folgte ihm willig und voll hoher Gedanken; aber bald wäre ich ihm wieder entſprungen, denn — auf einem Kaffehauſe, das wir beſuchten, um ein Frühſtück zu nehmen, ereignete ſich ein Vorfall, der mich ſchrecklich empörte.

Ein alter Mann, der verſchiedene Kleinigkeiten zum Verkauf ausbot, hatte unter andern auch ein Inſtrument, das mir ſehr

sonderbar vorkam, weil mich der Mann auf diesen Artikel seines Handels vorzüglich aufmerksam machte. Ich fragte ihn, zu was man es brauche.

Er sagte es mir. Ich schauderte zurück. Es war eine Erfindung, um die Wirkungen des thierischen Genusses der Liebe, und die gefährliche Ansteckung weniger schädlich zu machen.

Und das verkauft man hier öffentlich?

Nun ja! sagte der Alte.

Und das erlaubt man? fragte ich mit immer wachsendem Erstaunen.

Indem ich das fragte, kam ein junger wohlgekleideter Mensch zu dem Alten, und kaufte ein ganzes halbes Dutzend von dieser neuen Erfindung, auf die nur die raffinirteste Wollust fallen kann.

Ich sah ihn bedenklich an und schüttelte den Kopf. Mir war es nicht glaublich, daß man so etwas kaufen könne, um es gebrauchen zu wollen, und ich glaubte, der junge Mensch, dessen Aeusseres Reichthum verrieth, kaufe sie darum auf, um sie nicht so allgemein

werden zu lassen. Ich griff mechanisch in die Tasche, und kaufte dem Manne den Messer vollends ab.

Der junge Mann war mir jetzt wieder nahe gekommen.

Ha! ha! sagte er mit einer lächelnden Miene, brauchen Sie das auch?

Ich? brauchen? fragte ich ihn ziemlich verwundert.

Nun, zu was haben Sie denn gekauft?

Wahrscheinlich in der nämlichen Absicht, in der Sie es kauften.

Nun so sind wir ja einig. Ich brauche diese Sachen sehr nothwendig. —

Wie Sie hätten —

Wie können Sie sich nur so verstellen, mein Herr! sagte der junge Mann zu mir, und lachte laut auf. Man kauft in der Regel nichts, was man nicht zu irgend einem Gebrauche bestimmt hat.

Sie wollten also in der That —

Aber mein Herr, fiel mir der Unbekannte schnell ins Wort, warum wollen Sie mir denn nicht glauben, da Sie doch selbst wissen müssen, welchen Gebrauch man von dieser nützlichen Erfindung macht.

Ich habe sie gekauft, um sie weniger schädlich zu machen. Aber wie können Sie denn diese Erfindung nützlich nennen. Sie ist abscheulich.

Der Unbekannte lächelte. Das ist sie in der That nicht, sagte er. Fragen Sie nur unsere jungen Damen. Schädlich ist sie wohl je zuweilen den Aerzten, denn die büßen dadurch ein. — Sehn Sie, nun kann manches Mädchen, das bis jetzt seinen Geliebten bloß darum nicht ganz glücklich machte, weil sie die Folgen fürchtete, sich ihm nunmehr ganz ohne Sorgen überlassen. Finden sie das abscheulich? Das macht ja, daß die armen Mädchen, die lange genug durch barbarische Vorurtheile dazu verdammt waren, nicht zu genießen, auch glücklich werden, und die größte Wonne des Lebens schmecken. Das ist ja ganz allerliebst. Und überdieß fehlt es dem Staate ja noch nicht an Bevölkerung.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, so sehr erstaunte ich über die Schaamlosigkeit dieses Menschen, aber wie sehr erstaunte ich nicht erst, als ich nach einigen Tagen auf der Promenade einigen Damen und Herren begegnete, die sich in französischer Sprache über diese Erfindung der raffinirtesten Sinnlichkeit schäckernd und lachend unterhielten.

Durch diesen Vorfall war ich schon übel gestimmt, und brachte diese Stimmung mit an den Ort, den mir mein Führer zeigen wollte. — Es war die Charité *) die wir besehen wollten. Ich besah die innere Einrichtung, die Krankenstuben, — und fand

*) Der Herausgeber hat um so weniger Bedenken getragen, dieses in der Urschrift befindliche Raisonnement des Engländers hier stehen zu lassen, der vor einigen Jahren schon das sagte, was die Herren Falk und Prahmer später als historisch gewiß dargethan und beurkundet haben, und um so ehrenvoller und größer handelte der große Monarch bei dieser Gele-

alles vortrefflich. — Halb und halb hatte ich mich schon mit den Einwohnern dieses stolzen Königstaats versöhnt; ich brach in Lobeserhebungen aus über diese treffliche Anstalt. — Wir fanden noch einen Fremden, — einen Engländer — der dieses Institut mit besah, — und — da er fertig Deutsch sprach, sich sogleich mit uns in ein Gespräch einließ.

Er hörte den Lobeserhebungen, die ich dieser Anstalt machte, ruhig und gelassen zu. Endlich fragte er mich, mit der, den Engländern eignen Kälte: Sie sind wohl zum erstenmale hier, und wohl obendrein noch ein Deutscher.

Ich bejahete es. Aber wozu diese Frage? sagte ich. Das habe ich gleich vermuthet, sagte er. Ein Mann der die Anstalt

genheit. Zu was soll der Herausgeber noch sagen wen er meint, und was dieser grosse Monarch gethan hat? Heil ihm! sein Dank schlägt in den Herzen seiner Unterthanen, und in der Brust jedes guten Menschen.

nähern kennt, wird ihr nicht sogleich ein unbedingtes Lob geben. Die Lage der Gebäude an und vor sich ist nicht die beste und gesundeste.

Wie? sagte ich, sie ist ja von Wiesen umgeben.

Das ist es eben, sagte der Engländer. Die Lage wäre schon gesund, wenn die Wiesen nicht überschwemmt, die Luft nicht eben dadurch mit schädlichen Ausdünstungen geschwängert würde, — und die Winde von allen Seiten streichen könnten, um die verpestete Luft zu reinigen.

Wir hatten während diesem Gespräche die Chorité verlassen, und giengen noch immer mit einander fort. Mich interessirte der Mann, weil ich sah, daß er Kenntnisse hatte, — und ein Mann war, dem das Interesse der Menschheit am Herzen lag.

Ich habe, fuhr er fort, diese Anstalt mehreremal und gewiß sorgfältig beobachtet, nicht eher getadelt, als bis ich genau untersucht und ängstlich geprüft hatte. Ich bin selbst Arzt, und darf hoffen, daß ich um so

eher mein Urtheil sagen kann. Und das will man sagen können? — Das müssen selbst die Fürsten hören; denn jede Anstalt der Art kann nicht sogleich auf den ersten Wurf gut seyn. Das muß die Zeit erst beweisen. Wie eckelhaft — und unvorsichtig verfährt man nicht bei Zubereitung der Speisen. Die Mädchen, die einige Zeit ihre Reize für die geringsten Preise feil getragen haben, verrichten Küchendienste, und treiben nebenbei ihr vorriges Gewerbe mit fort. Oft sogar sind Dirnen selbst mit der Lustseuche behaftet, — denn man hat den weisen ökonomischen Grundsatz, daß sie nebenbei noch etwas leisten sollen, — und daher müssen sie Küchendienste verrichten. Der Aufwärter bekommt fünf Pfennige täglich, — und muß darüber Menschen auswarten, und auf dem Viehhofe erhält jeder Aufwärter monatlich einen Thaler. So sorgt man für Menschen.

Unmöglich! rief ich aus. Gilt hier das Vieh mehr als der Mensch.

Wie würde ihr Erstaunen nicht erst steigen, wenn ich Ihnen sagte, daß man darauf bedacht ist, den kranken Menschen, wie

nur gehe, etwas abzuzwacken, — um das, an seinem kranken Nebenmenschen erspart, ein einziges Pferdearzneyclement zu werden, das oft achtzig Thaler kostet.

Das ist nicht möglich!

O es ist noch mehr möglich! Gehen Sie nur hin, und beobachten Sie selbst. Man schafft für chronische Pferde eine kostbare Electrisirmaschiene an, und errichtet für sie künstliche Dampfbäder, kocht für kranke Stuten Chocolate, — und Sterbende erhalten Essig, — Kindbetterinnen steckt man in eng und finstere Kinderstuben, — wo sie den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, und von einem Schwarme von Fliegen und andern Ungeziefern, die durch die Unreinlichkeit des Hauses herbeigelockt werden, beunruhigt werden. Wie beneidenswerth ist dagegen das Loos der glücklichern Stuten, zu deren Bequemlichkeit man alles thut.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes — sagte ich.

Herr! fiel mir der Engländer hitzig ein, gilt Ihnen eine Stute mehr, als eine Mutter, die einen Weltbürger zur Welt bringt,

wie das Vieh! — Die Kranken in der Charité haben sich unter Fröschen, wenn der Baumeister hat vergessen bei dem Bade einen Abzug anzubringen. Das Wasser muß also abgetragen werden, und das geschieht — wie es bei dem starken Lohne der Aufwärter nicht anders seyn kann, — sehr nachlässig; das Wasser wird daher morastig, und ein Aufenthalt der Frösche.

Die armen Patienten müssen oft, da die klinischen Sessionen in ihrer Gegenwart gehalten werden, ihr Todesurtheil anhören. Mit dem ists aus! Wir wollen noch einen Versuch mit ihm machen! Das sind die tröstlichen Worte, die man unbesonnen genug so oft in ihrer Gegenwart sagt. Die Jünger des Todes liegen unter den Genesenden. Epileptische und gebrechliche Personen wählt die Oekonomie der Charité zu Aufwärtern, denn kein Mensch, der nur noch spinnen kann, wird sich für zwölf Groschen monatlich zum Aufwärter hergeben. Die Aufwärter auf dem Viehhofe, es wird Ihnen unglaublich scheinen, aber es ist doch wahr, die Aufwärter auf dem Viehhofe begegnen den Aufwärtern in der Charité verachtend, und haben

unter sich ein festes System des Aristokratismus eingeführt.

O wenn doch, fuhr der Engländer fort, wenn doch einer der deutschen Schriftsteller Kraft und Muth genug hätte, diese Mängel laut zu rügen. *) Die Großen dieser Erde hören jetzt schon mehr auf die Stimme der Wahrheit, — und wie schön ist das Geschäfte für seine leidenden, im tiefsten Elende schmachtenden Mitbrüder zu reden. Sehn Sie, was unser edler Howard gethan hat. — Wenn man nicht bemüht ist, dergleichen Anstalten die möglichste Vollkommenheit zu geben, so lasse man sie lieber eingehen. Wenn man

*) Zwei edle Männer — ich will ihre Namen hier nicht noch einmal nennen, weil sie in dem Munde jedes Menschenfreundes sind, haben es gethan. Heil Ihnen! Aber auch Heil dem großen Monarchen, der auf ihre Stimme horchte. Heil Ihm — der so schön — so menschlich begonnen hat. — Es war schön und groß, was Er that. Wer wird Ihn nicht bewundern!

man aber, wie hier, den Kranken statt Citronenscheibchen Essigsäure zieht, wenn man den auf den Tod Kranken eine Matratze versagt — soll man da, wie es oft niedrige Schmeichler thun, noch sagen: diese Anstalt ist ein Ideal von Vortrefflichkeit. Soll man taub seyn gegen die Stimme der Menschlichkeit, — das Winseln der Sterbenden, — und das Jammergeschrei der Unglücklichen überhören? Soll man in Lobeserhebungen ausbrechen, wenn eine Stute sorgfältig accouchirt wird, indeß eine arme Wöchnerin, die dem Staate einen neuen Mitbürger geboren hat, im Elende schmachtet? Und doch sagt man, der Staat sorgt für die Unglücklichen; und feile Schmeichler preisen in Versen und Prosa, in Zeitschriften und Zeitungen die Anstalt, die der Menschenfreund nur mit den wehmüthigen Empfindungen, daß des Guten noch so wenig gethan wird, verläßt — Der Staatsmann, dem man das sagt, schüttelt, wenn er noch vernünftig ist, den Kopf, zuckt die Achseln, — und sagt: der Fond ist nicht da. Man kommt noch recht gut weg, wenn man auf die Art abgefertigt wird. O was könnten die Großen der Erde thun, wenn sie nur wollten! Zu Anstalten, die auf

Jahrhunderte noch einen wohlthätigen Einfluß haben, die ihren Namen bei der Nachwelt unsterblich machen würden, — und für die der Dank in den Herzen ihrer Unterthanen, in den schönen Thränen, die man ihnen weinen würde, wenn sie längst heimgegangen, von Generation zu Generation noch im schönsten Andenken leben würde — für Anstalten der Art hat man keinen — Fond. Und doch hat man ihn, wenn eine neue Sängerin mit einem schweren Gehalte angestellt werden soll; wenn eine neue Oper, die tausende kostet, aufgeführt werden soll. Man sprengt tausende in die Luft, — um einige Stunden das Schauspiel eines Feuerwerks zu haben, bei dem vielleicht noch mehrere Menschen, verunglücken — (aber was schadet das, es sind ja Verbrecher die verunglücken, und man ist noch nicht so weit, auch in diesen die Menschheit zu ehren) — und dazu hat man einen Fond Aber man wird ihn wohl noch einmal haben; das versichere ich Ihnen, denn ich sehe in die Zukunft, und mein Auge lächelt freudiger.

Der Engländer verließ mich jetzt; ich hätte mich so gern noch einige Zeit mit ihm

unterhalten, aber er schützte dringende Geschäffte vor, — und machte mir wenig Hoffnung, daß ich ihn sobald wieder sehen würde, weil ihn dringende Geschäffte in sein Vaterland riefen. So ein Mann fehlte mir; aber er hatte schon durch diese kurze Unterredung Feuer in meine Seele gegossen, und mir eine ganz andere Ansicht der Dinge beigebracht. — Ich wurde nun wenigstens mißtrauischer gegen meine Beobachtungen, — und noch mißtrauischer gegen das Lob, das niemand freiwilliger ausspendet, als der große Haufe, und die feile Klasse von Schriftstellern.

Dreizehntes Kapitel.

Mährchen, aber nicht aus diesem Planeten. Man bittet das nicht zu vergessen.

Zur Abwechselung will ich meinen Lesern einmal ein Mährchen erzählen, — ich weiß just eben weiter nichts besseres anzufangen, — und ein Mährchen ist doch am Ende besser, wie gar nichts.

Im Lande der Harang, die bekanntlich eines von denen Völkern ſind, die den Mond bewohnen, dieſen Planeten, der von den Dichtern und Verliebten ſeit Jahren ſchon ſich den größten Unſinn hat gefallen laſſen müſſen, — regierte einmal ein König, den man Brzeiktka, d. i. nach der Sprache des Landes verdollmetſchet, den Bauchkönig nannte. Für Leſer, die die Geſchichte und die Sprache der Harangs nicht inne haben, muß ich beiläufig ſagen, daß das nicht etwa eine Sottiſe war, die man dem Könige, durch die Benennung Bauchkönig, ſagte; es iſt nicht etwa ſo zu verſtehen, als ſey der Bauch ſein Gott geweſen. Gott bewahre! die Harangs haben die löbliche Gewohnheit, die ich — beiläufig geſagt, recht ſehr vernünftig finde, alle ihre Könige nach einem Theile des menſchlichen Körpers zu benennen. Der jetzt regierende König hieß alſo Bauchkönig, weil ſein Bauch das Vorzüglichſte an ihm war. Ich muß hier, durch Hülfe meiner ſtupenden Gelehrſamkeit wieder erinnern, daß — bei den Harangs ein voller, geſegneter Bauch viel gilt. Sie ſtehen alſo mit uns gerade im umgekehrten Verhältniſſe; denn bei uns hat ein dicker Bauch und wohlge-

nährte Schenkel kein gutes Vorurtheil für sich.

Brzeiktska war, — wie gesagt, ein guter, lieber Herr; aber da ihm, um nach den Begriffen der Harangs ein großer König zu seyn, sein Bauch mehr am Herzen liegen mußte, als die Regierung seines Landes, so überließ er das Geschäfft, das Land zu regieren, seinen Räthen, die man in der Sprache der Harangs Petkuz und Abzuk nennt, und das so viel heißt, als Glauberecht und Dummköpfe. Man muß hier wieder nicht vergessen, daß diese Benennung etwas sehr ehrenvolles war. Die Leser müssen so gut seyn, dies aufs Wort zu glauben, sonst droht ihnen die fürchterliche Gelehrsamkeit des Autors, die ihnen durch viele langweilige Dissertationen und Deduktionen beweist, daß es so gewesen ist. Unter zwei Uebeln wähle man, nach der sehr weisen Regel der Klugheit, das kleinste; die Leser thun also recht wohl, wenn sie alles bona fide glauben; sie müssen das ja bei so vielen andern Gelegenheiten auch thun. Mancher Mann glaubt, daß sein liebes Weibchen erst durch ihn das verloren habe, was sie vielleicht — doch das ist ja nun einmal der Welt Lauf.

Doch zurück zu unserm Könige Brzeiktka und seinen Räthen Petkuz und Abzuk.

Der König der Harangs war in seiner Jugend kein Feind der schönen Nymphen gewesen, an denen der Mond — wie glaubwürdige Reisende versichern, — denn der Mond hat eben so gut seine Reisebeschreiber — gar keinen Mangel leidet. — Er hatte geschwelgt, — und einen ordentlichen installirten Lieferanten seiner Bedürfnisse, dem er den Karakter eines Kzuft, d. h. Grafen gab. Auch war der König kein Kostverächter, wie man so zu sagen pflegt, — und als er einst in einem fremden Lande Krieg führte, soll er es nicht unter seiner Würde gehalten haben, den hübschen Marketenderweibern seine königlichen Umarmungen zu gönnen. Dieser König war das Widerspiel von seinem Vorfahren, der Flatzim, d. h. Stärke, Weisheit hieß. Dieser war aber auch nach den Begriffen der Harangs — (was die doch in aller Welt für wunderliche Begriffe haben mögen!) kein guter König, denn er hatte die Grille selbst zu regieren und zu denken. Die erste Grille ist für einen König schon sonderbar genug; die zweite aber ist noch weit mehr als sonderbar,

ſie iſt — um alles mit einem Worte zu ſagen, — ſo ſonderbar, daß ſeine Petkuxe und Abzuks für dieſe unter allen ſonderbaren Grillen die ſonderbarſte keinen Namen finden konnten. — Der jetzige König war nicht ſo — er war gut und menſchlich — aber das Denken war ſeine Sache gar nicht, beſonders im Fache der Theologie der Harangs. Dafür ließ er ſeine Räthe ſorgen, die denn auch, zu ihrem Ruhme ſagt es ſelbſt die Verläumdung, an dem Glauben ihrer Väter hiengen. Zwar war dieſe Regel, — wie das ſo gewöhnlich der Fall iſt, — nicht ohne Ausnahmen; — aber es gab doch noch alte Rechtgläubige, die die reine Lehre aufrecht erhielten.

Der König hatte je zuweilen — trotz ſeinen Nymphen, deren Reize er bald überdrüßig wurde — einen Anfall von dem böſeſten Dämon unter allen böſen Dämonen, den man in unſerer Sprache Langeweile nennt. Sein Gewiſſensrath — der Krizim hieß, d. h. ein Aasbund von — — ja wir haben in unſerer wortarmen Sprache keine Benennung für den eigentlichen Sinn dieſes Wortes — benutzte dieſe Stunden, wenn der König Langeweile hatte, (Fliegen konnte er

nicht todtschlagen, aus der Ursache, weil es im Monde keine gab, sonst wäre das für ihn eine sehr königliche Beschäftigung gewesen) — und machte ihn darauf aufmerksam, daß jetzt die reine Lehre in Gefahr sey. Zwar gähnte der König — und schlief auch manchmal ein wenig ein — aber der Gewissensrath war ehedem Trumzi, d h Prediger gewesen, und besaß also das erste Talent eines guten Predigers, das, wie bekannt in einer donnernden Stimme besteht, im so hohen Grade, daß es ihm (ob es gleich in der That nicht sein einziges war) schon einen Platz im Tempel der Unsterblichkeit würde erworben haben. Dies Talent setzte daher Trumzi in Bewegung, wenn der König eine menschliche Anwandelung vom Schlafe fühlte — und es gelang seinem Talent, den König immer in Spannung zu halten. Die Frucht dieses Talentes, und der pfäffischen Künste des Trumzi war — ein allgemeiner Befehl, was man glauben und nicht glauben solle.

Die Weisern schüttelten zwar den Kopf, aber das half nichts — es war geschehen, und man mußte sich darnach bequemen. Er

stiftete noch viel Unfug, der ehrliche Trumzi — sogar er, mit einigen andern seines Gelichters, ein Krizwirken, d. h. ein Schema, wie die künftigen Lehrer des Religion öffentlich geprüft werden sollten, heraus.

Einstmals machte er dem König sogar weiß, daß er den Hizfil, d. h. den Heiland der Harangs gesehen habe. — Der König glaubte es, — und die witzigen und spekulativen Fabrikanten im Monde erfänden sogleich eine neue Mode, die man nach dieser Geisterseherei benannte, — und die — wie natürlich, die Kassen der Fabrikanten bereicherte, — denn man kaufte den Artikel überall, weil sich die Geschichte dieser Geisterseherei auch in entferntere Gegenden verbreitete.

Trumzi hatte sich von unten hinauf sehr hoch empor geschwungen; und doch war in seinem Charakter kein Wohlwollen für den Stand, dessen Mitglied er ehemals gewesen war. — Nahe an der Hauptstadt der Harangs (wie sie hieß, das kann ich nicht sagen, es liegt auch nichts daran, denn der Leser würde sie doch nicht aufsuchen können, denn

unsere schreibseligen Schriftsteller haben uns leider noch keine Geographie von dem Mondegeliefert,) lebte ein Prutzir, d. h. Prediger, der sich von dem grosen Haufen seiner Amtsbrüder sehr vortheilhaft unterschied. Er lehrte zwar die Lehren der Religion nicht so, wie er sie zu lehren eigentlich gehalten war; aber er lehrte sie so, wie ihm sein Gewissen und seine Ueberzeugung es befahl; denn er hatte seine Vernunft nicht unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen, weil er auf eine Stelle des heiligen Buchs der Harangs sehr viel hielt. Diese Stelle befahl nämlich den Prutzirs, daß sie fleißig in dem heiligen Buche lesen, und zimber d h. forschen sollten. Trumzi war dem ehrlichen Manne, der die Sonderbarkeit hatte, sich über unbedeutende Dinge hinwegzusetzen, — und lieber das Wichtigere besorgte, — lange auflässig gewesen. Er hinterbrachte alles dem König, und — verläumdete den ehrlichen Mann, der sich nicht überwinden konnte anders zu lehren, als er dachte, und der zu gut war, sich zu verstecken und den Heuchler zu machen; denn auf dem betretenen Wege der Heuchelei — konnte man, wenn man nur nicht vergaß eine gute Dosis Schmei-

chelei, mit sich zu nehmen, bei Trumzi alles ausrichten. Kurz der redliche Mann wurde, so unglaublich das auch manchem scheinen dürfte, abgesetzt; abgesetzt, weil er kein Heuchler war, und seine Vernunft nicht zum Schweigen bringen konnte. Ein Reisender, und noch obendrein einer der berühmtesten Reisebeschreiber — erzählt, daß die Bauern, deren Lehrer der abgesetzte Prediger gewesen sey, an Menschlichkeit, guten Sitten — und an Moralität ihres Gleichen weit übertroffen hätten, — und doch wurde der gute Mann abgesetzt. — In den Staaten des Königs von Harang gab es der denkenden Köpfe eine nicht geringe Anzahl, — besonders im Fache der Religion. Aber Trumzi und seine Konsorten, — denn es giebt ja überall räudige Schaafe, und niemand findet, sogar im Monde, mehrere Spießgesellen, als eine gewisse Klasse von Menschen, die man nur ungern bei ihrem rechten Namen nennt — Trumzi und seine Spießgesellen also feindeten diese Männer, die der Stolz der Nation waren, an, — und bedienten sich der niedrigsten Kunstgriffe, um sie verdächtig zu machen. Aber einsmals wäre dies den Herren doch bald schlimm genug bekommen, wenn sie nicht noch

zu guter Zeit nach der ihnen angebornen Natur — das Hasenpanier ergriffen hätten.

Noch hatte der König einen guten vortrefflichen Minister, aber es war ein Fehler die ersten, daß er so wenig auf denselben hörte.

Die Ikwankis, ein tapferes, kriegerisches Volk, hatte einige Zeit in Zwistigkeiten untereinander gelebt — Eine mächtige Monarchin im Norden des Mondes, denn auch da regieren, wie bei uns die Weiber, bekriegte das tapfre Volk, und der König der Harangs auch Man spiegelte ihnen im Anfange freilich allerlei vor, — aber am Ende sahen die guten Ikwankis, wie man mit ihnen umgegangen war. — Man arrondirte ihs Reich; das bedeutet nach der Sprache der Harangs und der übrigen Mondbewohner so viel, als man theilte sich in dasselbe ganz friedfertig, und das nennt man, sonderbar genug, Arrondiren. Unsern Erdbewohnern wird diese Bedeutung freilich sehr sonderbar vorkommen, denn zum Glück kennen wir Erdbewohner diesen Ausdruck in der Bedeutung gar nicht. Nicht wahr, meine Herren, wir kennen ihn nicht?

Endlich starb der König mitten im Laufe seiner Heldenthaten, unter denen die im Reiche der Göttin der Liebe und den Künsten des Apicius nicht zu vergessen, und wohl die merkwürdigsten sind. Man weinte ihm Thränen, denn er war gut, aber die Schwachheiten der menschlichen Natur klebten zu sehr an ihm. Sein Nachfolger war schon lange die Hoffnung seiner Unterthanen gewesen, und würde in kurzer Zeit ihr Stolz. Einige Lieblinge seines Vorfahren wurden fortgeschafft, denn der neue König dachte und handelte ganz anders, als sein Vorfahrer. Er kannte viele Bedürfnisse, die jenem zum Bedürfniß geworden waren, gar nicht. Daher wurde die erste Günstlingin des verstorbenen Königs, die sich allerhand Betrügereien zu Schulden hatte kommen lassen, entfernt, und der fleißige Trumzi erhielt seinen Abschied, mit der Weisung, sich künftig nicht ungebeten in Sachen zu mischen, die seines Amts nicht wären. Das mag ihn freilich sehr geärgert haben, — aber die Geschichte wird ihn belehrt haben, daß kleine Tyrannen nicht lange regieren.

Brzeiktska war nun todt, — und nach einem bekannten Sprichworte, läßt man

die Todten gern in Ruhe; wenigstens gebeut es auch die Christenpflicht. Er ruhe sanft, und Friede sey mit seiner Asche.

So dachten die Harangs. — und thaten recht wohl. Einige Schmeißfliegen setzten sich zwar auf seinen Leichnam, — aber er fühlte das ja nicht mehr.

Dies Mährchen erzählte mir ein alter ehrwürdiger Harangs, als ich vor einiger Zeit eine Reise in den Mond machte.

Ich erzähle es nach, wie ich es gehört habe, und habe weiter nichts Arges dabei. Ein Mährchen kann oft mehr Sinn haben, als ein bändereiches Buch, und die Mondbewohner haben einen Ueberfluß an Mährchen, und tragen gewöhnlich ihre ganze Moralphilosophie, und vorzüglich die Geschichte ihrer Staaten, in Mährchen vor. Daß ja kein Erdbewohner darüber lächle!

Vierzehntes Kapitel.

Aber warum, sagte ich eines Tags zu einem Manne, der über die meisten Gegenstände bestimmt nachgedacht hatte, warum giebt es aber hier Bordelle?

Weil es welche geben kann! sagte er mir.

Ich lächelte. Er blieb dem ohngeachtet in seiner Fassung. Warum müssen, fuhr ich fort, eine Menge unschuldiger Mädchen verführt werden, den Lüsten alter und junger Wüstlinge fröhnen, um endlich an Seel und Leib gleich verderben, einem elenden Alter, das von Krankheiten und dem Andenken an die begangenen Sünden noch quälender werden muß, entgegen zu gehen.

Sagen Sie das einmal einem Mädchen, in einem sogenannten Hause der Freude, und sie wird Ihnen ins Gesicht lachen. Ein militairischer Staat ist bekanntlich ein großes

Uebel, und in dem zaſſosen Heere der Uebel, die mit ihm verbunden ſind, führt er auch das Uebel herbei, daß er dergleichen Häuſer nothwendig macht. Wie viel unglückliche Familien würden wir nicht haben, wenn der junge rohe Krieger nicht noch dieſen Ausweg hätte. Er würde ſich mehr, als er jetzt thut, — (denn den Herren iſt es meiſtens bloß um die Befriedigung ihres Inſtinkts zu thun) in Familien einſchleichen, und man weiß ja, wie gut dieſe Herren faſt durch ganz Deutſchland bei den Damen gelitten ſind, — und die Folge davon wäre, daß mehrere Mädchen aus dem Bürgerſtande verführt werden würden. So aber iſt dieſem Uebel doch auf einmal Einhalt gethan.

Aber bedenken Sie, ſagte ich, welche andere ſchlimme Folgen werden durch ſolche tolerirte Häuſer hervorgebracht. Die Sittenloſigkeit nimmt überhand, — manches junge Mädchen wird verführt, und zu einer Schwachheit hingeriſſen, die vielleicht das ganze Glück ihres Lebens zerſtört.

Laſſen

Laſſen Sie ſich eine Geſchichte erzählen, ſagte mein Gegner, die ſich vor ohngefähr zehn Jahren, in einer benachbarten Stadt, in der eine ſtarke Garniſon ſteht, zugetragen hat.

Ein junger Offizier kommt zu dem Regiment, das in der Stadt in Garniſon liegt. Er iſt ſchön, jung und hat — viel Temperament. Er hatte einige Zeit in Berlin gelebt, und war an einen gewiſſen Umgang mit Mädchen gewöhnt. Er ſucht ſich bald einen Gegenſtand ſeiner Neigung und findet ihn natürlich ſehr bald, denn wem kommen die Damen mit mehr Artigkeit entgegen, wem geben ſie ſo gern Gehör, als einem jungen Offizier, der überdies nicht einmal ſchön ſeyn, oder andre Talente beſitzen darf, um Eroberungen zu machen. Der junge Mann fand bald ein Mädchen, das ihm unter allen Schönen der Stadt am meiſten gefiel. Julie war die Tochter eines Beamten, ſchön und artig. Ein junger verdienſtvoller Mann, den man allgemein achtete, hatte ſich um ihre Liebe beworben, und man ſagte allgemein, daß ſeine Bewerbungen nicht feucht-

los geblieben wären. Der junge Mann sollte in kurzem eine sehr einträgliche Stelle bekommen, und dann hatten ihm Julians Eltern die Hand ihrer Tochter versprochen. Der Offizier sieht Julien auf einem Balle, tanzt mit ihr, und zeichnet sie vor allen andern Mädchen aus. Julie war, wie alle ihre Schwestern, ein wenig eitel. Die Aufmerksamkeit des jungen schönen Offiziers, nach dem schon der größte Theil ihrer Mitschwestern die Angeln ausgeworfen hatten, schmeichelte ihr nicht wenig. Sie dachte dabey gar nichts Arges, und liebte ihren Geliebten gewiß noch eben so zärtlich wie vorher. Der junge Offizier bewarb sich ernstlicher um Julien, und sie hatte in der That den Vorsatz gefaßt, ihn auf eine gute Art von sich zu weisen, denn sie dachte im Ernst daran, daß sie schon verlobt war, und es sich nicht für sie schicke, die Bewerbungen eines andern Mannes anzunehmen. Aber der Geist war willig, — doch die Eitelkeit — ja wenn es nur kein Offizier gewesen wäre, wenn man sie nur nicht allgemein beneidet hätte! — Kurz sie hörte den jungen Offizier an, und sah ihn in kurzer Zeit

lieber kommen, als ihren Geliebten. Dieſer beſchwerte ſich bey Juliens Mutter, und dieſe ſchalt ihn einen wunderlichen Menſchen, — und wollte gar böſe werden. Im Grunde war der einen Mutter ein junger Offizier willkommner, als ein Bürgerlicher, und ihre Eitelkeit überredete ſie, daß Julie für einen Bürgerlichen viel zu ſchön und artig ſey. Ihr Mann war ſchwach, ließ ſich von ſeiner Frau regieren, und erlaubte daher alles. Juliens Bräutigam ſah das alles, und ſah es mit Betrübniß. Er klagte es Julien, dieſe aber wußte ſich ſo gut zu vertheidigen, daß er im Ernſt glaubte, ſie könne den jungen Offizier in der That nicht leiden, und dulde ſeine Bewerbungen nur. Auch verſprach ſie ihm heilig, daß ſie allen Umgang mit ihm abbrechen wolle, weil er es wünſche. Der arme junge Mann ließ ſich täuſchen. Julie hielt Wort, und brach öffentlich allen Umgang mit ihm ab; aber, was noch ſchlimmer war, ſie ſetzte ihn nun heimlich fort, und betrog ihren Geliebten nun ſchon wiſſentlich. Einige Freunde machten ihn darauf aufmerkſam, er glaubte es anfangs nicht; aber man verſicherte ihm,

daß er sich, wenn er nur wolle, überzeugen könne. Er dürfte nur, sagte einer seiner Freunde, Abends vor dem Thore warten, und er werde seine Geliebte, die in Gesellschaft ihrer Mutter und des jungen Offiziers halbe Nächte auf einem Gartenhause zubringe, sehen können. Der junge Mann folgte dem Rathe, und überzeugte sich nun selbst von der Untreue seiner Geliebten. Sein Schmerz war gränzenlos; aber er liebte Julien zu sehr, um sie sogleich aufgeben zu können. Den Tag nach dieser schrecklichen Entdeckung eilte er zu Julien. Er bat, beschwor sie mit Thränen, ihn nicht unglücklich zu machen, — und versicherte ihr, daß er ohne ihre Liebe nie glücklich seyn werde. Julie war in der That gerührt, und versprach ihm alles. Er ging nun zu Juliens Mutter, und erzählte dieser, was zwischen ihm und Julien vorgefallen sey. Diese aber hörte ihm lächelnd zu, und fragte ihn, ob er von ihr verlangen könne, daß sie sich dem augenscheinlichen Glücke ihrer Tochter entgegen sehen solle. „Denn, setzte sie hinzu, der Lieutenant liebt Julien, und einem Lieutenant sind doch noch mehr Wege offen mit

der Zeit ein angesehner Mann zu werden, als Ihnen.«

Der junge Mann antwortete der eiteln und bethörten Mutter kein Wort, empfahl sich sehr höflich und suchte seine Liebe zu der treulosen Julie zu vergessen. Der Offizier machte seine Besuche nach wie vor, und trieb seine Unverschämtheit so weit, Julien von Heurathsanträgen vorzuschwatzen. Julie war unbesonnen genug, ihrem jetzigen Liebhaber einige Freyheiten zu erlauben, — und wie das nun geht, — Julie erlaubte ihm so viel, daß sie nachgerade nichts mehr zu erlauben hatte. Unterdessen war Juliens Vater gestorben. Das war für die Familie, die auf einen glänzenden Fuß gelebt hatte, ein hartes Unglück. Juliens Vater hatte zwar einen sehr einträglichen Dienst, aber man lebte auch in seinem Hause auf einen großen Fuß, — und nun mußten nach seinem Tode Einschränkungen gemacht werden, — die den Glanz der Familie sehr schwächten. Der Herr Lieutenant blieben aus. Julie wollte verzweifeln, und ihre Mutter bebte. — Ach! noch wußte die unglück-

liche Mutter ihr Unglück nur halb. Julie war schwanger. Die Angst der Mutter, als sie das erfuhr, läßt sich nicht beschreiben. In der Bestürzung eilte sie selbst zu Juliens treulosem Liebhaber. Er hörte sie lächelnd an, — und versprach der Mutter heilig, das wieder gut zu machen, was er verdorben hatte. Etwas beruhigter verließ sie ihn, und brachte diese frohe Nachricht ihrer Tochter. Die beiden Unglücklichen fühlten jetzt auf einige Zeit das Schreckliche ihrer Lage weniger: aber wie wurde ihnen, als sie nach einigen Tagen einen Brief von dem Offizier erhielten, in dem er ihnen meldete, daß Julie ohnmöglich seine Frau werden könne, weil sie kein Vermögen besäß, und ein Offizier kein armes Mädchen heirathen dürfe. Dem Briefe waren zwanzig Louisd'or beygelegt. Julie sank ohne Bewußtseyn nieder, — die Mutter verwünschte sich und ihre Thorheit, tobte und wüthete. Aber was half es — der Herr Lieutenant waren fort, und kamen nach einigen Monathen mit einer jungen reichen Gräfin zurück. *)

*) Wenn auch diese Geschichte nicht das beweist, was sie beweisen soll, so steht sie,

Sie sehn nun, fuhr mein Gegner fort, daß die Häuser, von deren Schädlichkeit Sie so überzeugt zu seyn scheinen, doch vielleicht eine gute Seite haben. Denn es ist gewiß, daß durch sie viel Unglück, das Sinnlichkeit und Ausschweifung sonst über ganze Familien bringen würde, verhütet wird.

Ich schüttelte bedenklich den Kopf, — denn ich wußte nicht was ich sagen sollte.

wie der Herausgeber glaubt, doch wohl nicht ganz am unrechten Orte. Man kann gegen gewisse Fehler des schönen Geschlechts nicht zu laut und zu offen sprechen — Oft hat der Herausgeber manches sonst gute Mädchen aus dem Bürgerstande bedauert — und bemitleidet, das sich mit Bekanntschaften von jungen Offiziern ordentlich viel zu wissen schien. Die redlichen Männer, unter einem gewiß ehrwürdigen Stande werden keinen Groll gegen den haben, dem es gewiß um die sittliche Verbesserung des zweyten Geschlechts ein Ernst ist.

Dritter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Das sind keine Avancen.

In der That, das Mahl habe ich recht. Das sind keine Avancen. Ein fürstlicher Rath und Günstling, und überdies der Ehrverliebte einer der erzten Schönheiten des Hofes, lebte jezt in Petersburg, und war Hofmeister bey einem Grafen. — Hu! Hu! noch schauert mir jetzt die Haut, wenn ich daran denke! Das schöne freundliche Deutschland, und das kalte, unfreundliche Rußland! Und obendrein noch Hofmeister! Das ist doch wenigstens der Vorhof des Fegefeuers.

Wäre ich nur nicht in Rußland, seufzte ich oft, in dem kalten, unfreundlichen Rußland! Es möchte noch alles gehen.

Mein Prinzipal war ein sehr artiger und schöner Mann, aber deste unartiger und häßlicher war seine Gemahlin. Ich will die Leser nicht mit einer genauern Beschreibung dieser zwey Menschen heimsuchen, die überdies unter jene unbedeutende Klasse gehörten, die sich nicht durch Geist, Talente, oder sonst etwas auszeichnen.

Im Auslande, vorzüglich in Deutschland, — welches das Vaterland der feilen Schriftsteller zu seyn scheint, denn was thut der Deutsche nicht fürs Geld! — machte man aus Mordens Regentin in aller Geschwindigkeit das Ideal einer vollkommenen Regentin. — Sie war, — wer könnte ihr das absprechen — eine Frau von Geist — aber sie war nicht so groß, als man sie durch das Vergrößerungs-Glas der Bewunderung aus der Ferne sah. — Was hätte sie für Rußland seyn können, und was ist sie Rußland gewesen? Eine Geißel, die sie grausam immer auf den Rücken Rußlands zu schwingen bereit war, — und nur allzuoft that. Eine feine Künstlerin war sie noch überdies, der es

durch die feinsten Plane gelang, unzählige Menschen zu täuschen. „Attraktive gewisse Eigenschaften, die man an einer Regentin nicht gewohnt ist — und du wirst die gaffende Menge, die nur am Scheine klebt, und sich durch den Schein irre führen läßt, leicht täuschen."

So dachte Nordens Regentin, die man die Große nennt, so handelte sie, — und wurde allgemein bewundert. Durch Taschenspieler-Künste gelang es ihr, sich auf einige Zeit einen Nahmen zu machen: — aber man kann in der Regel mit Taschenspieler Künsten nur einige Zeit auskommen. Der Nebel der Täuschung muß, hätte ihn auch den feinsten Kopf ausgesponnen, doch endlich schwinden.

Gott Amor, der bekanntlich ein Schöpfer bei guartigen Menschen, und bei nicht entarteten, ein böser feindseliger Dämon ist, hatte der großen Regentin manchen dummen Streich gespielt, — und sie rächte sich an dem Gotte, und an den Qualen, die er ihr bereitete, dadurch daß sie wieder manche Grausamkeit, von Liebe und Sinnlichkeit hingerissen, beging.

Ein wollüstiges Weib ist schon an und für sich etwas schreckliches — und empört das sittliche Gefühl, denn in der Regel ist das Weib eigentlich nicht wollüstig, ob es gleich sinnlich seyn kann: aber ein wollüstiges Weib auf einem Throne, ist das Fürchterlichste, das Schrecklichste, was man sich denken kann. Die Großen der Erde, — die sich so gern (und wenn es nur in Gedanken geschähe, oder sie es nur einem ihrer besoldeten Schmeichler glauben —) mit dem höchsten Regierer der Welt vergleichen — sollten seyn wie Er ist: ohne Leidenschaft, und einzig beschäfftigt mit ihren Pflichten.

Wie viel Unschuldige beweinten nicht das zweydeutige Glück einige Stunden in den Armen der großen Monarchin verschwelgt zu haben, mit dem zerstörten Glücke ihres Lebens. Geht nur hin, die ihr das nicht glauben wollt, geht nur hin in Siberiens kalte unwirthbare Gegenden, und fragt manchem armen Verwiesenen — der sonst mit Orden und Stern prangte, — oder dem die Natur einen herkulischen Bau schenkte, — sein Schicksal und die Geschichte seines Verbrechens ab.

Ich lernte einst ein Weib kennen, das noch in der Blüte ihrer Jahre, den Rest ihres Lebens in stiller Trauer verschmachtete. Ich fragte nach ihren Umständen.

Sie sind traurig — sehr traurig — sagte sie zu mir. Und wie so? fragte ich.

Sie sah mich mit großen Augen an. Nach einer Pause rief sie ihre zwey Kinder, ein Paar allerliebste Buben.

Diesen unschuldigen Kindern hat man ihren Vater genommen, — und mir einen Mann, der die Freude meines Lebens war.

Welcher Unmensch hat denn das gethan?

Still mein Herr! Sie müssen das hier zu Lande nicht sagen. Ihr Schicksal könnte fürchterlich seyn. Sie sollten mich dauern.

Wie so? Doch erzählen Sie mir Ihres Mannes Schicksal.

Das ist kurz und traurig. Wir liebten uns Mein Mann war Offizier bei der Garde, und ich darf sagen, daß er ein schöner Mann war. Er gefiel der Kaiserin. Mein Gott

Sie machte mir ihn untreu, schwelgte in seinen Armen, — und wie sie seiner überdrüssig war, mußte er nach Siberien wandern.

Sehn Sie, fuhr die schöne trauernde Frau nach einer Pause fort, das ist die Geschichte meines Unglücks.

Ist das auch wahr? fragte ich.

Zu was sollte ich Sie belügen!

Mein Gott! sagte ich, wie ich diese unglückliche Welt verlassen hatte, zu mir selbst, ist das möglich, ist das wahr?

Zweites Kapitel.

Ich lege mich auf Erkundigungen und sammle manchen Beitrag zur Karakteristik.

Ich mußte erfahren, ob das wahr sey, und gab mir alle nur ersinnliche Mühe, die mich meiner Absicht näher führen konnte. Das schöne, unglückliche Weib hatte mich keinesweges belogen.

Die Geschichte war nicht erdichtet, und in der Residenz allgemein bekannt.

O sagte ein alter Greis, — ein Deutscher, der seit seinem zwanzigsten Jahre in Rußland lebte — Sie werden noch mehr Geschichten hören, die Ihnen unglaublich vorkommen würden, und doch sind sie buchstäblich wahr. Ich selbst sammle dergleichen Geschichten, und kann Ihnen einige mittheilen.

Der Kaiser machte sich, wie er noch Kronprinz war, sehr wenig aus seiner Gemahlin. Sein Steckenpferd war das Soldaten-Wesen. Er stand halbe Tage, ja ganze Nächte vor dem Zimmer seiner Gemahlin Schildwache. — Dieser war freylich daran nichts gelegen; denn ihr feuriges Temperament wünschte vielmehr, daß er die Uebungen in den Künsten des Mars, denen sie gar keinen Beifall abgewinnen konnte, mit denen eines sanftern und nicht so schrecklichen Gottes vertauschen möchte. Allein er war nicht dazu zu bringen, so nahe es ihm auch die schmachtende und schöne Gemahlin manchmahl legte.

Eines Tags lag sie in einem Anzuge, der wohl selbst einen Plato aus dem Gleichgewicht hätte bringen können, auf ihrem Sopha, — und ihr Gemahl exercirte in der Stube vor ihren Augen, und sie mußte den kommandirenden General machen — Endlich gab ihm seine Gemahlin den schlauen Rath, er müsse nicht blos Handgriffe, sondern auch militairische Evolu-zionen machen. — Ihrem Gemahl gefiel der Gedanke.

Wiſſen Sie was Sie machen müſſen? fragte ſeine liſtige Gemahlin.

Nun? fragte der neugierige, und in ſeine Uebungen vertiefte Gemahl. Nun? was meinen Sie denn?

Sie müſſen, entgegnete ſeine ſchlaue Gemahlin lächelnd, eine Veſtung erobern.

Sie ſprach die letzten Worte mit einem bedeutenden Tone, und mit einem noch bedeutenderm Lächeln.

Der Vorſchlag ſchien zu gefallen. Nur ſtieß es ſich noch daran, wie in aller Geſchwindigkeit eine Veſtung herbeigeſchafft werden ſollte.

Auch für dieſe Verlegenheit wußte die ſchlaue Dame Rath.

Ich bin die Veſtung! ſagte ſie ſehr naiv. Sie erobern mich.

Der Herr Gemahl ſchien einen Augenblick nachzuſinnen.

Nein, das geht nicht, ſagte er nach einem kurzen Nachdenken. Da hab ich ja keine Schwierigkeiten.

Die Dame wendete sich verdrüßlich von ihm, und seufzete. Er warf Stühle an einen Tisch, — die die Verschanzungen vorstellen sollten, und setzte über sie hinweg auf seine Gemahlin zu, die die Arme schon nach ihm ausbreitete. Aber er riß sich mit den Worten los: Meine Garben waschen! der Betrogenen sollen, wie man sagt, die Worte entfahren seyn: des Klotz!

Er steht des Nachts vor dem Zimmer seiner Gemahlin Schildwache, indeß diese mit ihren vertrauten Günstlingen Orgien feiert, vor denen Schamhaftigkeit und Sittsamkeit erröthend fliehen.

Ich bezeugte dem Greise meine Verwunderung über das so sonderbare Betragen eines Mannes.

Er antwortete mir mit einem Lächeln. Die Natur hatte ihn ja zum Regenten bestimmt. Was schadet das da?

Noch muß ich Ihnen sagen, fuhr der Greis fort, daß man mit einer angenehmen

und vorzüglich herkulischen Figur sein Glück am Hofe bei der Kaiserin machen kann.

Wie, sagte ich, — Verdienste wären keine so gültige Empfehlung als eine schöne Figur?

Hier zu Lande gilt die Letztere mehr. Viele der ersten im Staate haben dem genannten Verdienste ihre jetzige Größe und Macht zu danken. Einen zauberte seine schöne Gestalt sogar aus der Wachstube aus Brandewein und Knoblauch-Gestank heraus, und führte ihn zu den größten Ehrenstellen.

Drittes Kapitel.

Für neuere Gesetzgeber.

Mit der Pflege der lieben Gerechtigkeit steht es in Rußland noch ganz erbärmlich aus. So zerrissen, zerlöchert und zerfetzt das Gewand dieser Dame in andern Ländern immer seyn mag, — denn man setzt auch in Deutschland einen Herrn von Berlepsch ab, weil er sich

einer Ungerechtigkeit widersetzt, so kann sie doch, wenn man sie neben die russische stelle, allemahl noch eine Staatsdame vorstellen. Das ewige Gesetzbuch ist hier die Knute, und — die schöne Steppe Sibirien, wo man sich mit der Zobeljagd belustigen kann. Ich habe Verbrechern, denen der Prozeß nicht einmahl ordentlich in Form Rechtens gemacht war, die Knute bis auf den Tod geben sehen. Und die schrecklichen Diener der Gerechtigkeit scheinen sich auf die höllische Fertigkeit, ihre Nebenmenschen zu quälen, recht viel zu wissen. Auch hörte ich einst in einer öffentlichen Gesellschaft einen angesehnen, allgemein geschätzten Minister von einem solchen Menschen, im Ton der höchsten Begeisterung ausrufen: Ein vortrefflicher Mensch, der alle Achtung verdient. —

Man fragte, wodurch er sich so sehr auszeichne.

Er giebt die Knute ganz vortrefflich. Er ist ein Meister in der Kunst, die Knute zu geben.

Ich wußte wahrlich nicht, was ich sagen sollte; mein Unwille war zu groß. Ich theil-

te ihn einem meiner Bekannten mit, und verbarg ihm zugleich nicht, daß es meine Absicht sey, den Mann zu persifliren.

Um Gotteswillen thun Sie das nicht, wenn ich Ihnen freundschaftlich rathen soll. Sie wissen nicht, wie rachsüchtig man hier zu Lande ist.

Hier darf man also nicht einmahl sagen, wenn man etwas lächerlich und abscheulich findet! Da ist es schlimm! Ich konnte mich aber doch nicht halten, denn mein innerer Mensch war zu sehr in Bewegung.

Ist das hier ein großes Verdienst, wenn man die Knute gut geben kann, und seine Mitmenschen recht ausgesucht zu martern versteht? fragte ich den großen Mann, der dem Virtuosen in der Knute eben eine Lobrede gehalten hatte.

Mein Freund, der neben mir stand, sah mich an, und aus seinem Gesichte sprach Staunen und Unwillen über meine Kühnheit.

Ich wiederhohlte, festen Muthes, meine Frage noch einmahl.

Der Mann, an den sie gerichtet war, maß mich mit großen Augen, drehete sich dann zu der übrigen Gesellschaft, und sagte: Hören Sie, welche närrische Frage dieser Ausländer an mich thut. Antworten Sie ihm doch einmahl in meinem Nahmen.

Was? schrie ein ganzer Chorus, Sie glauben nicht, daß es ein Verdienst sey, die Knute vortrefflich geben zu können. Was? Das glauben Sie nicht, das können Sie nicht einsehen?

Guter, großer Gott! setzte eine Stimme hinzu, wie man doch manchmahl bornirt seyn kann.

Die ganze Gesellschaft sah mich an, — und auf einmahl brach man in ein lärmendes Gelächter aus.

Da stand ich, wie die personifizirte Dummheit, — oder wie ein Land- und Krautjunker vor einer Hofdame, der er eine Artigkeit sagen wollte, aus der — aber eine Betise wurde.

Noch dauerte das Gelächter fort, endlich verlohr es sich nach und nach in ein leises

Summen. Man steckte die Köpfe zusammen, und zischelte nun heimlich.

Mein Freund nahm mich beim Ermel. „Kommen sie, lispelte er mir ins Ohr, — eben kömmt der Große, den Sie lächerlich machen wollten, und der Sie nun lächerlich gemacht hat, auf Sie zu. Er hat noch eine Sarkasma der Art auf dem Herzen. Ich seh es ihm an. Kommen Sie, eilen Sie."

Mein Freund zog mich mit fort. Ich folgte ihm maschinenmäßig, und fast ohne Bewußtseyn.

Hier zu Lande, sagte ich zu mir selbst, wird man also ausgelacht, und dem öffentlichen Spotte Preis gegeben, wenn man mit seinem Verstande nicht begreifen kann, daß ein Häscher, der die Knute vortrefflich geben kann, öffentliches Lob verdient.

Ich kann das nicht reimen!

Viertes Kapitel.

Amor nimmt mich unter seine sanften Fittige.

So lange ich mich erinnern kann, habe ich mir es nicht etwa blutessigsauer werden lassen, durch Schmachten, Seufzen, und was dergleichen Siebensachen mehr sind, — die Gunst der Schönen zu erlangen. Ich kann wohl sagen, daß ich sogar noch den ketzerischen Gedanken hege; daß es kein übergroßes Glück sey, bei einer Schönen in Gnaden zu stehen.

Wenn man mich nur jetzt gleich da hätte, man würde mir meine ketzerischen Gedanken schon austreiben, das weiß ich wohl Aber welche von den Damen liest denn Meusels gelehrtes Deutschland — welche kümmert sich etwa um die literarischen Spürhunde, die ein lebendiges Lexikon sind, und ihr ganzes Autorverdienst darin suchen, daß sie Nahmen von Autoren wissen, die gern in der Stille, und unbekannt blieben.

Ich bin also den Damen von jeher nicht sonderlich nachgezogen; auch kostet mich keine, die etwa spröde gegen mich war, einen drey Achtheil eines Seufzers. — Ich kenne die guten Geschöpfe, und darum — hatte ich mich nun einmahl auf den Fuß mit meinem Herzen gesetzt. Ein seufzender Liebhaber, — der es sich zu sehr merken läßt, daß sein Herz von Amors Geschoß verwundet worden ist — ist allemahl in Gefahr, an der Nase herumgeführt zu werden. Glaubt doch nur nicht, daß ein Mädchen Sinn habe für Freundschaft und wahre Liebe: laßt euch doch einmahl — und es ist nun hohe Zeit, daß es geschieht, — diesen Wahn benehmen. Die Mädchen beschäfftigen sich mit nichts als ihrem Lärvchen, ihrem Busen, wenn die Natur nicht etwa in dem Falle stiefmütterlich an ihnen gehandelt hat — oder einem andern Reize. Ihre Reize, die Liebhaber die sie geangelt haben, — der Putz — das alles ist die Spindel, — um die sich ihre Taggedanken und ihre Träume drehen. Woher auch sonst ihr äffisches Wesen, ihr Wollen und Nichtwollen — und alle ihre schönen reizenden Tugenden, die den ernsten Mann nur ein mitleidiges Lächeln abzwingen können, den Schwär-

mer oder einen gutmüthigen Narren aber um den Verstand bringen können. Sie mögens nicht übel nehmen, meine Damen.

Der Eingang dieses Kapitels läßt errathen, daß ich eine kleine Herzensangelegenheit in petto habe, die ich denn auch meinen Lesern des förderſamſten erzählen will. Aber, um's Himmels willen! glauben Sie ja nicht etwa, daß ich verliebt gewesen sey.

Ich muß mir das recht sehr verbitten, denn ich kenne das Wort nur obiter, d. h. nur so oben hin, und ich selbst bin nie verliebt gewesen.

Man nehme es mir nicht übel, daß ich das lateinische Wort obiter erkläre. Ich habe wichtige Gründe, denn ich setze niemand gern in Verlegenheit.

Es ist nämlich eine bekannte Sache, daß Schöngeisterey ein Hauptrequisit bei einer Liebschaft ist, denn unsre Damen sind ja jetzt ganz des Teufels auf die Schöngeisterey — und ein Liebhaber muß immer den

Vorleser machen, wenn er die vices eines ächten Liebhabers erfüllen will. Kluge und besorgte Leute schütteln zwar zu der einreißenden Schöngeisterey sucht der Damen bedächtig den Kopf, und meinen: wie dürfte es einmahl, wenn die schöngeisterischen Dämchen in den Stand der heiligen Ehe treten sollten, mit Küche und Haushalt aussehen? Aber diese besorgten Leute wissen wahrlich nicht, was sie wollen. Wer Schöngeisterey treibt, ist halter'n Genie, und'n' Genie gelingt ja alles.

Aber ich bin wahrlich von der Hauptsache abgekommen. Ich besuchte neulich eine Dame, die man nun wohl nicht unter die Schöngeisterischen zählen darf — denn sie ist etwas besseres als das. — Ein junger Mensch, der um ihre Reize herumspringt, und dieselben im tiefsten Basse brummend lobt, (denn die jetzigen Liebhaber sind gar ein eigner Schlag von Menschen, und wer mit der jetzigen Mode nicht fortgegangen ist, wird ohnmöglich Glück bei den Damen machen) wurde gefragt, was einige lateinische Worte hießen, die die Dame nicht verstand. Aber sie kam schlimm an, der Liebhaber, der sich

um das vakante Herz der Dame bewarb, machte einen Sprung, bekam dann im Augenblick Spleen, und sprach brummend von seinen schönen seidenen Pantalons. —

Da dachte ich nun bei mir selbst, es ist nicht gut, wenn man lateinische Worte in einen Roman setzt, ohne sie zu erklären — es ist sogar unchristlich, denn muß eine Dame einen Liebhaber nicht verachten, der, da er nun einmahl vom gelehrten Handwerke ist, nicht einmahl eine lateinische Phrase übersetzen kann *).

Doch zurück zu der Historia meiner Liebesgeschichte.

Ich wurde also sanft von Amorsflügeln beschattet, — d. h. eine vornehme Dame, die ihre Liebhaber wie ihre Moden wechselte, hatte Geschmack an mir gefunden, oder sich

*) Mit Erlaubniß, mein lieber Autor. Dasmahl ist der Setzer wohl klüger, als Sie. Das schadet gar nichts — die Damen bemerken so etwas — lächeln und lieben gleich noch um eins heftiger.

Anmerk. des Setzers.

vielmehr überredet, daß ich ihr gefalle, denn was überreden sich die Herzen der Damen nicht, und wovon lassen sie sich nicht überreden? — Diese Begebenheit in meinem Leben ist nicht etwa so unbedeutend, denn sie verhalf mir zu einem Dienste.

Ich war mit meinem jetzigen Principal nicht recht zufrieden, und er noch weniger mit mir, denn ich hatte die Unart an mir, daß ich an den adelstolzen Früchten seiner Lenden den Adelstolz-Teufel auszutreiben suchte.

Das stand ihm nicht an, und mir stand dies und noch manches andere nicht an. Wir waren also geschiedene Leute.

Jetzt war ich ein glücklicher Mann! Ich hätte mir nie träumen lassen, daß man so geehrt werden würde, wenn man das Glück hat, mit einer vornehmen Dame in Bekanntschaft zu stehen, und ihr quasi Mann zu seyn. Das war ich denn auch in der That.

Ich darf diese Periode wohl den Silberblick meines Lebens nennen. Der unbedeutende Mann, der ich vorhero gewesen war, — war ich jetzt gar nicht mehr. Männer mit

Stern und Orden, die mich sonst kaum eines Blicks gewürdigt hatten; — hielten mich jetzt eines freundlichen Lächelns, ja wohl gar eines Händedrucks nicht unwürdig — denn, man merke sich das! die Dame, die mich zum Cicisbeo angenommen hatte, war eine vornehme Dame, die einen mächtigen Einfluß hatte. Lieben und geliebt werden ist dann doch wohl nicht eins. Denn es kommt oft darauf an, wen man liebt, oder von wem man sich lieben läßt.

Fünftes Kapitel.

Logische Distinktionen und ein Einschiebsel über Verdienste, welche ich aber dem großen Abt nicht abgeborgt habe.

Hätte ich das schönste, verständigste Mädchen des Königreichs geliebt, — und das Mädchen wäre — wie man so sagt — nicht von Familie gewesen, hätt' ich dies Mädchen geliebt, mehr als man mit Engelzungen hätte

aussprechen können — was hätte mir das geholfen? Gewiß nicht so viel als — Ich mache hier eine Bewegung, die einer macht, wenn man eine Feder in die Luft blasen will. Deum, was hilft alles Lieben, wenn man nicht weiß, cui bono man liebt?

Das verdammte Latein! Es entfährt mir ein Brocken, ohne daß ich selbst weiß, wie.

Ich hatte also durch meine Inamorata eine recht einträgliche Stelle. Zwar — das muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, — zwar hatte man mir einige verdienstvolle Männer, die lange gedienet — und sich in ihren Geschäfften viel Routine erworben hatten, hintangesetzt. Ich selbst muß bekennen, daß sich das Göttliche in mir — mein Gewissen, gegen diese Ungerechtigkeit sträubte: aber meine Inamorata lachte und scherzte meine Gewissensskrupel hinweg, und ich nahm — den Dienst an.

Der Minister, bei dem ich mich zu der bewußten Stelle melden mußte, sagte mir, daß ich ihm als ein Mann von Verdiensten wäre empfohlen worden, und machte über-

haupt so viel Wesens und Rühmens von meinen Verdiensten, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Wenigstens schwebte mir die Frage auf der Zunge, welche Verdienste ich denn besäße, und ob er sie so genau kenne?

Hätte ich mehr Welterfahrung gehabt, — so würde es mir nicht eingefallen seyn, nur mit einem Gedanken daran zu denken, daß man auch Verdienste haben müsse, wenn man befördert seyn solle.

Verdienste muß man haben, aber, (hört es Jünglinge, die ihr dem Staate einst dienen wollt!) — glaubt nur nicht etwa, daß man viel lernen und viel wissen muß, — wenn man ein Amt haben will.

Hört einen welterfahrnen Mann, der kann euch etwas besseres sagen. —

Laßt vornehmlich, sobald ihr anfangt in die Jahre des Jünglings zu treten, — das zweite Geschlecht eur Hauptaugenmerk seyn.

Lernt euch in die bunten und krausen Launen dieses Geschlechts schicken und sie ertragen.

Schmeichele jedem Weibe, und jedem Mädchen, — vorzüglich denen von Bedeutung.

Seyd höflich, und, — wenn es seyn muß, kriechend gegen die Untergebenen der Großen, als da sind: ihre Bedienten, Mätressen, denn sie haben sich der lästigen Sorge zu denken begeben, und überlassen das den eben genannten.

Da ich in diesem Kapitel so wichtige Wahrheiten kund gemacht habe, so wird es mir wohl schon erlaubt seyn, hier ein wenig auszuruhen.

Sechstes Kapitel.

Das Glük lächelte mir recht hold zu. Ich hatte einen Dienst mit dessen Geschäften ich unbekannt war, und daher kam es, daß ich wenig brauchbar war. Aber das schadete gar nichts. Man sagte mir nichts, weil man wußte, wer meine mächtige Beschützerin war. So ging alles einige Zeit recht gut, bis ein unvermutheter Zufall einen Strich durch mein jetziges Glück machte.

Ich traf eines Tages auf einem Kaffeehause einen meiner Jugendfreunde, der Hempel hieß. Meine Freude war groß, denn der Freund war meinem Herzen von jeher theuer gewesen. Die Freude, ihn nach langer Trennung wieder zu sehen, wurde mir durch die Bemerkung verkümmert, die ich über die Lage meines Freundes schon bei seinem Anblick zu machen Gelegenheit hatte.

Er war in Deutschland mit dem Glücke zerfallen, mit dem er überhaupt nie auf dem besten Fuß gestanden hatte, und war nach Rußland gekommen, um da einen freundlichen Blick dieser launenhaften Dame zu erhaschen. Auch diese Hoffnung schlug ihm fehl, — und er mußte nun in den traurigsten Umständen leben.

Ich drückte ihn mit Freude an mein Herz.

„Sey ohne Sorgen, guter Hempel!“ sprach ich zu ihm. „Mir hat das Glück mehr gegeben, als ich brauche. Was ich habe ist dein.“

Noch heute nahm ich meinen wiedergefundenen Freund zu mir — kleidete ihn, denn er konnte sich unter rechtlichen Menschen kaum sehen lassen. Wie ich ihn ein wenig herausstaffirt hatte, dachte ich daran, ihm eine Stelle als Hofmeister zu schaffen. Es glückte mir eher als ich selbst zu hoffen wagte, und nun hatte ich die süße, tröstende Beruhigung meinem Freunde geholfen zu haben. Ach und doch hatte ich eine Schlange in meinem Busen genährt.

Ich ging mit dem freundschaftlichsten Fuß mit meinem Freunde um, vertraute ihm sogar meine kleine Schrift, in der ich die Mängel und Gebrechen der russischen Staatsverfassung aufdeckte, und die despotische Verfassung dieses Reichs in seiner ganzen Blöße darstellte. Mein Freund — doch so will ich ihn nicht nennen — dieser war ein Ungeheuer, der mir Sorglosen rücklings den Dolch ins Herz stieß. Ich mußte meine Unvorsichtigkeit theuer genug bezahlen! Hempel hatte meine Schrift einem Manne von Bedeutung in die Hände gegeben, und nicht ermangelt, einige Zusätze zu machen, die mich in das gefährliche Licht eines Aufruhrpredigers setzten.

Man ist in Deutschland sehr streng gegen Männer, die man in dem Verachte hat, daß sie je zuweilen über politische Verhältnisse frei sprechen, — und man thut in der That recht, daß man so strenge ist, denn — wer in aller Welt giebt denn den Unterthanen das Recht die Handlungen seines Oberen zu mäckeln? Dieser hat ja die Macht, von Gott und Rechtswegen mit ihnen umzuspringen wie es ihm gefällt. Wie seine Des-

potenlaune es will, kann er ſie plagen, daß ihnen das Blut aus den Schweißlöchern ſpringt — wer darf denn da nur ein Wort ſagen? Nicht einmal klagen kann er, — nicht murren, oder ſein Obrer hat das Recht ihn ſogleich in ein Loch zu werfen, in welchem er weder Sonne noch Mond ſieht. Wer iſt denn über den Fürſten? Niemand: Wer kann ihm etwas verbieten? Niemand.

Meine Beweiſe ſind bündig, — und die Geſchichte der deutſchen Staaten macht ſie ganz unumſtößlich. Ich hoffe alſo, daß man mir ſo bald als möglich eine Penſion geben wird, denn Männer, die ſo denken wie ich, und ſich nicht ſcheuen es öffentlich zu ſagen, ſind jezt ſo ſelten, daß ſie in der That Belohnung verdienen.

Mir wurde der Prozeß ſehr kurz gemacht, — und das war recht löblich. Ich fand dabei weiter nichts auszuſetzen, als daß mich mein Freund verrathen hatte. Ich war meines Amts entſetzt — und hatte die tröſtliche Ausſicht mich binnen kurzer Zeit in Sibiriens reizenden Gefilden mit der Zobeljagd

amüsiren zu können. Daran war mir in der That nicht viel gelegen. Und ich sann auf Mittel, mich zu retten.

In der Angst meines Herzens wendete ich mich an meine Inamorata, bat und beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken sich meiner zu erbarmen, und es durch ihren Einfluß so weit zu bringen, daß ich mit der Verweisung verschont werden möchte. Ich bat so rührend, — erinnerte sie an unser Verhältniß — und wartete sehnsuchtsvoll auf eine Antwort.

Nach langem Harren kam sie endlich: aber, o mein Gott! das war ein Donnerschlag für mich! — Die Dame schrieb mir, daß ich auf sie gar nicht rechnen solle, — und wünschte mir höhnisch — eine glückliche Reise.

Meine Verzweiflung hatte den höchsten Gipfel erstiegen. Alles war mir verhaßt, und nun war es mir, da ich von zwei Menschen so schändlich war hintergangen worden, ganz gleichgültig, ob ich nach Siberien transportirt werden würde, oder ob man mich damit verschonen, oder ob vielleicht ein

Virtuose in der Knute seine Künste an mir versuchen würde.

Ich wartete nun jeden Tag, daß man mich transportiren würde, denn weiter hatte ich nichts zu erwarten. Eines Tages öffnete sich mein Kerker, eine vermummte Gestalt trat herein, und kündigte mir die Freiheit an. Ich traute kaum meinen Ohren.

Sie folgen diesen Männern, sagte der vermummte, indem er auf seine Begleiter zeigte. Diese werden Sie schon über die Gränze bringen. Sie müssen sogleich das Reich verlassen. Er entfernte sich — seine Begleiter nahmen mich unter den Arm, führten mich hinaus, warfen mich auf einen Wagen, und fort ging es, eh' ich mir selbst von dieser so sonderbaren Begebenheit Rechenschaft geben konnte.

Meine Begleiter sprachen kein Wort mit mir; selbst meine Fragen, die ich an sie that, beantworteten sie nicht.

Endlich waren wir an der Gränze. Einer meiner Begleiter übergab mir einen Brief.

Da hab ich etwas an Sie! sagte er. Es war befohlen, daß Sie es erst an der Gränze erhalten sollten. Leben Sie wohl.

Noch eh ich den Brief geöfnet hatte, flogen beide im stärksten Jagen mit dem Wagen fort.

Siebentes Kapitel.

Ein Seitenstück zum vorhergehenden Kapitel.

Mein Freund, dem ich so viel Gefälligkeiten erwiesen, dessen Glück ich gewissermaaßen gemacht hatte, dieser hatte mich ins Unglück stürzen können; ob ich gleich damals nicht begriff, wie die menschliche Natur eines so schändlichen Vergehens fähig sein könnte. Ich weinte Thränen, wie ich den Brief las: denn wer war mein Retter? Ein Mann, dem ich war vorgezogen worden, der also nicht Ursach hatte, mein Freund zu seyn. Und der Mann war mein Retter geworden, hatte

alles in Bewegung gesetzt um mich zu befreien. Man denke, wie schwer ihm dies unter den angegebenen Umständen werden mußte! Und doch hatte er es gethan.

Da war ich nun wieder auf deutschem Grund und Boden, — aber ich wußte nicht, was ich nun in Deutschland anfangen sollte. Mein Entschluß war bald gefaßt; ich wollte wieder in mein geliebtes — zurück, und sehen, ob es mir mit einer Versorgung glücken würde.

Ich armer Tropf! man lächle immer über mich, denn man hat Ursache dazu!

Ich ging in die Residenz, und meine erste Sorge war, mir Gönner zu verschaffen. Ach! wie viele Schuhe hab ich nicht durchlaufen, vor wie viel Livreebedienten, Maitresse sen und Kammerdienern, Kammermädchen Kammerhusaren u. s. w. hab' ich mich nicht gebückt Es half alles nichts — das sah' ich nach langer Zeit erst ein. Man fütterte mich mit schönen Hoffnungen, nahm mir meine

Dukaten da — und dabei blieb es. Mir gingen die Augen erst spät auf — aber was half es denn nun! Es war ganz natürlich, daß man nicht an mich denken konnte, denn der Gönner der mir das letzte Mal, als ich ihm meine Aufwartung machte, heilig versprach, daß ich das nächste Mal versorgt werden solle, — war indeß seiner Maitresse überdrüßig geworden, und der Kammerdiener war so gefällig die abgenützte Waare noch recht schön zu finden, — und der Mann hatte also natürlich mehr Verdienste als ich, — und es war nur Gerechtigkeit, die man ihm widerfahren ließ, wenn er und nicht ich den Dienst erhielt. Ueberdieß hatte er Sr Excellenz lange treu und redlich gedient; — war — was doch eben nichts Kleines ist — mit Sr. Excellenz auf Universitäten gewesen — hatte so manchen dummen Streich den man auf Universitäten gemacht hatte — wieder gut gemacht, manchmal in der Zeit der Noth bei getauften und ungetauften Juden Rath geschafft: was war daher wohl billiger, als daß dieser Mann der sich um den großen Staatsmann, der die rechte Hand des Fürsten war, so viel Verdienste erworben, der ihn in gewisser Rücksicht hatte bilden helfen, — was war wohl

billiger, als daß ein Mann mit solchen Verdiensten belohnt würde. —

Es war von jeher mein Grundsatz, jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, — selbst dann noch widerfahren zu lassen, wenn es mir wehe that. Ich murrte daher nicht, wenn ich sah, daß ein Mann mit diesen Verdiensten mir vorgezogen wurde. Ich hatte nichts, daß ich seinen Verdiensten an die Seite hätte sezen können. Ich war nicht gesonnen eine abgetragne Liebschaft des gnädigen Patrons zu einer rechtlichen Frau zu machen. — War es daher nicht lediglich meine Schuld, wenn man an mich nicht dachte? Ich war auch billig genug, dies einzusehen, und murrte nicht, wie so viele andre thun, die alle ohne Ausnahme von einem falschen Egoismus geleitet werden.

Nur eine einzige Geschichte ärgerte mich, weil sie eine Prellerei war, die mich um meine lezten hundert Dukaten brachte.

Die Geschichte ist kürzlich folgende.

Es war eine sehr einträgliche Stelle offen, und der Sekretär des Ministers von N... bei dem ich mich empfohlen hatte, gab

wir zu verstehen, daß ich den Dienst erhalten würde, wenn ich mir [illegible] kosten lassen wollte. Man gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ich schon einen Nebenbuhler habe, der 80 Dukaten geboten habe. Ich verstand den Wink, und schickte des andern Tages meine lezten hundert Dukaten ab. Ich flegelte sie mit freudig lächelnden Blicken ein. „Gehet hin, sprach ich — ihr sollt mir reichliche Zinsen tragen" Der Sekretair versicherte mir nach einigen Tagen, daß alles recht gut gehen würde. — Es verstrichen Wochen, Monate — und endlich erhielt dieser Diensk nicht Faustin der jüngere, der es sich seine lezten hundert Dukaten hatte kosten lassen, sondern ein andrer, der mich, wie ich nachher erfuhr, überboten hatte.

Ich war wild und toll, denn mich ärgerte es nicht so wohl, daß man mich bei der Nase herumgeführt, als daß man mich um meine lezten hundert Dukaten geprellt hatte.

Ich faßte mir ein Herz, und ging grade zum Minister. Man wollte mich nicht melden, aber ich kannte die Wege schon, wie man gemeldet wird.

Der Minister erschrak wie ich hereintrat, und war freundlich wie ein Ohrwurm.

Ich beklage recht sehr — hub er an, daß mein Einfluß diesmal nicht bedeutend genug gewesen ist Ihnen die Stelle zu verschaffen Hoffen Sie nur, — es wird schon noch gehen.

Ich muß Ew. Excellenz sagen, erwiederte ich fest und unerschrocken, daß ich die Lust verloren habe, noch einen Versuch zu wagen.

Und warum das! Man muß die Hoffnung nie aufgeben.

Es ist aber eine theure Hoffnung, wenn Ew. Excellenz erlauben.

Die Excellenz stutzte. Wie so? fragte sie, rieb die Hände und sah mich mit einem ächten Schauspielgesichte an. Freilich, setzte er nach einiger Zeit hinzu, freilich dauert es immer länger, als man wünscht — aber —

So meint' ich es nicht! erwiederte ich. Wie kostet die Hoffnung hundert Dukaten! —

Die Excellenz trat einen Schritt zurück.

Wie, was sagen Sie?

Ich erzählte ihm den Handel mit seinem Sekretair. Er wüthete und tobte, ging wie halb rasend im Zimmer auf und nieder, endlich klingelte er.

Ein Bedienter kam.

Der Sekretair soll sogleich zu mir kommen!

Nach einigen Augenblicken erschien dieser.

Sie haben, fuhr ihn die Excellenz an, von diesem Manne da hundert Dukaten genommen.

Ja — ich habe —

Was versprachen Sie ihm dafür —

Ich wollte — ich wollte, sagte der Sekretair.

Sie sind von heute an Ihrer Dienste entlassen! sagte der Minister.

Achtes Kapitel.

Aufklärungen.

Ich verließ den Minister mit Empfindungen, für die ich keine Namen finden konnte. Mir war es nun recht lieb, daß ich den Dienst nicht bekommen hatte und meine hundert Dukaten los war.

Hast du doch bei dieser Gelegenheit ein rechtschaffenen, gerechten Mann kennen lernen! sagte ich zu mir selbst.

Der Minister Y . . war nun ein Halbgott in meinen Augen. Wen ich von meinen Bekannten sahe, dem erzählte ich diese Geschichte, und natürlich sparte ich die Lobeserhebungen nicht. Eines Abends, — wenige Tage nach diesem Vorfalle — war ich mit einigen meiner Bekannten auf einem öffentlichen Orte. Ich erzählte diese Begebenheit auch, denn ich war so davon eingenommen, daß ich sie jedermann hätte erzählen

mögen, und wär es auch ein ganz steinfreyer Mensch gewesen.

Ein alter Mann, der sich mit in unsern Zirkel gemischt hatte, hörte mir aufmerksam zu. Ich bemerkte je zuweilen eine lächelnde Miene, und ein kleines unmerkliches Kopfschütteln.

Wie ich meine Erzählung geendigt hatte, fragte er mich: ob ich ganz gewiß überzeugt sey, daß dies alles wahr sey.

Ich sah ihn mit großen Augen an.

Warum sollt es denn nicht wahr seyn? fragte ich ihn.

Weil es nicht wahr ist!

Nun das ist doch sonderbar? sagte ich.

Sehn Sie, fuhr der Unbekannte fort, der Minister hat nicht Sie allein, sondern eine Menge andre unerfahrne Menschen auf die Art hintergangen. Er spielt mit seinem Sekretair eine Karte, — und dieser muß am Ende zum Schein — aber auch nur zum Schein die Zeche bezahlen. —

Aber wie ist denn das möglich? fragte ich. Das Erstaunen des Ministers, als ich ihm erzählte, wie man mir mein Geld abgenommen habe — die Bestürzung des Sekretärs, als ihn der Minister überfahren hatte, — nehmen Sie alles das zusammen, — das kann doch ohnmöglich Betrug seyn.

Und doch ist es weiter nichts. Die Rolle spielen Beyde nur zu gut, denn sie haben sie zu oft gespielt. — Ich will Ihnen die Sache ein wenig nähar erklären.

Diese Stelle, die auch Ihnen hundert Dukaten kostet, hat dem Minister rein vierhundert Thaler eingetragen. Ich weiß das aus sichern Händen. — Seine Maitresse brauchte eben eine neue Equipage. Der Herr Minister machen einen großen Aufwand, — ihr Vermögen ist schon verthan, und doch braucht man Geld — man muß sich also zu helfen suchen, so gut es geht. Es ist doch besser, daß die Maitresse des Ministers die Equipage erhält, — denn der Minister liebt sie sehr, — und die Dame versteht das Handwerck. Sie würde wenigstens einen Monath lang bey dem Minister haben schmollen müssen — und doch konnte er ohne das liebe Mädchen

nicht

nicht leben. Wer weiß, welche schrecklichen Befehle dann die Folge gewesen wären, wenn seine Gebieterin mit ihm geschmollt hätte.

Sie sehen also, daß es billig war, daß Sie um Ihr letztes Geld kamen.

Ey! rief ich im höchsten Verdruß aus. Was Sie mir nicht alles überreden wollen! ich hab' es ja gehört, daß er den Sekretair abdankte.

Der Sekretair ist ein abgefeimter Schurke. Er weiß nur zu gut, daß der Minister ohne ihn nicht leben kann, — weiß es auch, daß er seinen Abschied nicht erhält. Denn in vier Wochen ist er wieder öffentlich in den Diensten des Ministers.

Er hatte einen dummen Streich gemacht! sagt dieser, — und ich schickte ihn fort: aber er ist gar zu brauchbar, und überdies bat er mich auch zu sehr, daß ich mich erweichen ließ.

So spricht der Minister, und die Verständigen übersetzen diese spaßliche Redensart ganz richtig, wenn sie sagen, sie müsse so verstanden werden: der Sekretair hat mir einmahl

in die Karte gegackt, — überdies ist er eine feine Kanaille, die ich in allem brauchen kann, und die mir aus mancher Verlegenheit hilft; ich kann ihn also nicht entbehren.

Herr! rief ich noch unwilliger, Sie sind ein boshafter Verläumder.

Der Mann ließ sich durch nichts aus dem Gleichgewichte bringen.

Mir ist es ganz einerley, was Sie von mir denken! sagte der Mann ganz kaltblütig. Indeß, wenn Ihnen daran gelegen ist, so will ich Sie morgen überführen, daß ich so unrecht doch nicht haben dürfte.

Der Vorschlag wurde angenommen; ich versprach dem Unbekannten, ihn morgen um diese Stunde hier zu erwarten, denn ich konnte mir nicht vorstellen, wie der Minister eine so täuschende Ungerechtigkeit begehen könnte. Freylich wußte ich wohl, daß die Großen sich je zuweilen etwas erlauben, daß nicht recht ist: — aber ich konnte mir nur nicht denken, wie man seine Rolle so täuschend spielen könne.

Neuntes Kapitel.

Der Unbekannte rechtfertigt ſich.

Noch vor der beſtimmten Stunde war ich an dem feſtgeſetzten Orte und erwartete den Unbekannten, der ſeine Behauptungen vollkommen zu rechtfertigen verſprochen hatte. Er erſchien aber ziemlich ſpät.

Bald hätt' ich gar nicht kommen können! ſagte er zu mir. Indeß es lag mir daran Sie zu überführen. Es iſt mir gelungen einige Urkunden zu bekommen, die für mich ein vollgültiges Zeugniß ablegen.

— Wo ſind die Papiere?

Nur Geduld, mein Herr! Daß Sie der Miniſter betrogen hat, kann ich Ihnen noch nicht beweiſen: aber ich ſetze meinen Kopf zum Pfande: er hat Sie betrogen. Hier hab' ich eine Menge eigenhändiger Briefe des Miniſters in der Hand, die er bey einem ähn-

lichen Falle, als die Amtmanns Stelle in *** zu vergeben war, geschrieben hat. Hier haben Sie die Briefe. Lesen Sie!

Ich verschlang die Urkunden mit einer Begierde, von der man sich ohnmöglich einen Begriff machen kann.

Mein Gott, ist das möglich! rief ich einmahl über das andere aus. Eine Amtmannsstelle um achttausend Thaler zu verkaufen?

O das ist noch nicht alles! sagte der Unbekannte. Lesen Sie nur weiter! —

Ach! ich mag nicht weiter lesen, ich habe daran genug! sagte ich, und warf diese schändlichen Briefe unwillig von mir.

So lesen Sie doch nur weiter. — Der Minister hat die Stelle nicht nur für achttausend Thaler verkauft, sondern es mußte auch noch ein alter verdienstvoller Mann, der seinem Fürsten lange Zeit redlich gedient hatte, abgesetzt werden, damit der Minister achttausend Thaler mit seiner Maitresse verschwelgen konnte.

O das ist abscheulich, himmelschreyend!

Das ist es wohl! entgegnete der Unbekannte; aber wer kann da etwas machen! Wer kann sich einem so reissenden Strom entgegen setzen?

Warum macht man solche schreyenden Ungerechtigkeiten nicht bekannt?

Wer soll das wagen! Unsre Schriftsteller wagen das nicht; sie schmeicheln lieber, weil sie dabey nichts zu verliehren haben, wohl aber gewinnen können.

Wollen Sie mir diese Papiere überlassen? fragte ich den Unbekannten.

Was wollen Sie damit machen?

Beantworten Sie mir erst meine Frage.

Ja! ich will sie Ihnen herzlich gern überlassen, doch vorher müssen Sie mir auch sagen, welchen Gebrauch Sie von diesen Papieren machen wollen.

Das können Sie nicht errathen?

Nein! ich kann mir es nicht denken!

Ich will diese Aktenstücke drucken lassen, und eine kurze Geschichtserzählung vorausschicken.

Der Alte lächelte.

Dazu hätten Sie Muth genug?

Warum denn nicht?

Das wäre schön! sagte er, ergriff meine Hand, aber haben Sie auch überlegt, was Sie dabey wagen?

Was ich wage? Was wagt man denn bey der Wahrheit?

Wie ich mich nur so vergessen konnte! Ich durfte ja nur zurücktenken. Denn der Kützel, die Wahrheit öffentlich und ungescheut zu sagen, hätte mich ja bald zum kayserlichen Jovelfänger in Siberien gemacht.

Sie wagen viel! sagte der Unbekannte noch einmahl. Und was gewinnt das Ganze dadurch.

Wie können Sie das fragen? der Fürst erfährt es, ein Böswicht wird entlarvt; — die Gerechtigkeit herrscht da, wo sonst nur willkührliche Despotie herrschte; — Verdienste gelten dann, und nicht Dukaten —

Ich bewundere Ihren Enthusiasmus; aber glauben Sie mir, er hilft nichts!

Das wäre nicht möglich! Sollte man denn die Stimme der Wahrheit nicht hören?

Man wird sie wohl hören, — aber nicht darauf achten. Der Minister wird sich rechtfertigen — und Sie haben von Glück zu sagen, wenn sie mit Ihrer Freyheit davon kommen.

Ich wage es! Sie sollen sehen, welche Wirkung es thun muß.

Und ich bedaure, daß ich sobald nicht erfahren werde, wie es abgelaufen ist; ob ich recht gehabt habe?

Wie so?

Ich gehe in einigen Tagen nach Amerika, um da den Rest meines Lebens zu enden.

Sie nach Amerika? In diesem Alter?

Ich habe schon seit langer Zeit in Amerika gelebt, und ging nur erst vor drey Jahren nach Deutschland zurück, um meine Bekannten noch einmahl zu sehen, und auf immer von ihnen Abschied zu nehmen. Lassen Sie sich noch einmahl Vorsichtigkeit anrathen. Sie wagen ein gefährliches Spiel.

Und das Spiel sollte gefährlich seyn, da die Wahrheit auf meiner Seite ist?

Das hilft Ihnen nichts. Es ist nichts gefährlicheres als Wahrheit, und eben deswegen die Wahrheit, die man einem Großen sagt.

Nicht möglich!

Nur zu gut ist das möglich. Es hat niemand mehr Gelegenheit Böses zu thun, als die Großen, — und jeder Beamte, der kleinste, der unbedeutendste sogar hat ein Interesse, daß die Großen recht viel Böses thun, damit er geschont werde, denn dann geht ihm auch eine kleine Ungerechtigkeit ungestraft hin.

Zugegeben daß dies, was Sie mir da sagen, wahr sey, so ist es ja um so verdienstlicher, Ungerechtigkeiten aufzudecken — und sie zu den Ohren desjenigen zu bringen, der sie nicht ungestraft lassen kann.

Sie sollten mich dauern, wenn Ihnen Ihr Enthusiasmus für's Gute schlimm belohnt werden sollte. Aber seyn Sie vorsichtig! — Sie kennen die Welt noch nicht, kennen die Menschen nicht, gegen die Sie mit den gefährlichen Waffen der Wahrheit zu Felde ziehen wollen. — (nach einer Pause) Ich nehme gerührt Abschied von Ihnen: hier haben Sie meine Adresse. Schreiben Sie mir; ich habe Sie seit der kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft recht lieb gewonnen.

Zehntes Kapitel.

Meine Schicksale als Autor.

So bald ich diese Papiere in Händen hatte, setzte ich mich hin, und schrieb eine Geschichtserzählung dazu. Meine Feder schonte niemand, und ich sprach, begeistert durch den Gedanken, daß ich Wahrheit sprach, was mein Herz fühlte.

Wie ich fertig war, eilte ich zu einem Buchhändler. Man bat sich mein Manuscript auf einige Tage aus, und ich erhielt nach Verlauf derselben zur Antwort, daß man unmöglich wagen könne, dieses Buch zu drucken. Man rieth mir zugleich, ich solle an einen sächsischen Buchhändler schreiben, weil sich dieser eher zum Verlag verstehen könne.

Das war mir zu weitläuftig, — auch wollte ich mich nicht gern der Strenge der sächsischen Censoren, die bekanntlich eine sel-

ne Nase haben, aber sonst an einem wesentlichen Requisit eines Censors Mangel leiden, unterwerfen; denn man sagt ihnen im Auslande eben nicht viel gutes nach. Ich weiß nun nicht, ob man ihnen zu viel thut. Doch mögen sie noch um ein Gutes besser seyn, als der Herr Censor in Grätz, der die Grundlehren der Trigonometrie aus der Ursache verbot, weil alles verboten sey, was über die Dreieinigkeit handele. Ein ähnliches Schicksal hatte das Buch: Ueber die Ausrottung der Insekten. Der Censor, der sehr blöde Augen haben, aber in den Anfangsgründen der deutschen Sprache, welche bekanntlich im Lesenlernen bestehen, sehr vernachlässigt seyn muß, las Jesuiten, anstatt Insekten, und verbot das Buch.

Da der Staat nun einmal eine Klasse Menschen besoldet, die den andern sagen sollen, was sie lesen dürfen oder nicht, so sollte man doch auch darauf sehen, daß die Censoren ihrem Amte verstehen, und wenigstens lesen könnten. Auch könnte es wahrlich nichts schaden, wenn man sie der Prüfung eines medizinischen Kollegiums unterwürfe,

das dann über ihren Verstand ein Gutachten geben müßte.

Dieser Vorschlag paßt vorzüglich auf die katholischen Länder, und ist es wohl werth, daß man ihn ad referendum nimmt. Nur muß er nicht im gewöhnlichen Sinne des Worts ad referendum genommen werden, denn da bedeutet dieses ad referendum nehmen immer so viel als: liegen lassen.

Endlich fand sich ein Verleger, der Muth genug hatte meine Schrift zu drucken. Wer war froher als ich! In dem Taumel meiner Freude v wußt ichs gar, das Honorar zu bestimmen, und der Verleger war wahrscheinlich auch zu sehr beschäftigt mit dem Interesse der Menschheit und der Wahrheit, daß auch er nicht daran dachte. Freilich mochte sein Interesse von dem meinigen sehr verschieden seyn.

Meine Schrift war nun gedruckt, wurde ausgegeben, machte viel Aufsehen, denn so etwas hatte man noch nicht erlebt. Ich freute mich schon über das viele Gute, das sie

stiften würde, — und versprach mir von meiner Schrift den größten Nutzen.

Schon stand ich, im Geiste versteht sich, vor dem Fürsten, und neben mir der Minister mit einer Armensündermiene. Ich mußte dem Minister in Gegenwart des Fürsten seine Vergehungen noch einmal vorhalten; — der Minister wurde aus besondrer Milde nur abgesetzt, und auf seine Güter verwiesen. Mich aber belohnte der Fürst, gab mir eine Pension, und versprach mir, mich bei der ersten Gelegenheit anzustellen.

Ach! was träumte ich nicht alles! Und doch war alles dies nur Traum, und das Erwachen so schrecklich.

Ich saß eben eines Abend in diese Träumereien vertieft auf meinem Zimmer, — und wunderte mich nicht wenig, daß mich der Fürst noch nicht habe zu sich kommen lassen, als einer meiner Freunde, der redliche Bernhardt in meine Stube stürzte.

Mein Gott! rief er mir entgegen, was haben Sie gemacht?

Ich sah ihn verwundrungsvoll an. Es war mir ärgerlich, daß er mich in meinem schönen Traum gestört hatte.

Retten Sie sich, um Gotteswillen! retten Sie sich sogleich.

Aber warum denn?

Wie können Sie denn nur noch fragen?

Aber sagen Sie mir doch, was habe ich denn gethan, oder verbrochen?

Verbrochen haben Sie denn nun wohl nichts. —

Und warum soll ich denn fliehen, wenn ich nichts verbrochen habe?

Wir wollen uns hier nicht über Worte streiten. Sie haben eine Unvorsichtigkeit begangen, die Ihnen theuer zu stehen kommen könnte.

Jetzt erst erwachte ich aus meinen Träumen.

Ach! sagte ich, Sie meinen wohl die Broschüre in der ich die Ungerechtigkeiten des Ministers aufdecke?

und davon können Sie so kalt, so gleichgültig sprechen?

Warum denn nicht? es ist ja die Wahrheit.

Eben darum, weil es Wahrheit ist. —

Nun, was habe ich denn da zu fürchten?

Um Gotteswillen! retten Sie sich, eh' es zu spät ist — — Man kann Sie diese Nacht noch in Verhaft nehmen. Ich weiß aus sichrer Hand, daß der Befehl dazu vielleicht so eben ausgefertigt wird.

Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath, mein lieber Bernhardt, aber ich werde bleiben.

Und sich der Rache des Ministers aussetzen, den Sie gereizt haben, der den Schimpf, den Sie ihm angethan haben, unmöglich auf sich sitzen lassen kann?

Ich wollte mich nicht dazu verstehen, einen Fuß aus meiner Stube zu setzen.

Mein Schicksal sey auch welches es immer wolle, ich will es festen Muthes erwar-

ten. Würde meine Flucht nicht selbst ein stillschweigendes Geständniß seyn, daß ich mich schuldig fühle? Nein! ich bleibe.

Gut! das steht bei Ihnen. Sie bleiben, — man wirft Sie einige Jahre auf die Vestung, und Sie haben dann Muße genug, Ihre Unvorsichtigkeit zu bereuen — Ihre Freiheit sind Sie sich ja selbst schuldig!

Wie kann ich denn diese verlieren? Der Fürst wird auf mich hören.

Glauben Sie das so zuversichtlich? —

Ich habe die eigenhändigen Briefe des Ministers in den Händen. Mit diesen will ich vor den Fürsten treten, und mein Urtheil erwürken, es falle auch, wie es nur immer wolle.

Sie machen, daß es mich reut, je etwas zu Ihrem Besten gethan zu haben.

Ich werde für mein Bestes schon selbst sorgen. —

Sie erbittern mich auf keine Art: ich versichere Ihnen das. — Aber ich versichre Ihnen auch, daß ich nicht eher von Ihnen

sehe, als bis Sie meinen freundschaftlichen Rath angenommen haben.

Aber was soll ich denn eigentlich thun?

Sich retten! Mit mir fliehen.

Gleich jetzt?

Eben jetzt! Es ist hohe Zeit. Wir sind vielleicht keine Stunde mehr sicher.

Aber wohin soll ich denn?

Ueber die Gränze. Wir haben nur zwei Stunden bis dahin. Ich habe schon Postpferde bestellt.

Aber die Sache der Wahrheit, die ich noch auszufechten habe. Ich darf im Kampfe nicht ermatten.

Ich sage Ihnen aber, daß Ihnen Ihr Dableiben nichts — gar nichts frommt. Der Minister hat schon darauf angetragen, daß ein Verhaftsbefehl ihn in den Stand setzt, Sie jeden Augenblick arretiren zu lassen. Er hat also den Fürsten schon von allem unterrichtet, — Sie werden den Kürzern ziehen. —

Aber ich habe ja Wahrheit gesprochen. —

Ey zum Henker! das ist ja eben das Schlimste dabei, Wahrheit will man ja eben nicht hören. Der Minister wird sich heraus wickeln, und auf Ihnen bleibt denn alles sitzen.

Elftes Kapitel.

Die Gefahr ist vor der Thüre. Der Wahrheitsprediger wird flüchtig.

Mein Gott, sagte Bernhardt, so machen Sie doch, daß wir fortkommen. Ich höre in der That schon Lärm auf der Gasse. Lassen Sie uns durch den Garten durch die Hinterthür hinaus gehen, so können wir noch entwischen.

Wie ich stand und ging nahm mich mein Freund fort. Wir eilten durch einige finstre Gassen. Am Ende von einer derselben hielt ein Postwagen. Ich stieg maschinen-

mäßig hinein, denn ich hatte nicht Besinnungskraft genug für mich selbst zu handeln.

Vier Stunden mochten wir im schärfsten Trott fortgefahren seyn, als Bernhardt dem Fuhrmann anzuhalten befahl.

Hier können Sie einige Zeit bleiben. Ich stehe Ihnen dafür, daß Sie sicher sind vor allen Nachforschungen. Auf die Redlichkeit des Mannes, dem ich Sie anvertrauen will, können Sie sich fest verlassen.

Wir stiegen aus. Mein Freund klopfte an, und ein alter Mann öffnete uns freundlich die Thür.

Führe uns in die Stube, die ich gewöhnlich bewohne! sagte Bernhardt zu dem Alten. Morgen will ich deinen Herrn erst sprechen. Laß ihn heute nur schlafen.

Der Alte versprach es, und hielt Wort.

Aber wo bin ich denn? fragte ich meinen Führer.

Sie sind in * * *schem Gebiete, wo Ihnen Niemand etwas weiter thun wird. Der

Mann, zu dem ich Sie bringe, ist ein redlicher biedrer Mensch.

Ich konnte die Nacht kein Auge zuthun, denn es gab doch Augenblicke, in denen ich mich über mich selbst ärgerte, daß ich mich hatte bereden lassen die Flucht zu ergreifen.

Alles das Gute, das du hättest stiften können, ist nun durch einen einzigen unbesonnenen Streich vernichtet. Warum mußtest du denn fliehen? Denn ist alles verdorben. Ja du hast vielleicht alles schlimmer gemacht. Man wird dich für einen Pasquillanten halten, der den Muth nicht hat, einem Schurken die Wahrheit unters Gesicht zu sagen.

So sprach ich zu mir selbst, und machte mir die bittersten Vorwürfe. —

Bernhard stellte mich seinem Freunde als einen seiner vertrautesten Freunde vor, und bat ihn mich einige Zeit bei sich zu behalten, weil mich gewisse Umstände nöthigten, eine Zeitlang verborgen zu bleiben.

Sie ſind mir, ſagte Herr Leuvold, (der der Pächter eines anſehnlichen Mittelgutes war, und ſich durch Fleiß und glückliche Spekulationen ein anſehnliches Vermögen erworben hatte) dadurch ſchon aufs Beſte empfohlen, daß Sie der Freund meines Freundes ſind. Bleiben Sie bei mir, ſo lang es Ihnen gefällt. Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn.

Mein Freund Bernhardt reiſte noch dieſen Vormittag ab, — und verſprach mir, daß ich ſobald als möglich Nachricht erhalten ſollte, wie meine Sachen ſtünden. Er hielt Wort, denn nach vierzehn Tagen erhielt ich einen Brief von ihm, den ich den Leſern wörtlich mittheilen will, weil er eines Auszuge kaum fähig iſt.

„Bernhardt an Fauſtin den Jüngern.

Danken Sie Gott, lieber Freund, daß Sie meinem Rathe folgten. So ſind Sie doch noch mit einem blauen Auge davon gekommen. —

Wir sind kaum eine Stunde weg gewesen als die Polizei in Ihr Logis gekommen ist, um Sie selbst, wie sich zu nehmen. Man hat sich aller Ihrer Papiere bemächtigt. Ich hoffe und wünsche, daß nichts verdächtiges darunter ist. — Das Schicksal Ihrer Broschüre ist sehr traurig gewesen. Vor wenig Tagen wurde sie durch Henkers Hand auf dem öffentlichen Markte verbrannt. Ihr Name, nebst einem Konterfey Ihrer Person, ist an allen Thoren angeschlagen, und hat drei Tage hinter einander am Pranger stehen müssen. —

Wären Sie hier geblieben, so würde man Ihnen wohl einige Jahre Bedenkzeit gegeben haben auf der Festung darüber nachzudenken: ob es besser ist, Sich im Stillen gegen Ungerechtigkeiten zu stemmen, oder sie öffentlich bekannt zu machen.

Der arme Verleger Ihrer Schrift kommt am schlimmsten dabei weg. Er hat Sie zwar um das Honorar betrogen, aber der arme Mann sollte ein Jahr auf die Festung — und hat sich durch eine namhafte Summe erst los kaufen müssen. Der Mini-

ster, den Sie zu stürzen suchten, ist durch diesen Vorfall der Liebling des Fürsten geworden, denn er hatte Feinheit genug, die ganze Sache dem Fürsten so vorzutragen, daß ihn der Fürst gleich von allem Verdachte frei sprechen mußte. Aber er war, wie er sah, daß er beim Fürsten nichts zu fürchten hatte, fein genug, seine Entlassung zu fodern.

Was? hat der Fürst gesagt, Ihre Entlassung wollen Sie?

Ja Ew. Durchlaucht! Ich muß darum bitten, muß um so dringender darum bitten, da der redlichste Diener nicht sicher ist vor heimlichen Pasquillanten.

Sie errathen warum der schlaue Minister seine Entlassung forderte. Der Fürst bestand nun darauf, daß er bleiben sollte, — und der Minister rückte sogleich in ein andres Departement. Nun hat er erst freie Hand, so viel Böses zu stiften als möglich — Sehn Sie nun was es geholfen hätte, wenn Sie die Kühnheit so weit trieben, — und nicht fortgingen."

Ich erspare mir ich den Brief Paloste hatte.

Hast du keine Blitze mehr, Ewiger? sagte ich mit einem Blick zum Himmel, Kreuze die Bösewichter, entlarve du sie. Du siehst es, Vater, Menschen vermögen das nicht. Die Bosheit andrer Menschen trifft den Guten, die Muth haben die Wahrheit zu sagen, immer in den Weg. Laß doch die Bösewichter nicht länger triumphiren! Du kennst mich, — ich faßte die redlichsten Absichten, als ich den Betrug des Ministers bekannt machte, keine andere Nebenleidenschaft führte meine Feder, als Liebe für die Wahrheit. Es ist ja dein Wille, daß die Menschen besser werden, so unterstütze auch die wenigen Edeln, die den Muth haben, die Wahrheit laut, öffentlich und ungescheut zu sagen.

Zwölftes Kapitel.

Ich mache Grille

Was sollte ich nun anfangen? das war die wichtige Frage, die mich von Tag zu Tag immer mehr beschäftigte.

Ich hatte meine bürgerliche Ehre gewissermaßen verlohren; — aber das war das wenigste, was mich kümmerte. Nicht, als wenn mir meine Ehre so gleichgültig gewesen wäre; da würde ich mich selbst verachtet haben, wenn ich den Gedanken nur hätte denken können. Aber die Art wie und warum ich meine bürgerliche Ehre verlohren hatte, war mir sehr gleichgültig. Was hatte ich denn gethan? Nichts, das Tadel verdient hätte. Kann ich dafür, daß Bosheit in der Welt immer triumphirt, und die Stimme des Rechtschaffnen so selten gehört wird? Ist es meine Schuld, daß der beste Fürst oft nicht Wahrheit hören darf? weil seine Höflinge

nicht wollen, die gewohnt immer so eingerichtet haben, daß er das nicht hören darf, was ihnen schaden könnte. Und Wahrheit hassen die Höflinge, wie die Engel der Finsterniß das Licht.

Ich ging mit mir selbst zu Rathe, was ich nun wohl anfangen könnte, um mich mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Bey meinem großmüthigen Wirthe konnte ich nicht länger bleiben, ob er mich gleich dazu überreden wollte.

Vielleicht kauf ich mir selbst bald ein Gut, sagte er zu mir, oder ich trete in einen größern Pacht. Dann brauche ich noch einen Gehülfen. Sie bleiben bey mir, haben Kost und Wohnung frey, und ich gebe Ihnen noch eine Summe an Geld, mit der Sie zufrieden seyn sollen. Sie erwerben sich indeß Kenntnisse von Landwirthschaft — die können mit der Zeit selbst einmahl in einer Pacht treten.

Der Rath war ganz vernünftig! aber ich war nicht gesonnen, ihn zu befolgen.

Es muß schon noch auf eine andre Art gehen, sagte ich zu mir selbst. Nur den Muth nicht verlohren! Frey gelebt, und unabhängig! Das ist die Würze des Lebens. Wenn du da auch im Schweiße deines Angesichts dein Brod essen mußt! Was hat das zu sagen? Es schmeckt doch besser, als Brod, das man in der Sklaverey verdient. —

Ja! das war nichts! sagte ich nach einer Weile. Betrügen muß man die Menschen nicht. — Aber wie? ein Guckkasten! Ich sprang auf, klatschte in die Hände.

Den Gedanken hat mir Gott eingegeben! rief ich aus. Ja das will ich machen.

Wer dem Geschmacke des Publikums nur immer ein Gerichte vorsetzen kann, das auf eine andre Art zubereitet zu seyn scheint, sey es auch immer das nämliche; das schadet nichts! Diesen Kunstgriff verstehen unsre Ritter- und Geister-Romanfabrikanten gar vortrefflich. Sie kochen alle einerley Speise, nur weiß sie jeder so aufzuputzen, daß es den Anschein hat, als sey sie anders zubereitet. Ein Ritter-Romanfabrikant macht aus seinen

Rittern Stücknecht, (denn unsre Damen, die die Ritter-Romanleküre so sehr lieben, müssen das bezeugen können), die in der behaftesten Sprache reden; — der andre macht aus seinen Rittern Süßlinge, die man seit in unser Jahrzehend setzen könnte, so sehr entkräftet und aller männlichen Würde beraubt sind sie. Und doch gefallen sie unsern Damen.

Die Extreme berühren sich! kann man hier sagen. Der Geschmack unsrer Damen ist sehr wunderbar, oder vielmehr sehr sonderbar. Ungezogenheit gilt ihnen für Artigkeit, eine gewisse Derbheit im Betragen für eine edle Nonchalance, und eine abgeschmackte Süßlichkeit für Empfindung.

Wer kann das ändern! denn bekanntlich ist niemand gegen seine Fehler so blind, als das weibliche Geschlecht. Sie sind die inkorrigibelsten Geschöpfe auf der Welt, — und ein Glück für den Staat ist es, daß sie nicht Soldaten werden müssen; die könnte kein Instruktions-Unteroffizier exerciren. Man müßte sie denn den Offizieren in die Le-

Ein Guckkaſten war es alſo, der den thieriſchen Theil meines Selbſt durch die Welt bringen, d. h. ernähren ſollte.

Man lache nicht. Denn was thut der Deutſche nicht fürs Geld?

Ein Mädchen verkauft für Geld ihre Ehre, ein Weib die Treue, die ſie ihrem rechtſchaffnen Manne ſchuldig iſt, der ſie im Schweiße ſeines Angeſichtes ernährt. Ein Beamter giebt ſeine Redlichkeit für Geld hin, — der Richter ſein Gewiſſen — und drey Theile von unſern Autoren ihre Federn, und ihr etwaniges Gehirn. Der Rezenſent läßt ſich durch Geld überreden, daß das Buch, das eigentlich unter aller Kritik iſt, ſchön ſey — und ſagt das ſeinen Leſern mit dem ehrlichſten Geſichte, beweiſt es ſogar durch einen philoſophiſchen Gallimathias.

Das iſt der Weltlauf, und Adam Riſe bleibt gewiß ſo lange die Welt ſteht der

Ja nach Willem[illegible] gibt

große Kaufmannsläden, die sogar bey der Hofhaltung Westalin Schreiber finden.

Also ein Guckkasten?

Ja! den hab' ich nunmehr auf dem Buckel, und wandre auf der Welt herum, und gehe eben nach Leipzig zur Messe!

Merken Sie, was das sagen will?